

**Aus dem Institut für Ethik und Geschichte der Medizin  
der Universität Tübingen**

**Lehrbereich Geschichte der Medizin**

**Direktor: Professor Dr. Dr. U. Wiesing**

**Robert Binswangers pathographische Studie  
über den Schweizer Maler  
Karl Stauffer-Bern**

**Inaugural–Dissertation  
zur Erlangung des Doktorgrades  
der Medizin**

**der Medizinischen Fakultät  
der Eberhard Karls Universität  
zu Tübingen**

**vorgelegt von**

**Melanie Neubert, geb. Quarz**

**aus**

**Waldbröl**

**2012**

Dekan:	Professor Dr. I. B. Autenrieth
1. Berichterstatter:	Professor Dr. A. Hirschmüller
2. Berichterstatter:	Frau Professor Dr. B. Wild

Meinen Eltern.



## Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung .....	7
2	Quellen und Methode .....	10
3	Zur Person .....	12
3.1	Karl Stauffer-Bern .....	12
3.2	Robert Binswanger .....	19
3.3	Otto Brahm .....	21
4	Karl Stauffer-Bern .....	24
4.1	Der Künstler Karl Stauffer-Bern .....	24
4.1.1	Malerei 1877-1888 .....	25
4.1.2	Graphik 1884–1887 .....	31
4.1.3	Bildhauerei 1887-1891 .....	35
4.1.4	Dichtung 1889–1890 .....	38
4.1.5	Stellenwert der Photographie .....	43
4.2	Charakterisierung Karl Stauffer-Bern .....	45
4.3	Die Person Karl Stauffer im Urteil seiner Zeitgenossen .....	51
4.3.1	Friedrich Emil Welti .....	51
4.3.2	Anton von Werner .....	51
4.3.3	Wilhelm Bode .....	52
4.3.4	Hermann Katsch .....	53
4.3.5	Peter Halm .....	57
4.3.6	Max Klinger .....	63
4.3.7	Gustav Freytag .....	64
4.3.8	U. W. Züricher .....	66
4.3.9	Ferdinand Vetter .....	67
5	Die Pathographie Robert Binswangers über Karl Stauffer-Bern .....	71
5.1	Pathographie als Genre .....	71
5.1.1	Definitionen .....	71
5.1.2	Pathographie - Entwicklung und Methodik .....	72
5.2	Binswangers Studie .....	83
5.2.1	Vorgeschichte .....	83

5.2.2	Inhalt der Studie Binswangers .....	84
5.2.3	Drucklegung und Verbreitung der Studie .....	99
5.3	Rezeption .....	100
5.3.1	Öffentliche Rezeption der Studie .....	100
5.3.2	Die „Klinger-Affäre“ .....	101
5.3.3	Persönliche Reaktionen auf Binswangers Studie.....	114
5.3.3.1	Neutral formulierte Schreiben an Binswanger .....	117
5.3.3.2	Schriftstücke mit negativer Kritik .....	118
5.3.3.3	Positive Schreiben an Binswanger.....	121
5.3.3.4	Erwähnung Klingers in den Schreiben an Binswanger.....	127
6	Ergebnisse und Diskussion .....	131
7	Zusammenfassung.....	140
8	Abkürzungsverzeichnis .....	142
9	Quellenverzeichnis.....	143
9.1	Archive .....	143
9.2	Quellenverzeichnis .....	144
10	Abbildungsverzeichnis .....	153
11	Anhang.....	155
11.1	Kopierbücher .....	155
11.2	Familienarchiv Binswanger.....	164
11.2.1	Korrespondenz Januar bis Mai 1894. ....	164
11.2.2	Undatierte Schreiben .....	189
11.2.3	Von Berlepsch.....	193
11.2.4	Friedrich Emil Welti über Karl Stauffer-Bern und sein Verhältnis zu Lydia Welti; mit Auszügen aus einem Tagebuch von Karl Stauffer-Bern .....	197
12	Danksagung .....	205
13	Lebenslauf.....	206

# 1 Einleitung

Der Psychiater Robert Binswanger (1850-1910) war von 1880 bis zu seinem Tod im Jahr 1910 Leiter der Privatirrenanstalt „Bellevue“. Diese private Heilanstalt für psychisch Kranke war von seinem Vater Ludwig Binswanger d. Ä. in Kreuzlingen, Kanton Thurgau, Schweiz, 1857 gegründet worden und befand sich über vier Generationen in Familienbesitz, bis sie 1980 aufgrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten geschlossen werden musste.

Die Bibliothek der Anstalt und ihr gesamter, umfangreicher, gut erhaltener Archivbestand wurden 1986 der Universität Tübingen übergeben. Die Bibliothek ist seitdem im Institut für Ethik und Geschichte der Medizin zugänglich, und das Archiv wurde als „Binswanger-Archiv“ in das Universitätsarchiv Tübingen eingegliedert. Es enthält die Kranken- und Verwaltungsakten der Klinik, den Nachlaß Ludwig Binswangers d. J. sowie das Familienarchiv der Familie Binswanger.

Im Institut für Ethik und Geschichte der Medizin der Universität Tübingen wurde ein von der DFG gefördertes Projekt zur Erschließung und Auswertung des Binswanger-Archivs initiiert. Eine Reihe von Dissertationen untersuchen in Fünfjahreszeiträumen die theoretischen Konzepte und die Behandlungspraxis der Anstalt anhand der Krankenakten<sup>1</sup>.

Das im Familienarchiv Binswanger befindliche Material wird zur näheren Untersuchung zweier größerer Publikationen genutzt, die Robert Binswanger während seiner Zeit als Direktor der Klinik Bellevue veröffentlichte. Eine Arbeit von Julia Würthner behandelt Binswangers Beitrag zu einer Schweizer Irrengesetzgebung.<sup>2</sup> Die hier vorliegende Arbeit widmet sich der 1894 erschienenen Publikation Binswangers „Karl Stauffer-Bern. Eine psychiatrische Studie von Robert Binswanger - Kreuzlingen“.

---

<sup>1</sup> Bisher liegen aus dem Zeitraum 1857-1910 vor: Stäbler (2000), Schweizer (2000), Weismann-Günzler (2004), Doneith (2008), Domeyer (2004), Fischer (2004), Stollwerck (2007), Gnann (2006); eine Studie faßt die Zeit von 1857-1880 unter Ludwig Binswanger d. Ä. zusammen (Moses und Hirschmüller 2004); Spezialfragen widmen sich Scheffczyk (1997), Hirschmüller (2003) und Akavia und Hirschmüller (2007).

<sup>2</sup> Würthner (2008).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden Briefe und Korrespondenzen, die sich mit der Veröffentlichung der Pathographie befassen, im Familienarchiv Binswanger gesichtet und katalogisiert. Im Anschluß daran erfolgte die Transkription und Auswertung des Archivmaterials. Als weitere Quelle zur Erstellung dieser Dissertation diente neben der publizierten Pathographie Robert Binswangers eine von Otto Brahm 1892 herausgegebene Biographie Stauffers mit Briefen und Gedichten<sup>1</sup>, die auch Robert Binswanger als Ausgangspunkt seiner Studie nahm.

Karl Stauffer-Bern (1857-1891) war ein vielseitig talentierter Maler, Zeichner, Bildhauer und Graphiker, der im schweizerischen Kanton Bern aufwuchs. Stationen seines künstlerischen Lebens waren München, Berlin und Rom. In München besuchte er die Akademie der Künste, in Berlin gewann er die unter bildenden Künstlern sehr begehrte "Kleine goldene Medaille". Sein Interesse für die antike Bildhauerkunst führte ihn nach Rom. Eine mögliche intime Beziehung mit der Frau seines Mäzens brachte Karl Stauffer-Bern persönlich und finanziell in Schwierigkeiten, letztendlich auch in Konflikt mit dem Gesetz, wodurch es zu einer mehrmonatigen Inhaftierung kam. Wieder entlassen, fand er weder als Künstler noch im privaten Leben erneuten Halt. Er starb am 24. Januar 1891 in Florenz.

Die öffentliche Meinung hatte über Stauffer-Bern wegen dessen Beziehung zur Frau seines Gönners rasch den Stab gebrochen; Binswanger aber war nach der Lektüre des Brahmschen Buches der Meinung, Stauffer sei kein skrupelloser Krimineller, sondern ein psychisch Kranker gewesen. Er hatte das in einem Vortrag vor Ärzten und Juristen dargetan und war von diesen gedrängt worden, seine These einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. So entstand sein Aufsatz, den er zuerst der Deutschen Rundschau in Berlin anbot, der schließlich aber in der renommierten Deutschen Revue erschien.

Bei der von Binswanger 1894 herausgegebenen Publikation handelt es sich also um eine pathographische Studie, deren Hintergründe, Entstehungs- und Wirkungsgeschichte näher untersucht werden soll.

---

<sup>1</sup> Brahm (1911).



Im einzelnen stellen sich folgende Fragen:

1. Was war der Ausgangspunkt von Binswangers Überlegungen? Was lag ihm als Quellenmaterial vor?
2. Wie stellt er den Fall dar und wie begründet er seine Thesen?
3. Warum veröffentlichte er in der „Deutschen Revue“ und nicht in einem medizinischen Blatt?
4. Pathographien waren am Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht besonders verbreitet. Gab es Vorläufer? Kann Binswanger als Pionier der Pathographie angesehen werden?
5. Wie wurde Binswangers Studie rezipiert? Diese Frage soll anhand der zahlreichen Zuschriften untersucht werden, die sich in Binswangers Nachlaß finden. Er hat die Studie offenbar als Sonderdruck Kollegen, Freunden und ehemaligen Patienten geschickt; entsprechend breit gestreut ist der Kreis derer, die antworteten. Es wird also zu fragen sein, wer die Urheber der Zuschriften waren und wie sie zu Binswanger standen, wie ihre Reaktionen auf seine Studie zu bewerten sind, und schließlich, ob das Material ausreicht, das Spektrum der Rezeption der Studie insgesamt auszuleuchten.  
Läßt sich beurteilen, inwieweit die erfolgte Resonanz der Studie Binswangers Erwartungen entsprach?
6. Schließlich soll versucht werden, den „Fall“ Stauffer-Bern anhand des inzwischen vorliegenden, weit über Binswangers Kenntnis hinausreichenden Quellenmaterials<sup>1</sup> neu zu bewerten.

---

<sup>1</sup> Vgl. Kap. 2.

## 2 Quellen und Methode

Die vorliegende Arbeit stützt sich auf die 1894 veröffentlichte Studie von Robert Binswanger<sup>1</sup> sowie das von Otto Brahm 1892 herausgegebene Buch<sup>2</sup>, welches neben einer Biographie Stauffers viele Briefe und Gedichte des Künstlers enthält. Des Weiteren wurde das umfangreiche Material aus dem sogenannten „Binswanger-Archiv“ der Universität Tübingen ausgewertet. Es beinhaltet Korrespondenz und Zeitungsartikel, welche Robert Binswanger über einen Zeitraum von acht Monaten aus den Jahren 1893 und '94 archiviert hat. Darunter befinden sich 44 Briefe, Post- oder Visitenkarten an Robert Binswanger, welche sich mit der pathographischen Studie über Karl Stauffer-Bern befassen, und mehr als 20 dazu gehörige Zeitungsartikel aus zehn verschiedenen deutschen oder schweizer Tageszeitungen. Des Weiteren fanden sich 15 von Binswanger selbst verfasste Schriftstücke, die sich mit diesem Thema befassen, Durchschriften von Briefen beziehungsweise Briefentwürfe und ein Telegramm. In dem „Familienarchiv Binswanger“ befindet sich außerdem eine Durchschrift eines Tagebuches von Karl Stauffer-Bern mit einem Anhang von bisher unveröffentlichtem Material, welches ebenfalls herangezogen wurde.

Das Archiv der Universität Tübingen enthält neben den erwähnten Binswanger-Archivalien eine umfangreiche Korrespondenz zwischen Robert Binswanger und seinem Bruder Otto aus der Zeit von 1880 bis 1906.<sup>3</sup> Dieses Briefmaterial wurde im Tübinger Institut für Ethik und Geschichte der Medizin transkribiert und lag mir elektronisch vor. Hier konnten weitere Informationen über die Entstehung von Binswangers pathographischer Arbeit gewonnen werden.

Zusätzlich wurde der Bestand des Historischen Archivs der Akademie der Künste sowie Archivalien des Zentralarchivs der Staatlichen Museen in Berlin genutzt, um den künstlerischen Lebensweg Karl Stauffer-Berns nachzuzeichnen.

---

<sup>1</sup> Deutsche Revue (1894).

<sup>2</sup> Brahm (1911). Erstauflage 1892.

<sup>3</sup> Binswanger-Archiv, UAT 443/181 und 443/198.

Seit dem Beginn der Recherchen zu dieser Arbeit sind etliche neue Abhandlungen über Karl Stauffer-Bern und Lydia Welte-Escher erschienen, die teils auch gänzlich neues Quellenmaterial präsentieren:

Willi Wottreng, Journalist bei der Neuen Zürcher Zeitung, zeichnete 2005 in dramatischer Weise auf der Grundlage der bis dahin bekannten Archivalien und Literatur die Geschichte von Lydia Welte-Escher und ihre Beziehung zu Karl Stauffer-Bern nach.<sup>1</sup>

Anlässlich einer Ausstellung von Werken Karl Stauffer-Berns im Kunstmuseum Bern 2007<sup>2</sup> entstand ein Katalog mit Beiträgen von Matthias Fehner, Joseph Jung, Hans Peter Krähenbühl, Konrad Tobler, Brigitta Vogler-Zimmerli und Marc-Joachim Wasmer.

Der Historiker Joseph Jung verfasste 2008 eine Biographie über Lydia Welte-Escher, welche neben bisher unveröffentlichten Briefen auch ein psychiatrisches Gutachten aus der Zeit ihres Aufenthaltes in der Irrenanstalt in Rom aus dem Jahr 1890 enthält. Von Jungs Buch erschien noch im selben Jahr eine unveränderte Neuauflage.<sup>3</sup>

Jung erhielt in der Folge Zugang zu einem bisher gesperrten Bestand, welcher als „Archiv der Familie Welte von Zurzach AG“ im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern (Bestand J I.63) aufbewahrt wird. Das neu erschlossene Quellenmaterial beinhaltet weitere Briefe Lydia Welte-Eschers sowie Briefwechsel zwischen Emil Welte sen., seinem Sohn Friedrich Emil Welte und dem Gesandten Simeon Bavier über die Geschehnisse in Italien aus den Jahren 1889 bis 1891. Auch Briefe von Karl Stauffer-Bern und Max Klinger sind enthalten. Auf dieser Basis publizierte Jung 2009 eine neue, nun wesentlich erweiterte Neuauflage des biographischen Werkes.<sup>4</sup>

Die neuen Dokumente beleuchten den Fall aus der Sicht der Familie Welte-Escher. Sie berühren jedoch die Sicht Binswangers und das Thema meiner Arbeit nur am Rand und werden deshalb nicht im einzelnen ausgewertet.

---

<sup>1</sup> Wottreng (2005).

<sup>2</sup> Ausstellung: „Verfluchter Kerl“ Karl Stauffer-Bern: Maler, Radierer, Plastiker. Kunstmuseum Bern, 17. August bis 2. Dezember 2007. siehe dazu: Fehner, Vogler-Zimmerli (2007).

<sup>3</sup> Jung (2008).

<sup>4</sup> Jung (2009).

### 3 Zur Person

#### 3.1 Karl Stauffer-Bern



Abb. 1: Karl Stauffer-Bern

Karl Stauffer wurde am 2. September 1857 in Trubschachen, einem kleinen Ort im schweizerischen Emmental (Kanton Bern) geboren und verstarb bereits im Alter von 33 Jahren, am 24. Januar 1891, in Florenz.<sup>1</sup> Den Namenszusatz „Bern“ wählte Karl Stauffer selbst, wohl um eine Verwechslung mit einem Zeitgenossen, einem Wiener Maler<sup>2</sup>, zu vermeiden.<sup>3</sup>

Sein Vater, der bereits 1885 im „Tiefsinn“ verstarb, war Geistlicher und seit 1877 als Strafanstaltspfarrer in Bern tätig.<sup>4</sup> Seine Mutter Luise, geb. Schärer, war Erzieherin, die ihre Ausbildung zeitweilig auch in England genoss. Sie hatte stets großen Einfluss auf ihren Sohn, wodurch sie für ihn eine große Stütze und auch Vertraute in seinem Leben war. Künstlerisch wurde Karl Stauffer-Bern schon in seiner Kindheit von seiner Mutter und einer in Straßburg lebenden Tante, seiner Patentante, inspiriert. Diese war selbst künstlerisch begabt, malte und sang und schickte den Kindern immer wieder Briefe, die Illustrationen für ihr Patenkind enthielten.<sup>5</sup> Karl Stauffer-Bern war das älteste von sechs Kindern in der Familie und galt von allen als der am schwierigsten zu Erziehende.

---

<sup>1</sup> Dies und das folgende nach: Allgem. Lexikon d. Bild.Künstler Bd. 31; Biogr. Lexikon d. Schweizer Kunst; DBA-NF; ADB Bd. 35; Brahm (1911); Wolff (1909); Schweiz. Künstler-Lexikon (1913), S. 218-228.

<sup>2</sup> Viktor Stauffer (1852-?). Maler, Professor. Er besuchte die Universität in Wien sowie die Akademie der bildenden Künste unter Griepenkerl. Quelle: DBA-NF (1989), nach: Das Jahrbuch der Wiener Gesellschaft. Hrsg. v. Franz Planer 1929.

<sup>3</sup> Bader (1932), S. 3.

<sup>4</sup> Aus: Züricher (1914), S. 28.

<sup>5</sup> Die Angaben über die Verwandte Stauffers stammen aus: Schrickler (1893) sowie aus Züricher (1914).

Von 1866 bis zu seiner Konfirmation besuchte Karl Stauffer-Bern das Gymnasium in Bern. Er brachte eher mäßige Leistungen, zeigte jedoch schon hier eine großartige künstlerische Begabung. Die Schule brach er frühzeitig nach der Tertia ab und ging daraufhin als Schüler zu Paul Volmar nach Bern, einem Künstler, der als Professor an der bernischen Kunstschule tätig war und Stauffers künstlerisches Talent bereits als Zeichenlehrer während Stauffers Schulzeit erkannt hatte. Da er sich aber auch hier bald nicht mehr gefordert fühlte und sich nur schwer von seinem Lehrer Volmar führen ließ, schlug dieser der Familie vor, den nun 16jährigen Jungen zu einem Handwerker zu schicken. Die Eltern folgten dem Vorschlag, und so ging Karl Stauffer-Bern im Jahre 1874 zu dem Stubenmalermeister Wenzel nach München in die Lehre. Die Ausbildung zum Dekorationsmaler brach er jedoch schon nach einem halben Jahr wieder ab.

Er fand daraufhin bald eine Beschäftigung bei dem Theatermaler Quaglio<sup>1</sup> in München, bei dem er sich über das Jahr 1875 hinweg so viel Geld verdiente, dass er eine Reise in seine Heimat antreten konnte. Mit einigen in der Zeit seines Familienaufenthaltes entstandenen Skizzen erwarb er sich im Frühjahr 1876 ein Stipendium einer privaten bernischen Stiftung, das ihm den Eintritt in die Münchener Kunstakademie erlaubte. Er arbeitete vier Jahre in der Zeichenklasse von Johann Leonhard Raab, durfte ab 1877 jedoch auch in die Malklasse von W. Diez eintreten, welcher seine Klasse 1879 an Ludwig von Löfftz abgab. Die bis zum Jahre 1880 angefertigten Werke von Stauffer waren anscheinend von einer solchen Klasse, dass sie auch noch lange nach seinem Ausscheiden aus der Akademie in deren Räumlichkeiten ausgestellt wurden.

Das Stipendium wurde ihm nach 1880 nicht mehr verlängert, wodurch er erneut ohne Mittel dastand. Karl Stauffer-Bern verließ daraufhin ohne fertigen Abschluss die Akademie und auch München und reiste über einen Zwischenaufenthalt in Dresden, wo er noch einige Aufträge bearbeitete, nach Berlin zu seinem Freund Hermann Katsch<sup>2</sup>, einem ehemaligen Studienkollegen.

---

<sup>1</sup> „Hoftheatermaler Quaglio“, siehe Schricker (1893). Es handelt sich um die italienische Familie Quaglio, welche über Generationen als Theatermaler in München tätig waren. Wie K. Stauffer-Bern in einem Ausschnitt seines Lebenslaufs selbst schreibt, war er im Jahr 1875 bei Angelo Quaglio (1829-1890) angestellt. Siehe dazu: ADK Berlin 571/259.

<sup>2</sup> Aus: DBA-NF, S. 28.

Bei ihm kam er zunächst unter und verlebte eine anfänglich sehr ärmliche Zeit, bis er sich im Januar 1881 an den Leiter der Berliner Akademie, Anton von Werner, wandte, um dort die Gelegenheit zu bekommen, seinen Studiengang beenden zu können. Er schaffte es, von Werner mit seinen Arbeiten zu überzeugen und erhielt die Chance, sich zu beweisen. Als Spezialschüler<sup>1</sup> arbeitete er in Anton von Werners Atelier, erhielt über diesen auch einige Aufträge und konnte mit einem Werk, dem Portrait des Bildhauers Max Klein, im Sommer 1881 an der Berliner Jahresausstellung teilnehmen. Hier erhielt er für sein Kunstwerk die „Kleine goldene Medaille“<sup>2</sup>, eine große Auszeichnung. Von da an war Karl Stauffer-Bern auch in Berlin ein gefragter Portraitmaler.

Er konnte sich schon bald als Selbständiger ein eigenes Atelier<sup>3</sup> leisten, aber trotz des großen Ansehens und des Ruhmes fand er in seiner Arbeit keine wirkliche Befriedigung, blieb unermesslich kritisch seinem künstlerischen, aber vor allem handwerklichen Können gegenüber und litt sehr unter der Erfahrung, nicht das nötige Talent für die Farben, deren Mischung und Anwendung zu besitzen. Zudem fühlte er sich durch die Auftragsmalerei in den Reihen der angesehenen Berliner Gesellschaft unterfordert und auch nicht als Künstler verstanden. Er sehnte sich nach Gleichgesinnten, Künstlern, die wie er ernsthafte Kämpfer um die Kunst waren und keine Modeportraitisten. Auf dieser Suche stieß er auf Max Klinger, welcher schon zu dieser Zeit viele hervorragende Arbeiten in der Radierkunst vollendet hatte, sich jedoch noch keiner allzu großen Wertschätzung erfreute. Im Jahre 1883 kam auch sein langjähriger Freund Peter Halm nach Berlin. Die beiden kannten sich aus der Münchener Zeit, wo sie gemeinsam in der Zeichenklasse von Raab gearbeitet hatten. Peter Halm führte Karl Stauffer-Bern nun auf dessen Wunsch hin in die Radierkunst ein.

Stauffer hatte die Idee, eine Galerie berühmter Zeitgenossen zu erstellen.<sup>4</sup> Auch mit dem Radieren und Stechen fand sich Karl Stauffer-Bern gut zurecht

---

<sup>1</sup> Vgl. Wolff (1909), S. 17.

<sup>2</sup> ADK Berlin, 279/149, 280/273.

<sup>3</sup> Das Atelier lag in der Potsdamerstrasse.

<sup>4</sup> Hierunter sollten z. B. Gottfried Keller sowie C. F. Meyer, beides Schweizer Dichter, oder auch Adolf Menzel oder Gustav Freytag zu finden sein.

und erfüllte den Deutschen Portraitstich mit neuem Leben, indem er freiere Formen und Linienführungen versuchte. 1886 vollendete er ein Bildnis Gustav Freytags im Auftrag der königlichen Nationalgalerie in Berlin sowie die lebensgroße Figur eines Gekreuzigten, die in der Art der Gestaltung heftig umstritten war.

Im Sommer 1886 wurde Karl Stauffer-Bern von seinem ehemaligen Schulkameraden Friedrich Emil Welti auf dessen Landsitz Belvoir in Zürich eingeladen, um dort ein Bildnis seiner Ehefrau, Lydia Welti-Escher<sup>1</sup>, anzufertigen. Von dieser Begegnung an stand er in engem Briefwechsel mit Lydia Welti-Escher. Das Belvoir besuchte Stauffer seit diesem Sommer recht häufig. Dort vollendete er auch ein Gemälde des Dichters Gottfried Keller.

Das Ehepaar Welti gewährte Stauffer alsbald auch eine finanzielle Unterstützung. Dadurch wurde es ihm im Februar 1888 möglich, nach Rom umzuziehen, um die Bildhauerei zu erlernen, denn seine Selbstzweifel über sein malerisches Können wuchsen immer mehr. Er wollte einen Neuanfang wagen und neben Rom auch in Belgien, Paris und Holland neue Anregungen in der Kunstszene sammeln. Jetzt konnte er sich endlich ohne finanziellen Druck der Kunst widmen. Aus dieser Phase seines Schaffens sind nur einige Skulpturen bekannt geworden, wie zum Beispiel die Statue eines jungen Mannes in Form einer einen Meter messenden Skulptur, die er den „Adorant“ nannte, sowie eine weitere männliche Statue, welche einen Jüngling mit Lanze darstellte. Diese Figur wurde jedoch nie vollendet. Dann fertigte er noch ein Modell für das Bubenberg-Denkmal in Bern an, allerdings wurde sein Modell nicht ausgewählt<sup>2</sup>. Seine Pläne für weitere Arbeiten waren groß, er wollte den Adoranten in ein größeres Format übertragen und auch noch ein Portrait des Malers Franz Aerni beginnen. Jedoch erhielt er im Herbst 1889 in Rom einen Brief von Lydia Welti-Escher, in welchem sie ihn bat, nach Zürich zu reisen, um ihr bei der Neugestaltung ihrer Parkanlagen der Villa Belvoir behilflich zu sein

---

<sup>1</sup> Lydia Welti-Escher war die Tochter eines Zürcher Financiers, Alfred Escher.

<sup>2</sup> Adrian von Bubenberg war ein schweizer Nationalheld. Sein Denkmal steht heute auf dem Bubenbergplatz in Bern. Erstellte wurde die Statue von Max Leu (Aus: Frehner, Vogler-Zimmerli (2007), S. 211).

und ihren Mann aufzurichten, dem es nach einem Unglück in seiner Familie nicht gut zu gehen schien.<sup>1</sup>

Viele der Quellen deuten darauf hin, dass Karl Stauffer-Berns Gesundheit damals schon stark zu leiden begann. Er wurde offenbar immer nervöser und wirkte denkzerfahren und angestrengt. Das Jahr 1889 wurde dann auch als der Beginn seines Untergangs bezeichnet.

Er half bei den Arbeiten im Garten, welche gut voranschritten, aber inmitten der Umbauaktion tauchte plötzlich ein Plan auf, nach Italien umzusiedeln. Lydia Welti-Escher wollte nach Rom ziehen, was Stauffer ihr jedoch auszureden vermochte, da er beim Arbeiten in seinem römischen Atelier ungestört sein wollte. Daher entschied man sich für Florenz als neuen Aufenthaltsort. Das gesamte Anwesen der Eheleute Welti in Zürich wurde kurzentschlossen veräußert, Stauffer suchte in Florenz im Auftrag des Ehepaares Welti nach einer neuen Villa. Zunächst jedoch musste das Ehepaar Welti in einer Pension namens Bonciani logieren, da die neue Wohnung noch nicht bezugsfertig war. Währenddessen wohnte Stauffer unten in der Stadt, im gleichnamigen Albergo Bonciani.<sup>2</sup> Als sie nun zu dritt in Florenz waren, reiste Herr Welti nach eigenen Angaben wegen Privatgeschäften wieder in die Schweiz zurück, und so blieb Karl Stauffer-Bern mit Frau Welti-Escher allein in Italien.<sup>3</sup>

Stauffer gingen große, aber vor allem auch absurde Pläne durch den Kopf. Er wollte beispielsweise den alten Tempel von Paestum wieder aufbauen lassen, den sein Freund Max Klinger dann ausmalen sollte. Er hatte die Vision, ein Wunderwerk zu erstellen, er selbst wollte als Landwirt in Italien leben und arbeiten. Aber auch von einer Weltreise war die Rede. Sogar Klinger, der ihn aus Rom besuchte, reiste wieder ab, da er an dem richtigen Verstand seines Freundes und dem von Lydia Welti-Escher zweifelte.

Die beiden flohen, nachdem sie sich verlobt hatten, im November 1889 nach Rom.<sup>4</sup> Einige Textquellen berichten von einem zu diesem Zeitpunkt

---

<sup>1</sup> Vgl. Brahm (1892) S. 53, „Melancholie“.

<sup>2</sup> Aus: Carl Stauffers Tagebuch, S. 16, sowie aus: Brahm (1911), S. 310.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 310.

<sup>4</sup> ADB.



schwerkranken Stauffer<sup>1</sup>, andere bezeichnen seinen Zustand schon als Verfolgungswahn.<sup>2</sup> In Rom ließ Herr Welti Karl Stauffer-Bern verhaften und unter der Anklage „Vergewaltigung einer Geisteskranken“<sup>3</sup> ins Gefängnis bringen.<sup>4</sup> Lydia Welti-Escher hingegen gelangte in eine römische Heilanstalt. Karl Stauffer-Bern litt während seiner Inhaftierung in Rom sehr unter den widrigen Zuständen, denen er dort ausgesetzt war und bekam erst nach seiner Überführung in ein florentinisches Gefängnis mildere Haftbedingungen.

Sein Bruder Eduard Stauffer, welcher Rechtsanwalt<sup>5</sup> war, war ihm nach Florenz nachgereist. Es gelang ihm, im Januar 1890 die Freilassung Stauffers aus der Haft zu erwirken, in der er seit dem 14. November hatte ausharren müssen. An der Freilassung war ebenfalls der Bildhauer Adolf von Hildebrand<sup>6</sup> maßgeblich beteiligt. Jedoch musste Karl Stauffer-Bern infolge eines Anfalls von Raserei schon einige Tage nach seiner Freilassung in eine Irrenanstalt verbracht werden. Hier und auch schon während der Zeit in Gefangenschaft schrieb er in seiner Verzweiflung Gedichte und vollendete die „Lieder des Narren von San Bonifazio“.<sup>7</sup>

Durch die Hilfe seines Bruders wiederum konnte er im März 1890 durch einen Berner Arzt<sup>8</sup> in die Heimat zurückgeholt werden und befand sich scheinbar auf dem Weg der Besserung, bis ihn die Nachricht erreichte, Frau Welti-Escher habe Rom verlassen und die Beziehung zu ihm abgebrochen. Da verlor er allen Lebensmut, war zutiefst deprimiert und beging am 3. Juni 1890 einen Suizidversuch durch einen Schuß in die Brust, den er aber überlebte. Als er von

---

<sup>1</sup> ADB.

<sup>2</sup> Vgl. Biogr. Lexikon d. Schweizer Kunst (1998).

<sup>3</sup> Vgl. ADB (1893), S. 529.

<sup>4</sup> Vgl. Schrickler (1893): „violazione d'una stupata“ (-Vergewaltigung einer Irrsinnigen-).

<sup>5</sup> Vgl. DBA-NF (1989): Fürsprech.

<sup>6</sup> Hildebrand, Adolf von (1847-1921). Bildhauer. Bayrischer Personenadel 1903, erblicher Adel 1913. Stammt aus Marburg/Lahn. Hielt sich in München auf, wo Personen wie der Bildhauer Karl Zumbusch und Konrad Fiedler seine Weggenossen wurden. Lebte seit 1872 in Florenz. Berühmt wurde er 1889, als er den ersten Preis beim Wettbewerb um das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. gewann. War Lehrer von Erwin Kurz, der wiederum ein Mitschüler Stauffers auf der Akademie in München gewesen war. Vgl.: Walter (1996), S. 358, 368.

<sup>7</sup> Die „Irrenanstalt“ in Florenz trug den Namen „San Bonifazio“. Siehe dazu: : Brahm (1911), S. 332, S. 334.

<sup>8</sup> Vgl. Wolff (1909) S. 57: Dr. Robert Vogt von Bern.

dieser Verwundung wieder einigermaßen genesen war, reiste er im Herbst auf Einladung des Bildhauers Adolf von Hildebrand nach Florenz. Dort arbeitete er erneut als Bildhauer und nahm an einem Wettbewerb für ein Schweizer Denkmal teil, das Bubenbergdenkmal. Seine Arbeit blieb jedoch ohne Erfolg und sollte wohl auch sein letztes Werk sein.

Zuletzt trug er sich noch mit dem Gedanken, in ein Kloster einzutreten, doch dazu kam es nicht mehr. Karl Stauffer-Bern starb am 24. Januar 1891 in Florenz an einer Überdosis Schlafmitteln.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Wolff (1909) S. 64: Chloral.

### 3.2 Robert Binswanger<sup>1</sup>



Abb. 2: Robert Binswanger

Am 12. Mai 1850 wurde Robert Binswanger als das zweite von fünf Kindern von Jeanette und Ludwig Binswanger in Tübingen geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Konstanz und der Kantonsschule in Frauenfeld begann er im Jahr 1870 in Zürich mit dem Studium der Medizin, wo er auch sein Physikum absolvierte. Er wechselte dann nach Tübingen, Straßburg und Basel. Hier bestand er sein Staatsexamen.

Als cand. med. arbeitete Robert Binswanger bereits im Jahr 1873 in der Anstalt Bellevue vorübergehend in

Vertretung seines Vaters mit. 1874 war er gemeinsam mit seinem Bruder Otto Binswanger (1853-1929), der in Heidelberg, Straßburg und Zürich ebenfalls Medizin studiert hatte, Assistent bei Ernst Viktor von Leyden (1832-1910) in Straßburg. Dort promovierte er 1875 mit einer Dissertation „Über die Entstehung der in der Kindheit erworbenen halbseitigen Gehirnatrophie“.<sup>2</sup> Im gleichen Jahr arbeitete er als Assistent an der von Ludwig Meyer (1827-1900) geleiteten Klinik in Göttingen. In Meyer sah Robert Binswanger später seinen „eigentlichen“ Lehrer.

Am 30. Dezember 1876 heiratete er Bertha Hasenclever (1847-1896). Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, darunter Ludwig Binswanger (1881-1966), der spätere Nachfolger in der Leitung der Heilanstalt.

---

<sup>1</sup> Dies und das Folgende aus: „Kumuliertes provisorisches Repertorium zu den Beständen 443 und 442“ im Universitätsarchiv der Universität Tübingen; sowie aus der Dissertation von Amei Fischer, „Binswangers Anstalt Bellevue 1891-1895“ aus dem Jahre 2004.

<sup>2</sup> Binswanger (1875).

Am 1. Januar 1877 trat Robert Binswanger in die väterliche Anstalt ein. Er löste hier seinen jüngeren Bruder Otto ab, der an seiner Stelle Assistenzarzt in Göttingen wurde. Nach dem Tod von Ludwig Binswangers d. Ä. im Jahr 1880 wurden die Brüder Robert und Otto Binswanger gemeinsame Eigentümer der Anstalt. Während Otto Binswanger eine akademische Karriere einschlug und nach Jena ging, wurde Robert Binswanger im Alter von 30 Jahren Leiter der Anstalt Bellevue.

In der Zeit von 1880 bis 1907 wurde das Bellevue zu einem ausgedehnten Anstaltskomplex in einem weitläufigen Parkgelände ausgebaut. Hierdurch wurde die Trennung der Geistes- von den Nervenkranken auch räumlich erreicht. Robert Binswanger behielt das Konzept der Familienpflege bei, war aber auch den Neuerungen der modernen Medizin gegenüber offen. Sein Hauptverdienst war die Einführung der modernen Behandlungsmethoden der damaligen Zeit, Elektro- und Hydrotherapie, physikalische und pharmakologische Behandlung; auch die Hypnose ließ er an seiner Anstalt zu, wenn er ihr persönlich auch eher skeptisch gegenüberstand, wie er in seinem auf Aufforderung Leydens abgegebenen Referat „Über die Erfolge der Suggestiv-Therapie“ auf dem IX. Kongreß für Innere Medizin in Leipzig 1892 darlegte.

1883 trat Dr. Hermann Smidt seine Stelle in der Binswangerschen Anstalt an. Er vermählte sich 1884 mit Hedwig Andrä, einer Halbschwester Bertha Binswangers, und wurde somit zu Robert Binswangers Schwager. Der zweite festangestellte Arzt in der Heilanstalt wurde Otto von Holst. Auch dieser heiratete eine Halbschwester Bertha Binswangers, Emma Andrä.

1896 starb Binswangers Frau Bertha nach langer Leidensphase an Brustkrebs. 1897 heiratete er zum zweiten Mal. Marie Louise Reiners, geborene Meyer (1871-1941), wurde seine Frau. Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, Eduard und Herbert.

Die Anstalt ging zum Jahreswechsel 1898/99 gegen eine Ablösesumme von 400.000 Franken in den alleinigen Besitz von Robert Binswanger über. Dr. Smidt verließ 1908 die Anstalt.

Am 6. Dezember 1910 starb Robert Binswanger im Alter von 60 Jahren in Kreuzlingen. Er hinterließ eine gut florierende Kuranstalt, in der sich in den letzten 30 Jahren die Zahl der Patienten von durchschnittlich 30 auf 80

Patienten pro Jahr erhöht hatte. Nachfolger Robert Binswangers wurde sein Sohn Ludwig Binswanger, der später für seine Daseinsanalyse bekannt wurde.

### **3.3 Otto Brahm<sup>1</sup>**

Otto Brahm wurde am 5. Februar 1856 in Hamburg geboren und verstarb am 28. November 1912 in Berlin.<sup>2</sup> Sein eigentlicher Name lautete Otto Abrahamsohn, er lebte aber unter den Pseudonymen Otto Brahm und Otto Anders. Zunächst war Brahm Theaterkritiker und wurde 1889 zum Präsidenten des zu dieser Zeit in Berlin gerade neu gegründeten Theatervereins „Freie Bühne“ gewählt. Dieser Verein hatte sich der Aufführung gesellschaftskritischer und daher der Zensur verfallener Dramen der Naturalisten verpflichtet, und durch sein Bestreben, die Schauspieler zu einer realistischen und psychologisch nachvollziehbaren Darstellung anzuleiten, leistete Brahm einen wichtigen Beitrag zur Etablierung des Kammerspiels. 1894 übernahm Brahm die Leitung des „Deutschen Theaters“ und machte Gerhart Hauptmann, mit welchem er eine enge Freundschaft pflegte, zu seinem Hausdichter. 1905 übernahm Brahm das Lessingtheater in Berlin. Er starb infolge eines Darmkrebsleidens am 28. November 1912 in Berlin.

Seine Person wird durchaus unterschiedlich beschrieben. So charakterisiert Alfred Kerr ihn folgendermaßen:

„Ein bartloses Gesicht; mit Zügen, die halb humorhaft-entsagend, halb unerschütterlich–glaubensvoll und widerstandsfähig gewirkt. Geschlossene Lippen. Der Mann machte kein Aufhebens. Alles Pathos lag ihm fern. (Zwischendurch hat er larviert!!! Dann beschimpfen ihn meine Sätze.) Ein schlichter Kämpfer, dem schon das Wort „Kämpfer“ zu lyrisch geklungen hätte. Gefaßt-ernste Beseelung. Einer, der (unfeierlich gesprochen) seine Fahne noch im Kugelregen ohne Wimpernzucken

---

<sup>1</sup> Dies und das Folgende aus Sprengel (1985) sowie DBA-NF (1989) nach: Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. Hrsg. v. Franz Neubert (1905), sowie: Biografisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog (1912), sowie: Große jüdische National-Biographie (1925).

<sup>2</sup> Auf dem Vorplatz des Deutschen Theaters in Berlin befindet sich heute eine Bronzestatue, welche 1960 von Emerita Pansowóva geschaffen und 1963 dort aufgestellt wurde. Aus: [www.berlingeschichte.de/lexikon/Index.html](http://www.berlingeschichte.de/lexikon/Index.html), (Internet-Recherche vom 15.01.2006).

vorwärts trug. Die Leute haben seine Kunst nicht gewollt – aufgezwungen hat er sie ihnen; lautlos, schmucklos. [...]“<sup>1</sup>

Conrad Alberti dagegen umschreibt ihn so:

“Er ist klein und engbrüstig, sein Anblick der eines schwindsüchtigen Papageis. Sein Mund reicht von einem Ohr bis zum andern. Er ist bartlos, aber seine Haare hängen ihm bis zum Kragen, während seine Hosen nicht das Schienbein erreichen, was seinen knabenhaften Eindruck noch erhöht. Er war früher Reporter, litt aber schon damals an Halluzinationen. So ließ er einmal einen Bericht über eine Theatervorstellung drucken, der er gar nicht beigezogen hatte. Deswegen aus allen Zeitungen hinausgeworfen, gab er sich in Verzweiflung dem stillen Suff und ruinierte sich, indem er in den Nachtcafés bis zu zwölf Schlummerpüschchen an einem Abend trank. Er piepst mit hoher Kastratenstimme. Er gibt sich gern für einen ollen Schweden oder Norweger aus und hat demgemäß auch seinen Namen skandinavisiert, denn er hält sich für den direkten Abkömmling eines Wikingerhäuptlings, seine wahre Abstammung und Gesellschaft verrät aber sein Dialekt, eine Mischung des Hamburger Platts von St. Pauli und singenden Mäuschelns, welches letzteres er sich erst von den Börsenjünglingen angewöhnt hat, denen er früher spät nachts im Café in vollständig besäuftem Zustand Vorlesungen über die soziale Frage hielt.“<sup>2</sup>

Otto Brahm war ein Bekannter Karl Stauffer-Berns, der in Stauffers Berliner Zeit mit diesem in freundschaftlichem Verkehr stand, aber nicht zum allerengsten Freundeskreis gehörte.<sup>3</sup>

1892 veröffentlichte Otto Brahm die erste Ausgabe des biographischen Werks „Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte.“ Wie er im Vorwort des Buches berichtet, sei die Idee zu diesem Buch nicht durch ihn entstanden, sondern von außen an ihn herangetragen worden. Er habe im Juni

---

<sup>1</sup> Aus: Deutsche Textbibliothek, S. 7.

<sup>2</sup> Aus: Deutsche Textbibliothek, S. 7-8.

<sup>3</sup> Brahm (1911), S. V.

1891 von Frau Lydia Escher umfangreiches Briefmaterial zugesandt bekommen, welches Briefe Stauffers an Lydia Escher aus vier Jahren enthielt. Frau Escher habe ihm in dem beigelegten Anschreiben nahegelegt, die Briefe zu publizieren.



Abb. 3: „Die Zwanglosen“  
unten rechts im Bild: Otto Brahm

## 4 Karl Stauffer-Bern

### 4.1 *Der Künstler Karl Stauffer-Bern*

Seine künstlerische Laufbahn begann Karl Stauffer-Bern bereits sehr früh, denn schon mit 15 Jahren verließ er in der Tertia ohne Abschluss die Schule, um sich bei seinem ehemaligen Zeichenlehrer Paul Volmar, einem Berner Künstler, Unterricht im Zeichnen geben zu lassen. Da er zwar Talent besaß, es ihm jedoch an Ehrgeiz fehlte und der Lehrer ihn ebenfalls nicht zum Arbeiten anregen konnte, empfahl Volmar den Eltern Stauffers, den nun fast 16jährigen Jungen in eine Ausbildung zu geben, in welcher er ein Handwerk erlernen sollte. So begann Stauffer 1874 bei einem Stubenmaler namens Wenzel in München eine Lehre, welche er jedoch schon nach sechs Monaten wieder abbrach, um sich dann bis zum Jahr 1876 mit diversen handwerklichen Arbeiten bei einem Theatermaler sowie bei einigen Zimmermalern durchzubringen. Als es Karl Stauffer-Bern 1876 durch eigenes Engagement und mit Hilfe einer Berner Stiftung gelang, zur Münchner Kunstakademie zugelassen zu werden, begann für ihn die professionelle künstlerische Ausbildung. Im ersten Jahr wurde er in die Zeichenklasse von Johann Leonhard Raab aufgenommen, kam dann auch in die Malklasse von W. Diez, welche später von Ludwig von Löfftz übernommen wurde. Bei ihnen erlernte Stauffer sehr gründlich die verschiedenen Maltechniken. In einem Buch von U. W. Züricher wird berichtet, dass unter der Leitung von Löfftz schon bald eine weibliche Studie gemalt wurde, mit welcher Stauffer an einem Wettbewerb teilnehmen konnte und eine kleine silberne Medaille gewann.<sup>1</sup> Somit begann Stauffers künstlerische Episode als Maler hier im Jahre 1877.

Insgesamt lässt sich Karl Stauffer-Berns künstlerische Entwicklung in 4 Perioden unterteilen, von denen die erste die Malerei darstellt, gefolgt von der Graphik. Der Übergang von der Malerei zur Graphik war fließend, so dass er von 1884 bis 1887 in beiden künstlerischen Bereichen tätig war. In der dritten

---

<sup>1</sup> Aus: Züricher (1914), S. 28.



Periode beschäftigte er sich mit der Bildhauerei, und zuletzt widmete er sich der Dichtkunst.

#### **4.1.1 Malerei 1877-1888**

Während Stauffers Zeit an der Münchner Akademie entstanden viele malerische Arbeiten, zum Beispiel ein Stillleben mit geöffneter Bibel (1878)<sup>1</sup>, einige Kopien nach Van Dyck (1878) und Rubens (1878)<sup>2</sup> oder Velazquez<sup>3</sup>, welche in der Münchner Pinakothek angefertigt wurden, aber auch Landschaftsbilder wie zum Beispiel ein Wald mit Pfütze (1879).



Abb. 4: Max Klein

Als Karl Stauffer-Bern 1880 nach Berlin kam, war er in der Malerei so gefestigt, dass er schon im Sommer 1881 mit einem Protrait des Bildhauers Max Klein einen riesigen Erfolg auf der LV.<sup>4</sup> Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste<sup>5</sup> feiern konnte (Abb. 4). Er gewann die Kleine goldene Medaille, die höchste Auszeichnung, die er zum damaligen Zeitpunkt erreichen konnte, da es zum Gewinn einer Großen goldenen Medaille zunächst der Kleinen bedurfte. In den Werkverzeichnissen der Ausstellungen der nächsten Jahre, bei denen Stauffer ebenfalls ausstellte, wurde diese

Auszeichnung stets bei seinem Namen mit aufgeführt<sup>6</sup>. Die Ausstellung fand vom 4. September bis zum 6. November 1881 statt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Schweiz. Künstler-Lexikon (1913).

<sup>2</sup> Aus: Schweiz. Künstler-Lexikon (1913).

<sup>3</sup> Aus: Züricher (1914), S. 29.

<sup>4</sup> LV; römische Ziffer für „55“.

<sup>5</sup> Aus: ADK Berlin, Verzeichnis der Werke lebender Künstler auf der LV. Ausstellung, Werk-Nr.: 758.

<sup>6</sup> Aus: ADK Berlin, LVI. Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste (1883), LVII. Ausstellung (1884).

Über die Entstehung des Gemäldes findet sich in einem Buch von Anton von Werner folgendes:

„[...] Dann bat er [Stauffer] mich, ihn doch im Atelier seines Freundes Katsch zu besuchen, wo er ein Portrait des Bildhauers Klein angefangen habe, mit dem Kopf auch zustande komme, aber nun nicht weiter wisse. Ich fand den Kopf, durchaus fertig und vorzüglich durchgebildet, einsam auf der weiten dunkelgrauen Leinwand stehen, wie den Mond am dunklen Himmel und zeichnete den Körper nebst einigem bildhauerischen Beiwerk dazu, Stauffer malte das Portrait in dieser Haltung fertig und erhielt zu meiner Freude auf der Berliner Kunstausstellung dieses Jahres dafür die goldene Medaille. [...]“<sup>2</sup>

Das Bild muss schon im Vorfeld der Ausstellung so beeindruckt haben, dass man es in den Ehrensaal neben die Gemälde der damals populären Künstler Anton v. Werner und Karl Gussow<sup>3</sup> hängte.<sup>4</sup> Stauffer war darüber hoch erfreut und schrieb seinen Eltern am 27. August 1881:

„[...] Das Portrait von Klein hängt brillant in der Ausstellung, im Hauptsaal in der Mitte der untersten Reihe neben einem Bild von Gussow und A. v. Werner, kurz unter den größten Berühmtheiten einer der besten Plätze. Ich hab schon von Professor Karl Becker, Maler, der mich nicht kannte, als ich auf der Ausstellung war, ein großes Kompliment gehört. „Das ist famos gemalt,“ sagte er, „es muß ein geschickter Kerl sein.“ Da sagte mein Begleiter: „Hier ist der Künstler,“ worauf er mich groß anguckte. Kurz, ich glaube, ich werde Glück damit haben; denn wer es gesehen, der macht mir Komplimente. [...]“<sup>5</sup>

Trotz dieses Erfolges und der sich daraufhin einstellenden Aufträge litt Karl Stauffer-Bern weiterhin darunter, seiner Ansicht nach nicht das nötige Gefühl für die Farbe zu besitzen. Er musste immer wieder viel Zeit und Kraft dazu aufwenden, sich der Farbkomposition klar zu werden, und fertigte vor dem

---

<sup>1</sup> Aus: ADK Berlin, Verzeichnis der Werke lebender Künstler auf der LV. Ausstellung.

<sup>2</sup> Aus: Werner (1913), S. 311.

<sup>3</sup> Karl Gussow war Lehrer von Max Klinger, zunächst in Karlsruhe dann auch in Berlin.

<sup>4</sup> Aus: Bader (1932), S. 11.

<sup>5</sup> Aus: Züricher (1914), S. 186.

eigentlichen Gemälde oftmals Ölskizzen an, um das Zusammenwirken der Farben zu studieren. Durch seine sehr genaue Beobachtungsgabe und seinen perfektionistischen Stil wollte er stets jede Schattierung einfangen, um in dem Portrait die Gesichtszüge ganz genau herauszuarbeiten. Darunter litt dann oftmals die Leuchtkraft in seinen Arbeiten, welche dadurch laut Bader häufig stumpf und nüchtern wirken, da sie meist einen leicht erdigen Farbton trugen.<sup>1</sup>

Stauffer betrachtete sein eigenes Wirken kritisch und schrieb so zum Beispiel an seinen Freund Peter Halm am 14. November 1881:

„[...] Ich produziere aber so schwerfällig, daß auf dem langen Weg vom Auge auf die Leinwand die Frische immer wieder verloren geht. Sollte ich noch 30 Jahre gesund und frisch bleiben, so hoffe ich noch einmal dazu zu kommen, etwas zu malen, was das Prädikat gut verdient. [...]“<sup>2</sup>

In einem weiteren, nicht datierten Brief heißt es:

„[...] ich getraue mich nicht einen ordentlichen Pinsel voll Farbe hinzustreichen, aus Furcht es könnte der Aehnlichkeit schaden, oder man könnte sich an dem Pinselstrich aufhalten. [...] Es ist mir jetzt zur Gewissheit geworden, daß lange nicht das aus mir wird, was ich mir gedacht habe früher, noch letztes Jahr, dieser Umstand vergnügt mich wie Du Dir denken kannst wenig.“<sup>3</sup>

1883 nahm Stauffer wieder an einer Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste in Berlin teil. Jedoch war er bereits so enttäuscht von dem in seinen Augen ausbleibenden Fortschritt seiner Entwicklung, dass er am 2. Mai 1883 an seinen Freund Peter Halm schrieb:

„[...] Meine Bilder sind sehr schwach und hängen überdies schlecht, so daß ich auf einen vollkommenen Misserfolg rechnen kann; sie sind eben schlecht gemalt. [...]“<sup>4</sup>

Zumindest die finanzielle Notlage Stauffers hatte seit seinem Gewinn der Medaille 1881 ein Ende, denn er erhielt seit diesem Zeitpunkt mehr Portraitaufträge unter guter Bezahlung als er bewerkstelligen konnte. Doch

---

<sup>1</sup> Aus: Bader (1932), S. 11, 12.

<sup>2</sup> Aus: Brahm (1911), S. 65.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 78.

<sup>4</sup> Aus: Brahm (1911), S. 81.

gerade dieser Umstand machte ihm zu schaffen, denn er sah sich hierdurch einer Klientel ausgesetzt, die ihn nicht als wahren Künstler verstehe. So schrieb er schon 1880 aus Dresden an seine Eltern:

„[...] Es ist nämlich eine eigentümliche Sache um das Portrait. Ist jemand alt, so soll man ihn jung machen, ist jemand häßlich, muß man ihm schmeicheln, hat jemand Falten, die darf man ja nicht machen. Es ist manchmal ziemlich zum Aus-der-Haut-Fahren; aber es geht, und man kann halt was verdienen. [...]“<sup>1</sup>

Im gleichen Jahr schrieb er wieder an die Eltern:

„[...] denn nach den Erfahrungen, die ich gemacht, ist es kein Vergnügen, eitle Leute mit langweiligen Gesichtern zu malen, die immer schöner sein wollen, als sie wirklich sind. - - - Da soll man nun auf Kosten der Ähnlichkeit natürlich volle Backen, rundes Kinn, blühende Farbe, kurz, aus einer matten Frau ein blühendes junges Mädchen machen. Es ist zum Krepieren. Daß man da nicht große Lust hat dazu, ist nicht zum Verwundern; ferner der Senf, den Onkel, Bekannte usw. dazugeben, die ihrer Lebtag kein Bild nur ordentlich anzuschauen sich bemüht haben, ist auch nicht angenehm. Es ist bloß der Geldpunkt, der mich bestimmt, diese Portraits zu machen. [...]“<sup>2</sup>

Und im Jahre 1882 berichtete er dann an seinen Freund Peter Halm:

„[...] es ist doch fatal, daß man nicht etwas Rechtes sein kann, bloß etwa dritte oder vierte Größe, ich möchte manchmal das Blaue vom Himmel fluchen, denn Leute zu malen, die kein Interesse an der Sache haben, es ist zum verzweifeln, jemand, der wirklich Interesse hat, von mir gemalt zu sein, den male ich nicht schlecht, da konzentriere ich mich und arbeite was Flottes, aber so Professions-Portraitist, es ist ein harter Beruf. [...]“<sup>3</sup>

Um von den Portraitaufträgen Abstand zu gewinnen und um einige Zeit unabhängig davon leben zu können, übernahm Stauffer an der Schule des Berliner Künstlerinnen-Vereins den Malunterricht für Damen. Bei August

---

<sup>1</sup> Aus: Züricher (1914), S. 148.

<sup>2</sup> Aus: Züricher (1914), S. 155.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 68.

Schricker findet sich zu diesem Thema eine deutliche Kritik Stauffers, geschrieben 1886:

„[...] Ich bin nicht eben in der rosigsten Stimmung, wenn ich denke, welche Zeit und welche unendliche Mühe ich aufgewendet habe, um diese Weiber etwas zu lehren, und sehe ich nun, was dabei herausgekommen, so kann ich wohl sagen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, Damen ernsthaft zu unterrichten; sie haben meistens ein so untergeordnetes Talent oder so schwache Gesundheit und in Folge dessen wenig Schaffenskraft, und ganz besonders fehlt ihnen der ruhige Ueberblick über das ganze Gebiet der Kunst, was allein ein wirkliches Künstlerthum bewirken kann. Ich sehe, daß ich mich dazu hergebe, Dilettantinnen die Zeit zu vertreiben, anstatt wie ich mir, als ich die Sache anfang, dachte, wirkliche Künstlerinnen zu bilden. [...]“<sup>1</sup>

Zu dieser Schule muss damals auch Käthe Kollwitz gehört haben. In den Personalnachrichten für das Archiv der Akademie der Künste zu Berlin findet sich in einem handschriftlichen Lebenslauf von Käthe Kollwitz:

„[...] Mit 17 Jahren besuchte ich die Künstlerinnen-Schule in Berlin und hatte das Glück Stauffer-Bern, der bald darauf Berlin verließ, zum Lehrer zu haben. [...]“<sup>2</sup>

Im Jahr 1886, als sich Stauffer bereits stark mit dem Radieren beschäftigte, erhielt er von der Berliner Nationalgalerie den Auftrag, Gustav Freytag zu malen. An Lydia Welti-Escher berichtet er am 21. September 1886 von seiner Freude über den Auftrag:

„[...] Heute hat mich der preußische Staat mit einem Auftrag beehrt; ich soll den Gustav Freytag malen für die Nationalgalerie, ein Auftrag, der mir schier bange macht, aber aufrichtig freut, weil G. Freytag der populärste deutsche Dichter ist. Sie können sich vorstellen, wie ich jede Fiber meines mangelhaften Naturells anspannen werde, um etwas Gutes resp. Ehrliches zu Stande zu bringen. Eigentlich kommt mir das Glück, oder die Ehre, in der Nationalgalerie mit einer Arbeit zu paradiren, etwas

---

<sup>1</sup> Aus: Schricker (1893), S. 315.

<sup>2</sup> Aus: SMB-ZA, Personalnachrichten für das Archiv der Akademie der Künste zu Berlin, S. VII.

früh; es wäre mir beinahe lieber gewesen, noch ein paar Jahre ruhig zu studieren und dann einen Staatsauftrag zu kriegen; da der liebe Gott es aber so gewollt hat, so soll es mir auch auf diese Weise recht sein. [...] Der Direktor der Nationalgalerie Geh. Jordan sagte mir, als ich ihm bemerkte, daß ich lieber noch gewartet hätte, er möchte Freytag nur von mir gemalt haben, denn es gälte den Mann absolut getreu festzunageln, und da scheine ich die meiste Garantie zu bieten. Es freut mich, daß man hier in diesen Kreisen an mich denkt, und ist mir ein Zeichen, dass mein Studium mit der Zeit auch Anerkennung finden wird. [...]"<sup>1</sup>

Von der Persönlichkeit Gustav Freytags war Karl Stauffer-Bern sehr beeindruckt. Er schrieb am 29. Oktober 1886 in einem Brief an Lydia Welte-Escher, dass er ihn als einen „Prachtmensch in des Wortes verwegenster Bedeutung“<sup>2</sup> ansehe und dass er die „Seele eines guten Kindes“<sup>3</sup> habe. Die Begeisterung Stauffers für diesen Auftrag spiegelt sich auch in dem Ergebnis des fertiggestellten Bildes wider. Es wurde eines seiner Meisterwerke (Abb. 5). Stauffer hatte auch großes Interesse daran, sich in der Landschaftsmalerei weiterzubilden. So unternahm er im Spätsommer 1887 eine Reise ins Schweizerische Juragebirge. Die Ergebnisse seiner Reise waren für ihn jedoch enttäuschend, und obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch guter Hoffnung war, die farbliche Wirkung in seinen Landschaftsbildern zu erzielen, wandte er sich schon bald immer mehr der Radierkunst zu.<sup>4</sup>



Abb. 5: Gustav Freytag

---

<sup>1</sup> Aus: Brahm (1911), S. 100, 101.

<sup>2</sup> Aus: Brahm (1911), S. 103.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 103.

<sup>4</sup> Aus: Brahm (1911), S. 157.

#### 4.1.2 Graphik 1884–1887

Sowohl durch die Bekanntschaft mit Max Klinger, welcher in Berlin schon als recht berühmter Graphiker galt, als auch durch seinen Freund Peter Halm wurde Stauffer um 1884 an die Kunst des Radierens herangeführt. Peter Halm wurde hierbei zu seinem Lehrer. Bis zum Jahr 1887 erlangte Karl Stauffer-Bern eine solch enorme Sicherheit im Radieren, Stechen und Ätzen, dass seine graphischen Werke heute bekannter sind als seine Gemälde.

Im Zeichnen war Karl Stauffer-Bern schon immer sehr gewandt. Da verwunderte es auch nicht, dass schon seine ersten radierten Platten eine große Begabung erkennen ließen und er mit frischem Eifer an die Arbeit ging. Zu Neujahr 1886 schrieb Karl Stauffer-Bern an Lydia Welti-Escher:

„[...] Meine Zeit verwende ich gegenwärtig darauf, die Technik der Radirung, dieses herrlichsten und künstlerischsten aller malerischen (einfarbigen) Ausdrucksmittel, aus dem Grunde zu lernen, [...]“

Und weiter im gleichen Brief:

„[...] Ich habe in letzter Zeit viel Erfolg gehabt hier, sowohl mit meiner Radirung, der ersten und einzigen, die ich bisher publiziert, ich wurde in allen bedeutenden Blättern in Berlin, München, Düsseldorf und Wien nach Kräften gelobt, [...]“<sup>1</sup>

Die ersten Radierungen, wie zum Beispiel das Selbstbildnis mit Zigarre, Köpfe oder größere Brustbilder seiner Freunde und Verwandten sind eher als Skizzen anzusehen; Übungen, um die Technik des Radierens und Ätzens zu erlernen. Ein Brustbild des Radierers Peter Halm gilt als eines der ersten vollendeten Arbeiten (Abb 6). Doch schon bald versuchte Stauffer, den radierten Köpfen eine eher malerische Wirkung zu geben, um weichere Gesichtsformen und bessere Übergänge zwischen Licht und Schatten



Abb. 6: Peter Halm

<sup>1</sup> Aus: Brahm (1911), S. 85.



zu erfassen und um damit eine bessere Plastizität in seinen Blättern erzielen zu können.<sup>1</sup> Dies gelang ihm mit Hilfe eines Grabstichels, welcher so benutzt wurde, dass man damit unmittelbar auf der Kupferplatte arbeitete.<sup>2</sup> Dieser Versuch gelang ihm vortrefflich. Stauffer führte den deutschen Kupferstich mit dieser Technik in eine neue Ära und überzeugte sogar das zweifelnde Publikum von seinem Können. Anton von Werner berichtet davon in seinem Buch:

„[...] Inzwischen wandte er sich auch der Radierung und dem Blankstich zu und wurde rasch Meister in dieser Technik, die er sich autodidaktisch in unermüdlichen Versuchen angeeignet hatte. Er brachte mir seine Radierungen zur Korrektur, u.a. einen größeren Profilkopf Ad. Menzels und ich sah ihn in seinem Atelier am Blankstich tätig, den er aber in anderer als der bisher üblichen Weise behandelte, so daß das Komische passierte, daß, als er sich mit einem liegenden Akt in Blankstich an der Konkurrenz um den akademischen römischen Preis für Kupferstich beteiligte, der kunstgelehrte Direktor der Königl. Gemäldegalerie, Prof. Dr. Meyer, der zu den Preisrichtern gehörte, mit überlegener Miene versicherte, das sei gar kein Blankstich, - trotz meiner wiederholten Beteuerung, dass ich ihn habe entstehen sehen! C. Stauffer erhielt den Preis. [...]“<sup>3</sup> (Abb. 7).

Auch Wilhelm Bode erwähnt in seinem Buch „Berliner Malerradierer“ das Geschick Stauffers in der Radierung:

„[...] Bei diesen Arbeiten waren dem Künstler, je mehr er Meister aller technischen Mittel wurde, die Vorzüge der Arbeit mit dem Stichel vor der reinen Radierung klar geworden. Freilich ließen sich dieselben bei einer Handhabung des Stichels in schematischer

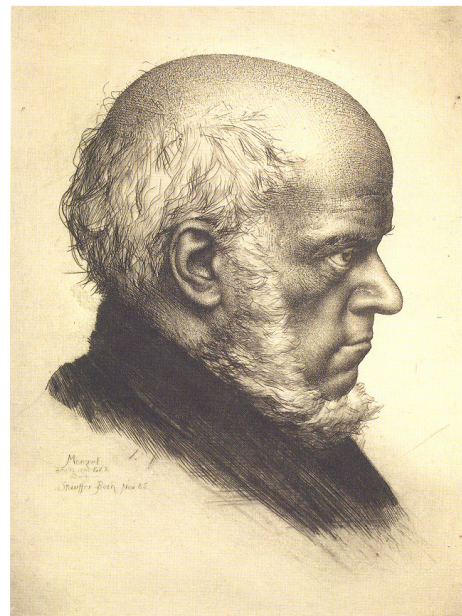


Abb. 7: Adolph Menzel

---

<sup>1</sup> Aus: Bode (1891), S. 10.

<sup>2</sup> Aus: Bader (1932), S. 16.

<sup>3</sup> Aus: Werner (1913), S. 312.



Linienmanier, wie es bei uns in Deutschland seit Anfang dieses Jahrhunderts als geheiligt gilt, nicht erzielen: Farblosigkeit und Mangel an feiner Charakterisierung sind die Fehler selbst der besten Arbeiten dieser Art. Dagegen hatten einige moderne französische Künstler, vor Allem Gaillard, den Weg gewiesen, wie bei freier Handhabung des Stichels die Individualität bis in die feinsten Details durchzubilden und zugleich der volle malerische Reiz zum Ausdruck zu bringen ist. In ähnlicher Weise hatte auch Stauffer schon in jener ersten Arbeit durch eine letzte Überarbeitung der nahezu fertigen Radierung mit dem Stichel einen hohen Grad von Plastik und von malerischer Wirkung zu erzielen gewußt. Jetzt versuchte er mit dem Stichel allein zu dem selben Ziele zu gelangen. Das Portrait seiner Mutter, welches er 1885 stach, und die beiden Acte aus den folgenden Jahren sind die glänzenden Zeugnisse seines Erfolges. Wenn man auch den beiden Actstudien, namentlich dem großen männlichen Acte nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht hat, dass einzelne Theile, besonders die mittleren Partien des Körpers zu leblos, ja fast hölzern erscheinen, so ist doch andererseits wohl in keinem anderen modernen Stiche der menschliche Körper mit solcher Lebenswärme und solcher Zartheit wiedergegeben worden. Hierin, wie in der Delicatesse der Zeichnung, namentlich der Extremitäten, kommt Stauffer den Bildern des Hans Holbein nahe. [...]<sup>1</sup>

1886 bewarb sich Karl Stauffer-Bern mit zwei Kupferstichen, einem liegenden weiblichen Akt sowie einem liegenden Christus (unvollendet), bei der Akademie der Künste in Berlin um einen Preis, den „II. Michael-Beer'schen Preis“.<sup>2</sup> Von dem Bewerbungsvorhaben berichtet Stauffer persönlich in einem Brief an Herrn Gurlitt, einem Berliner Kunsthändler:

„[...] Ich habe im Sinn um den Michael-Beer'schen Preis für Kupferstecher zu concurrieren, es sind 2500 Mark nach Italien für ein Jahr, und es scheint mir daß die Sache zu wagen waere. [...]<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Bode (1891), S. 10.

<sup>2</sup> Aus: ADK-Berlin, 571/258.

<sup>3</sup> Aus: SMB-ZA, Mappe: Dokumentenmappe, Drucke: „Drei Briefe von Stauffer-Bern“.

Die Bewerbungsunterlagen zu diesem Wettbewerb, welche sich im Historischen Archiv der Akademie der Künste befinden, enthalten neben einem kurzen Lebenslauf auch eine Eidesstattliche Versicherung, dass die eingesandten Stiche von ihm allein ohne fremde Hilfe und ohne jegliche Ätzung nur mit dem Grabstichel gemacht wurden.<sup>1</sup>

Vom Erfolg dieser Ausstellung ist im archivierten Material der Akademie der Künste in Berlin leider nichts dokumentiert.

Stauffer hatte die Idee, eine Galerie berühmter Zeitgenossen in Form von Portraitgraphiken anzufertigen. Hierfür entstand zum Beispiel das Bildnis Adolf Menzels. Auch die Kupferplatte des Schweizer Dichters Conrad Ferdinand Meyer schuf er im Hinblick auf die Entstehung dieser Bildnisgalerie.<sup>2</sup> Vollendet hat Stauffer dieses Projekt jedoch nie. Seine Lebensumstände, welche ihn 1888 nach Rom führten, hielten ihn davon ab.

Seine letzte graphische Arbeit, ein Brustbild Lydia Welti-Eschers aus dem Jahr 1887, gilt laut Bader als „die graphisch ansprechendste Leistung des Künstlers“.<sup>3</sup> (Abb. 8).

Stauffer trug sich mit dem Gedanken, ein Lehrbuch über die Einführung in die graphischen Künste herauszugeben. Bei Max Lehrs findet sich ein Teil eines Manuskripts zu diesem Vorhaben.<sup>4</sup> Fertiggestellt wurde dieses Buch jedoch nie.

Eine Textstelle in einem Brief an seinen Freund Peter Halm gibt einen Eindruck davon, wie sehr auch Stauffer selbst von dem neuen Ausdrucksmittel, der Radierung, überzeugt war:



Abb. 8: Lydia Welti-Escher

---

<sup>1</sup> Aus: ADK-Berlin, 571/260.

<sup>2</sup> Siehe hierzu: Bader (1932), S. 17, 18.

<sup>3</sup> Bader (1932), S. 20.

<sup>4</sup> Lehrs (1907).

„[...] Merkwürdigerweise habe ich den Stichel, vor dem ich einen solchen Heidenrespekt hatte, als ein Material kennen gelernt, wie ich außer dem Pinsel bis dato keins gefunden. Eine herrliche Sache. Mein Prinzip, in Zukunft bei meinen Köpfen strenge, zweckmäßige Zeichnung der Form, einfache Ätzung mit Salpetersäure, die man wirklich so in der Hand hat, daß, wenn man gut mit der Nadel zeichnet, in der gleichen Zeit Stiche bis zur größten Tiefe und andere, wie ein Haar ätzt. Ist geätzt, so komme ich mit dem Stichel und schneide die Form in das butterweiche Kupfer. Jetzt begreife ich, wie Dürer so Freude haben konnte am Stechen und der Schongauer, jetzt sehe ich auch, daß Rembrandt den Six am Fenster, den Kassierer und den Hausmeister (?)<sup>[sic.]</sup> sehr viel mit dem Stichel gearbeitet hat. [...]“<sup>1</sup>

#### **4.1.3 Bildhauerei 1887-1891**

Karl Stauffer-Bern richtet am 8. November 1886 einen Brief an Frau Lydia Welti-Escher, in welchem er zum ersten Mal von der Bildhauerei spricht.<sup>2</sup> Ein Freund und Bildhauer, Ernst Waegener, habe in Berlin ganz in seiner Nähe ein Atelier, und bei ihm werde er nun bald beginnen zu modellieren.<sup>3</sup>

Zum Jahresanfang 1887 beginnt Stauffer dann mit seinen ersten Versuchen in der Bildhauerei. Briefe aus dieser Zeit geben davon Zeugnis. Eine gut gelungene Büste, welche den Freund Stauffers, Peter Halm, darstellte, soll er laut Bader bereits 1887 geschaffen haben, sie wurde dann aber offenbar von ihm selbst zerstört.<sup>4</sup>

Als Stauffer zum Jahreswechsel 1887/88 nach Italien reiste, um dort mit Hilfe finanzieller Unterstützung der Familie Welti ein Atelier aufzumachen, widmete er sich intensiv der Bildhauerkunst. Er arbeitete mit großem Ehrgeiz daran und fühlte sich in dieser künstlerischen Ausdrucksform durchaus wohl, wie ein Briefzitat Stauffers belegt:

---

<sup>1</sup> Aus: Halm (1909), S. 7.

<sup>2</sup> Aus: Brahm (1911), S. 108.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 108.

<sup>4</sup> Aus: Bader (1932), S. 21.

„[...] Batallion, die Plastik ist schwer, das verdammte Zeug ist rund, und wenn man eine Seite gemacht hat und denkt Aha, dann ist es von der anderen gewiß Essig, und so geht es immer zu, bis man es schließlich doch beim Wickel kriegt. Im Grunde ist es mir recht, daß die Sache schwer ist, denn wenn sie leicht wäre, so hätte man zu viele Concurrenten. Also hü Kari! Ich habe Courage für sieben, weil ich endlich merke, wo es mit mir hinaus geht. Mir ist, wie dem Manne, der nach langer Fahrt endlich Land sieht. Ich kann Euch sagen, daß noch nie etwas bei mir so gezündet, wie die antike Plastik, die ich hier gesehen, vor Allem die griechische. Alles was ich unklar empfunden, was mir dämmerte von Stil und Form u.s.w., ist mir hier völlig aufgegangen, sodaß ich jetzt eben nur arbeiten muß, um dahin zu gelangen, wohin ich will, und wohin ich eigentlich will, weiß ich erst, seit ich hier bin. Es müsste sonderbar zugehen, wenn aus mir nicht ein flotter Bildhauer würde, einer von den besseren. Ich mache nicht in Plastik aus Caprice, sondern folgend dem bekannten dunklen Drange.“<sup>1</sup>

Auch an seinen Freund Peter Halm schrieb Stauffer am 22. Juni 1888 aus Rom: „[...] Ich bin kein Maler, das schwante mir schon seit geraumer Zeit, weil mir trotz all meiner guten Absicht und der nötigen Schulung nie ein Vorwurf, ein malerischer, so lebendig sich aufdrängte, daß ich genötigt gewesen wäre, ihn zu verarbeiten. Und die Kunst der Malerei fängt doch erst da an, wo die Studie aufhört. Wer zu einer Stimmung, die er ausdrücken will, Farben notwendig hat, ist Maler, wem die Form Ausdrucksmittel ist, der muß [sic.] Bildhauer werden, es hilft nichts. Entweder oder. [...]“<sup>2</sup>

Sein erstes Werk in Italien stellte einen nackten Jüngling dar, den Adoranten, welchen er in zweifacher Ausführung in Bronze anfertigen wollte, als eine einen Meter hohe Figur und in Lebensgröße. Sein Hausdiener Domenico stand ihm Modell.<sup>3</sup> Die zweite Variante wurde jedoch nie erstellt.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Schrickler (1893), S. 320. Siehe auch: Züricher (1914), S. 272, 273.

<sup>2</sup> Aus: Halm (1909), S. 19.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 191.

<sup>4</sup> Siehe dazu: Bader (1932), S. 22, 1. Fußnote.

„[...] Also ich tangle<sup>1</sup> und zwar einen Mann resp. Jüngling in stehender Stellung mit etwas ausgebreiteten Armen, den Kopf und Blick nach vorn gewendet, wie ein betender antiker Grieche. [...]“<sup>2</sup>

Die Arbeit an dem kleinen Modell schritt gut voran, und so schrieb er am 16. August 1888 an seine Mutter:

„[...] Es war ein hartes Stück, und so schnell macht mir das nicht jeder nach. Es war manchmal zum Verzweifeln; aber schließlich, wenn der Mensch etwas absolut will und das Talent dazu da ist und die nötige Ausdauer, so müsste es mit dem Teufel gehen, wenn er es nicht zustande brächte. [...] Es wird eine ernste Figur von feiner Stimmung. Na, Ihr werdet ja sehen. Ich denke, in zirka vier Wochen wird er so weit sein, daß ich ihn formen lassen kann in Gips. Dann muß man, um es in Bronze gießen zu können, ein Wachsmodell gießen lassen und dasselbe noch gehörig nacharbeiten. So gegen Weihnachten dürfte das Mannli gegossen sein, dann kommt noch die Ziseliererei, die ich auch selber mache. Steht er einmal fix und fertig da in Bronze, so weiß ich einen, der dann leichter atmet. [...] Ihr seht, ich bin völlig Bildhauer geworden, weil ich empfinde, dass dies die Kunst ist, für die ich das meiste Talent habe. [...]“<sup>3</sup>

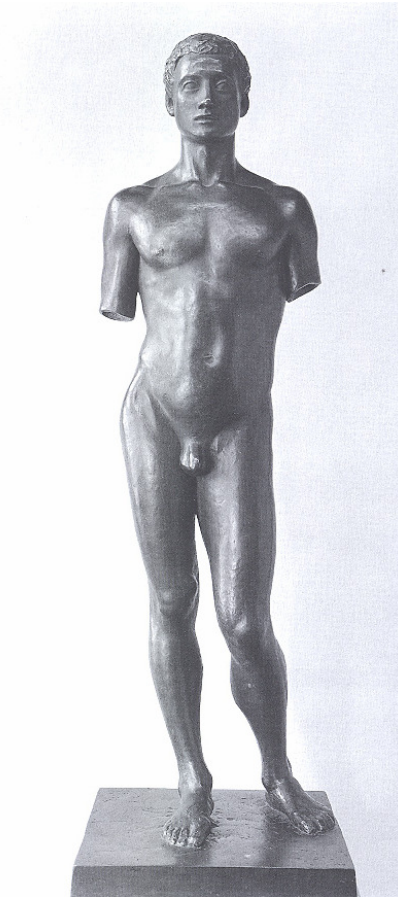


Abb. 9: Adorant

Die fertige Bronzestatue wurde, im Gegensatz zu der Tonfigur, ohne Arme gestaltet, was ihr laut Bader eine spröde und stumpfe Wirkung verlieh.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Schweizer Dialekt für „knete“.

<sup>2</sup> Aus: Züricher (1914), S. 275.

<sup>3</sup> Aus: Züricher (1914), S. 280.

<sup>4</sup> Aus: Bader (1932), S. 23, 1. Fußnote.

Eine weitere Skulptur stellt einen Speerwerfer dar, welchen Stauffer im Herbst 1889 begann, jedoch niemals vollendete. Er schrieb über diese Figur:

„Ein Jüngling, der auf einen Speer gestützt die Würfe der anderen beobachtet, bis die Reihe im Wettkampf an ihn kommt. Ein altes Motiv; doch das Motiv in der Plastik ist ja nur der menschliche Körper, und der ist in jeder Stellung so alt wie die Menschheit.“<sup>1</sup>

Im September 1890, nachdem die Querelen mit Frau Lydia Welte-Escher beendet waren und er aus der Haft in Italien freigekommen war, motivierte ihn ein Gönner, der Bildhauer Adolf von Hildebrand, zur erneuten bildhauerischen Arbeit. Stauffer erstellte in Hildebrands Atelier in San Francesco<sup>2</sup>, Italien, noch eine letzte Figur. Zum Wettbewerb für ein Denkmal eines schweizer Nationalhelden, Adrian von Bubenberg, fertigte Stauffer eine Skulptur<sup>3</sup> an, welche er auch einsandte. Sein Entwurf wurde jedoch nicht ausgewählt.

#### **4.1.4 Dichtung 1889–1890**

Mit der Dichtkunst befasste sich Karl Stauffer-Bern, nachdem er in römische Gefangenschaft geraten war. Zunächst erlaubte man ihm dort keinerlei Mal- oder Schreibutensilien. Später setzte Stauffer seine Gedanken mit Bleistift an die Randleisten eines Buches, welches er von seinem Bruder erhalten hatte.<sup>4</sup> Erst im Florentiner Gefängnis und auch bei seinem anschließenden Aufenthalt im Irrenhaus in Florenz erhielt er Schreibutensilien. Aus dieser Zeit stammen die meisten seiner Gedichte, Aufzeichnungen und Briefe.<sup>5</sup> Otto Brahm schreibt hierzu:

„[...] mühelos, in Fülle und in Kraft strömen aus seinem aufgewühlten Innern die Lieder hervor, bald kraus und irr die Dinge verkehrend, bald in

---

<sup>1</sup> Aus: Bader (1932), S. 23.

<sup>2</sup> Aus: Züricher (1914), S. 334.

<sup>3</sup> Adrian I. von Bubenberg: Berner Schutheiss und Feldherr; schweizer Nationalheld. Sein Denkmal steht heute auf dem Bubenbergplatz in Bern. Erstellt wurde die Statue von Max Leu und wurde 1897 eingeweiht. (Aus: Frehner, Vogler-Zimmerli (2007), S. 211).

<sup>4</sup> Aus: Brahm (1911), S. 337, bei den Büchern handelte es sich um „Grimms Märchen“ und „Eckermanns Gespräche mit Goethe“.

<sup>5</sup> Aus: Brahm (1911), S. 337.

klarer Schönheit, in ergreifender Einfachheit. Was eine unbekannte Stimme ihm geheimnisvoll zuruft, schreibt er gehorsam, eilig nieder; die Verse, die Reime folgen sich und bedrängen sich, und der Herrschaft des Gedankens, der literarischen Form nicht untertan, schreiten sie in freier Ursprünglichkeit einher. Wieder wird der geborene Plastiker in Stauffer sichtbar, der Situationen sicher anschaut, mit zwingender Deutlichkeit; wieder, wie in den Briefen, haben wir überall den unverkünstelten ersten Wurf; aber was dort, in der Prosa, zum Vorteil ward, das erscheint hier, wo lyrische Wirkungen gesucht werden, oft als Unfertigkeit, als Mangel an poetischem Ausdruck [...]“<sup>1</sup>

Stauffer schien so begeistert von seinen Werken, dass er die Gedichte sammelte, um sie später einmal in einem Buch herauszugeben. Mögliche Titel für dieses Buch sollten sein: „Lieder des Narren von San Bonifazio“<sup>2</sup> oder „Karl Stauffer-Bern, Poesiae Opus I. Die Gedichte des jungen Werthers aus des Verewigten Nachlaß, zusammengestellt und herausgegeben von Wilhelm Meister.“<sup>3</sup>

Bei Bader findet sich ein Zitat der Dichterin Isolde Kurz<sup>4</sup>, welche durch ihren Bruder, den Bildhauer Erwin Kurz, in den Besitz des Manuskripts zu dem von Stauffer geplanten Gedichtband gekommen war. Stauffer habe Erwin Kurz<sup>5</sup> im März 1890 vor seiner Rückkehr in die Schweiz das Manuskript übergeben.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Brahm (1911), S. 338.

<sup>2</sup> Aus: Bader (1932), S. 25.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 340.

<sup>4</sup> Kurz, Isolde (1853-1944). Schriftstellerin. Tochter des Dichters Hermann Kurz und der ebenfalls dichterisch tätigen Marie von Brunnow. Der Vater war als Universitätsbibliothekar in Tübingen tätig. Sie selbst lebte ebenfalls viele Jahre in Tübingen, siedelte dann aber mit einem Teil der Familie nach Florenz über. 1911 zog sie nach München um. Sie starb am 05.05.1944 in Tübingen. Zwei ihrer Brüder hatten ebenfalls eine Verbindung zu Karl Stauffer-Bern: Der Frauenarzt Dr. Edgar Kurz fand diesen nach seinem Tode in seinem Bett in Florenz (Wolff, Georg Jacob (1909), S. 64). Erwin Kurz (siehe die folgende Anmerkung) kam in den Besitz der Gedicht-Manuskripte Stauffers. Vgl.: DBA-NF (1989) nach: Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. Hrsg. v. Franz Neubert. 1905, sowie: Geißler, Max: Führer durch die deutsche Literatur d. 20. Jh. 1913, sowie: Geistiges u. künstlerisches München in Selbstbiographien. Hrsg. v. W. Zils. 1913, sowie: Kürschners Deutscher Literaturkalender. Nekrolog 1936-1970. 1973, sowie: Neue Deutsche Biographie, Bd. 13. 1982.

<sup>5</sup> Kurz, Erwin (1857-1931). Bildhauer und Akademieprofessor. Seine künstlerische Ausbildung genoß Erwin Kurz auf der Akademie der Künste in München, wo er als 19-Jähriger in die Malklasse von Ludwig Löfftz als Klassenkamerad Karl Stauffer-Berns eintrat. Mit 22 Jahren wurde Kurz der erste Schüler des Bildhauers Adolf von Hildebrand in Florenz. In Stauffers

„Die Entdeckungen der Stauffer’schen Gedichte gehört mir zu den unvergeßlichsten Eindrücken. – Ich staunte: Funken des Urfeuers stieben mir daraus entgegen. Es war ein Stück aus seinen Totentanzgesprächen in Berner Mundart, derb zynisch, aber von einer Großheit des Wurfes, in der man die Löwenklaue spürte, und von einer überraschenden Unmittelbarkeit. Das Bündel war unversiegelt und nicht als Geheimnis übergeben worden, also las ich weiter und fand mich mitten in dem schauerlich-schönen Trümmerfall eines großen Lebens. Die Gedichte waren in Stauffers großer, kühner Hand und mit dem schönen Raumgefühl des bildenden Künstlers, aber zum Teil mit Bleistift und in Spiegelschrift auf großen Blättern geschrieben, die den Stempel der Gefängnisdirektion von Florenz trugen.“<sup>2</sup>

Isolde Kurz war von Stauffers Poesie derart begeistert, dass sie zunächst plante, seine Gedichte zu veröffentlichen. Nachdem Stauffers Mutter jedoch nach einer strengen Zensur verlangte, schien ihr zuviel von dem Charme und dem „poetischen Wert der Stauffer’schen Dichtungen“<sup>3</sup> verloren gegangen, und sie nahm von diesen Plänen Abstand.

„[...] Ein von allen Seiten zugeschnittener Stauffer wäre eben kein Stauffer mehr.“<sup>4</sup>, so Frau Kurz. Sie war der Meinung, dass diejenigen Gedichte, welche der Öffentlichkeit bis heute nur bruchstückhaft bekannt gegeben wurden, „[...] von der Feueresse, auf der sie entstanden sind, nur einen unvollkommenen Begriff geben.“<sup>5</sup>

In dem Buch von U. W. Züricher findet sich ein von Stauffer verfasstes Vorwort für sein geplantes Buch:

---

Biographie tritt Hildebrand wiederum als Gönner und Helfer in den letzten Lebensjahren Stauffers in Erscheinung. Aus: Walter (1996), S.190, 288, 367, sowie: DBA-NF (1989), nach: Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. Hrsg. v. Franz Neubert, 1905; Geistiges und künstlerisches München in Selbstbiographien. Hrsg. v. W. Zils, 1913; Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Hans Vollmer. Bd. 3, 1956.

<sup>1</sup> Aus: Bader (1932), S. 25.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Aus: Bader (1932), S. 26.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd.



## „1. Im Kerker

### Vorwort

Kleines Büchlein, im Kerker geboren  
Unter Schelmen, Briganten und Mördern –  
Diebesgesindel, Narren und Toren  
Mit Andacht und Liebe dich halben fördern.  
Ob bei den Gerechten in Berg und Tal  
Du Beifall findest, ist mir egal.  
Ich lasse dich drucken auf meine Kosten  
Und bezahle selber das Porto der Posten.“

Die Gedichte handeln von Stauffers Leiden, seinen Qualen in der Gefangenschaft, zeigen Erinnerungen Stauffers an seine Vergangenheit und an seine Heimat. Er versah seine Gedichte mit Namen wie: „Kerkernacht“<sup>1</sup>, „Lied eines Gefangenen“<sup>2</sup>, „Phantasie“<sup>3</sup>, „Einsamkeit“<sup>4</sup>, „Fortuna“<sup>5</sup>, „Der Tod und der Papst“<sup>6</sup>.

Als Stauffer im März 1890 aus der Irrenanstalt entlassen wurde, widmete er sich nach kurzer Rekonvaleszenz im elterlichen Hause wieder der Bildhauerei. Die Dichtkunst führte er dann nicht mehr fort, und es kam auch nicht zum Druck seines Gedichtbandes. Erst 1914 publizierte Züricher die Gedichte. Hier sollen wenige Beispiele einen Eindruck davon vermitteln:

### **Kerkernacht**

Matt strahlt das Licht, die kahlen Wände schlafen,  
Und oben an dem schmutzigen Gewölbe  
Sitzt der Laterne grauer großer Schatten  
Wie eine riesenhafte Geisterspinne.

---

<sup>1</sup> Aus: Züricher (1914), S. 347.

<sup>2</sup> Aus: Züricher (1914), S. 347.

<sup>3</sup> Aus: Züricher (1914), S. 348.

<sup>4</sup> Aus: Züricher (1914), S. 350.

<sup>5</sup> Aus: Züricher (1914), S. 360.

<sup>6</sup> Aus: Züricher (1914), S. 394.

Und auf den harten Pritschen rings im Kreise  
schnarchen im Chor die Kerle laut und leise:  
Ich denk an dich, die wunden Ohren klingen,  
Der Liebe Grüße durch die Mauern dringen.

### **Phantasie**

Ihr glaubet, dass die Phantasie  
Mich überrumpelt, ich wüßt nicht wie.  
Daß weiß ich besser, ihr guten Leut,  
Die kam weder gestern noch kam sie heut.  
Die hat er mit sich zur Welt gebracht  
Als Knäblein, der diese Lieder macht.  
Doch hat er mit festem, sicherem Willen  
Sie tief im Herzen vergraben, dem stillen,  
Auf daß sie öffne den funkelnden Mund  
Nur einer gewaltigen Zauberstund.  
Erst wollt ich des Berges Wunder schauen  
Mit Frau Venus, der schönen Frauen.

### **Gebrochen**

Ich lege spät mich nieder  
Im engen Kämmerlein,  
Es schaut durchs Gitterfenster  
Der Mond so still herein.

Er schaut so treu, so golden  
Ins Krankenlager mir,  
Ich denke, und ich träume,  
O liebste mein, von dir!

In meinem wunden Herzen,  
Da sitzt ein Stachel drin,  
Ich denk allzeit mit Schmerzen,  
Daß ich verraten bin.

Sie haben mich gebrochen  
In meiner besten Kraft,  
Nach wenig kurzen Wochen  
Man mich zum Kirchhof schafft.

Und meine Lieder sinken  
Mit mir ins Grab hinein,  
Doch daß ich muß ertrinken,  
daß macht dir schwerlich Pein.

## **An meine Mutter**

Als du mich unterm Herzen noch getragen  
In jenem armen, lieben Alpental,  
Wo wild die Ilfis schäumt und ohne Zahl  
Den Tannenforst herab die Bäche jagen,

- So hast du mir erzählt – ich darf es sagen,  
Daß du gefleht zu Gott um einen Knaben.  
Du wolltest einen Mann zum Sohne haben  
Und einen Künstler. Hat sichs zugetragen?

Sieh her, lieb Mutter! Bin ein Mann geworden;  
Nur für die Wahrheit schlägt mein stolzes Herz,  
für jene große mit den stolzen Formen.

### **4.1.5 Stellenwert der Photographie**

Das Verhältnis Karl Stauffer-Berns zur Photographie in der Kunst war durchaus zwiespältig. Er lehnte die Photographie als Kunstform an sich ab, benutzte sie aber doch auch als Hilfsmittel, um gerade in der Erstellung seiner Portraits die gewünschten Posen und Gesichtszüge einzufangen.

In einem Brief an Wilhelm Bode aus dem Jahr 1889 wurde seine ablehnende Haltung deutlich:

„[...] na, Ihnen kann ich es ja sagen, daß ich glaube der Kunstkarren ist noch nie so tief in den Dreck gerathen als heutzutage mit der Photographie, aber Gott sei Dank, tiefer geht's nicht.

Es kann von jetzt an nur besser werden, denn eine aergere Begriffsverwirrung, als die, mit einer Maschine die künstlerische Vorstellung, die individuelle Impression zu remplaciren [sic], ist undenkbar. Wie gesagt Gott sei Dank, daß wir da angelangt sind; wir koennen jetzt mit Sicherheit wenigstens negativ schliessen und uns danach einrichten. Naemlich, daß das, was heute gemeinhin Naturalismus genannt wird resp. dafür gilt, nichts ist als Gedankenlosigkeit und verfluchte Faulheit. mit [sic] dem wahren Naturalismus, der grossen malerischen u. plastischen Anschauung, hat dieser Afternaturalism nur den Namen gemein: Photographie &

Naturabguss bringen keine lebendigen Kunstwerke hervor. In die Photogr[aphie] bin ich übrigens auch hineingefallen, ich betrachte es wie die Masern. [...]“<sup>1</sup>

In einem Zitat bei August Schricker grenzt Stauffer die Photographie klar von der Kunst ab:

„Photogramm ist die natürliche Erscheinung, durch die Linse des Apparates gesehen, wie sie sich auf der lichtempfindlichen Platte spiegelt, und Kunst ist die natürliche Erscheinung, wie sie durch das Auge des Künstlers einzieht in seinen Intellect, und wie er sie vermöge seines Intellectes darstellt. Um so viel der Mensch als Apparat zu diesem Zwecke (der Empfindung des Bleibenden im Wechsel) geeigneter ist (denn das aus der Kette der Erscheinungen zufällig Herausgerissene ist ebenso unwahr, wie ein aus dem Zusammenhange gerissener Satz in seinem Sinn entstellt ist), um so viel höher steht die Wahrheit des Kunstwerkes über der Wahrheit des Photogramms.“<sup>2</sup>

Wie durch verschiedene Briefstellen zu belegen ist, sind viele der berühmten Bildnisse Stauffers aufgrund von photographischen Studien entstanden, so zum Beispiel das Brustbild Kaiser Wilhelms I., die Radierungen Lydia Welte-Eschers oder Gottfried Kellers:

Brief Stauffer an Lydia Welte-Escher, Berlin, 21. September 1886:

„[...] Sobald ich aus Gotha oder Eisenach, wo Freytag wohnen soll, zurück bin, werde ich probiren, Ihr Bildnis zu stechen oder zu radieren und dies und das an der Hand einiger recht getreuen Photographien und meines guten Gedächtnisses (in dieser Beziehung) zu probiren. [...]“<sup>3</sup>

Gottfried Keller schreibt:

“Stauffer wollte meinen Kopf malen, um eine gründliche Radierung danach zu machen. Er malte ihn auch, kramte aber erst einen photographischen Apparat aus, um eine Reihe Aufnahmen von allen

---

<sup>1</sup> SMB-ZA, Mappe: NL Bode 5267.

<sup>2</sup> Schricker (1893), S. 329.

<sup>3</sup> Brahm (1911), S. 102.

Seiten zu machen, um den Gegenstand sich von allen Seiten einzuprägen. [...]“<sup>1</sup>

In den Archivalien der SMB befindet sich eine Zeitungsbeilage der Neuen Zürcher Zeitung vom 15./16. Februar 1975, in der sich der deutsche Kunsthistoriker Joseph Adolf Schmoll mit dem Stellenwert der Photographie bei Stauffer-Bern auseinandersetzt. Auch hier finden sich Belege für die Annahme, dass Stauffer regelmässig mit dem Fotoapparat arbeitete, bis er die Grenzen des Naturalismus erkannt habe und sich dem Neoidealismus der „Deutschrömer“ anschloss; insbesondere sein Kontakt zu Max Klinger hätte diese Wende zur Neoklassik gebracht.

„Aus dieser Sicht musste der Naturalismus als platt, die Photographie als Afterkunst erscheinen. Und daher das Verdikt gegen die Kameratechnik, die der junge Maler selbst zuvor benutzt hatte.“<sup>2</sup>

#### **4.2 Charakterisierung Karl Stauffer-Bern**

Aus den vorliegenden Briefen und Manuskripten treten gewisse Züge von Stauffers Persönlichkeit deutlich hervor. Neben einer großen Willensstärke, die ihm unter anderem den Eintritt in die Münchner Akademie erbrachte, besaß Stauffer stets den Wunsch, seine Projekte in einer Perfektion auszuführen, die auch Außenstehenden immer wieder auffiel. So bemerkte etwa sein Freund Peter Halm zum Entstehungsprozeß der Menzel-Radierung:

„[...] Zunächst radierte er ein Profilportrait, das gleich in dem ersten Abdruck sehr gut aussah und gewiß eine der besten Bildnisdarstellungen des großen Meisters ist. Das zweite Menzelporträt [sic] ist ziemlich en face aufgefasst und kam auch in dem Ätzdruck sehr gut zur Erscheinung. Stauffer hatte aber die Empfindung, daß die Zeichnung des Schädels nicht richtig sei, und gedachte diesem Übelstand abzuhelpfen, indem er einen Zylinderhut verwandte, der die Stirne tief beschattete. „Der en face Menzel ist verzeichnet, das Ohr ist auch schlecht, deshalb

---

<sup>1</sup> Aus: SMB-ZA, Mappe: „Karl Stauffer-Bern“. Keller berichtet hier in einem Brief an Maria Knopf, Pfingsten 1889.

<sup>2</sup> SMB-ZA, Dokumentenmappe.

kriegt er den Hut auf und die Brille, vielleicht mache ich die Brille glänzen, daß man die Augen gar nicht sieht, dann wird er noch possierlicher.“ Eine sehr durchgeführte Retusche mit Pastellstift, die sich in meinem Besitze befindet, bringt die von Stauffer beabsichtigte Änderung sehr drastisch zum Ausdruck. Von diesen weitgehenden Retuschen nahm Stauffer aber Abstand. Nur andeutungsweise lassen sie sich auf den späteren Drucken erkennen. [...]“<sup>1</sup> (Abb.10-12).



Abb. 10: Adolph Menzel  
© Kupferstichkabinett. Staatliche Museen zu Berlin. Inv. 725-1906



Abb. 11: Adolph Menzel  
© Kupferstichkabinett. Staatliche Museen zu Berlin. Inv. 479-1906

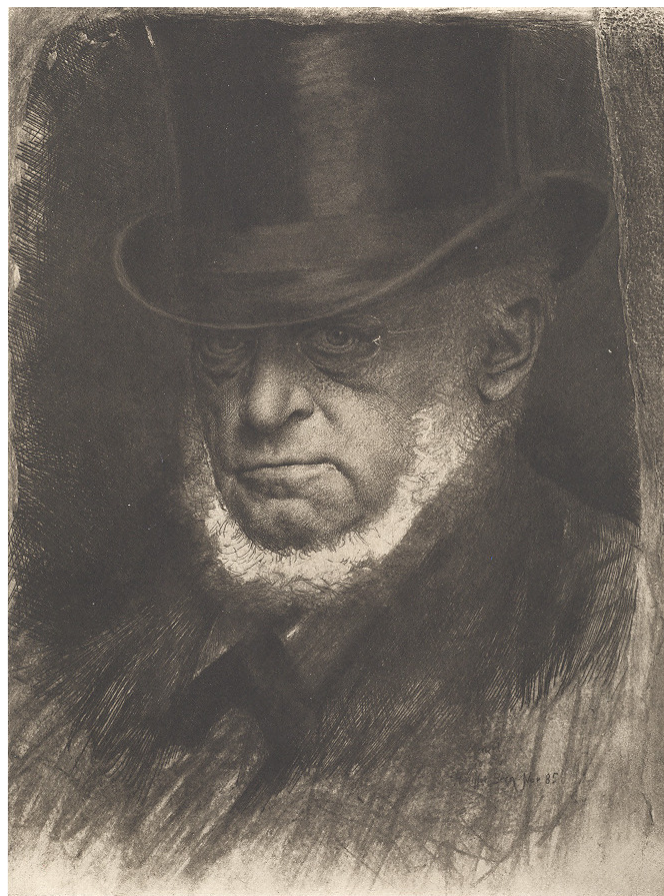


Abb. 12: Adolph Menzel

---

<sup>1</sup> Halm (1909), H. 2, S. 13-14.

Dieser Hang zur Perfektion ließ Stauffer seine Arbeiten immer wieder äußerst selbstkritisch betrachten, und er geriet häufig in Selbstzweifel, ob er die jeweilige Kunstform in ausreichender Art und Weise beherrsche:

So erwähnt sein Freund Peter Halm in seinen Erinnerungen 1909 ein Zitat Stauffers:

„[...] Es ist etwas ganz anderes, einen Studienkopf in beliebiger Zeit in der Ruhe des Ateliers zu malen, als ein Portrait, wenn einem alle Tage zur Not eine Stunde gesessen wird, ich habe es erfahren, ich war manchmal daran, die ganze Geschichte aufzustecken und Knall und Fall nach Berlin abzureisen, um meine Unfähigkeit vor mir selbst zu bergen. Es ging aber doch, aber wie – ich schreibe meinen Namen unter keins von beiden Portraits. Ich hatte so recht Muße, einen Vergleich zu ziehen zwischen mir und einem guten Maler, und ohne mir zu schmeicheln, kann ich sagen, daß ich mir wie ein Tropf vorgekommen bin, und zwar wie ein erbärmlicher.“<sup>1</sup>

Wenige Wochen nach Ankunft in Berlin schrieb Stauffer an seinen Freund Peter Halm. Er fühlte sich, nachdem er den Kunstkreis und seine Freunde in München verlassen hatte, einsam und Selbstzweifel beschäftigten ihn:

„[...] Denke nicht, dass ich Dir hier Katerreflexionen bringe, nein, es ist das Resultat meiner Beobachtungen, die ich an mir gemacht habe, seit mich nicht mehr der glänzende Kunstkreis, dem ich in München angehörte, umgibt, [...] dieser Hintergrund ist jetzt geschwunden und Stauffer in seiner Teilhaftigkeit und Unzulänglichkeit tritt zutage. Diese Beobachtungen sind sehr, sehr deprimierend, wann kommt endlich die Zeit, wo ich meiner Hände Arbeit oder meines Kopfes Arbeit, ohne schamrot zu werden, neben die anderen stellen kann? Immer häufen sich die Schwierigkeiten, in immer weitere Ferne rückt das Ideal, immer mehr sehe ich meine eigene Unzulänglichkeit ein, und ich bin nicht so angelegt, mich in Selbsttäuschung über die Erkenntnisse hinwegzusetzen, beinahe möchte ich manchmal die Courage verlieren, denn, Ende sehe ich keins und habe so ein dumpfes Gefühl, daß ich

---

<sup>1</sup> Halm (1909), S. 2.

das, was ich anstrebe, nie erreiche, ich glaube, es fehlt mir die rechte Weihe zum Künstler, mit wenigen Worten, ich glaube, das Haus, an dem ich baue, gründet nicht tief genug, ich bin zu seicht angelegt, um je einen gewaltigen Stoff zum Kunstwerk zu gestalten, ich schreibe Dir dies nicht, weil ich von Dir das Gegenteil hören will, ich werde meinen Kampf schon kämpfen, denn es wird niemand gekrönt, er kämpfe denn recht. – Genug davon.“ Und weiter: „[...] Aber das macht mich schier krank, daß ich immer sehe, wie es mir an allen, allen Orten fehlt, Zeichnung, Characterdiagnose und Farbe, überall nur noch Dilletant. [...]“<sup>1</sup>

Karl Stauffer-Bern besaß neben Selbstzweifeln durchaus auch eine gewisse Selbstsicherheit, welche es ihm immer wieder ermöglichte, Neues zu probieren und sich gegenüber Zweiflern durchzusetzen. So zum Beispiel bei dem Vorhaben, ein Portrait von Gottfried Keller anzufertigen. Während des Porträtierens wich Stauffer von dem eigentlichen Auftrag ab und bildete Keller in einer vollkommen anderen Pose ab. Keller schreibt dazu:

„[...] Nun mußte er [Stauffer] aber während einer scheinbaren Pause, als er mich ruhen hieß, mich in der Erschöpfung auf dem Armensünderstuhl abgestohlen haben, wovon ich nichts merkte; denn diese gestohlene Aufnahme radierte er und nicht den Kopf, den er einer hiesigen Familie schenkte. Er hat es freilich auf meinen Vorbehalt bei wenig Abzügen bewenden lassen, wie er sagte, und die Platte abgeschliffen. Die Arbeit ist freilich an sich gut, aber das Bild seiner Entstehung nach dumm.“<sup>2</sup>



Abb. 13: Gottfried Keller

(Abb.13).

---

<sup>1</sup> Halm (1909), S. 2; 3.

<sup>2</sup> Aus: SMB-ZA, Mappe: „Karl Stauffer-Bern“. Keller berichtet hier in einem Brief an Maria Knopf, Pfingsten 1889.



In einem Brief an Lydia Welti Escher vom 7. Februar 1887 schreibt Stauffer dann:

„[...] Ich habe wohl noch einige Sachen die ich Ihnen berichten könnte, sie fallen mir aber momentan nicht ein. Ja: Keller, ich traue mich nicht ihm die Radirung zu zeigen, ich bin überzeugt, daß ers übel nimmt. [...]“<sup>1</sup>  
Keller scheint es ihm nicht übel genommen zu haben. Auf einer der Radierungen notiert er handschriftlich:

„Was die Natur schon fragmentirt,  
Hat hier des Künstlers Hand croquirt<sup>2</sup>;  
So aus der doppelten Verneinung  
Kommt ein bedenklich Ganzes zur Erscheinung.  
Es scheint der kurze Mann fast krank,  
Doch raucht er ja noch, Gott sei Dank!

22 VI. 1887            Gottfr. Keller“<sup>3</sup>

Auch über die erste Radierung, das Portrait Adolf Menzels, das Stauffer dem Dargestellten zum siebzigjährigen Jubiläum zukommen lassen wollte, findet er in einem Brief an seinen Münchener Freund Peter Halm klare Worte, als seine Arbeit abgelehnt wurde:

„Als ich sie beim Menzeldiner anbringen wollte, da merkte ich wieder, wie die ganze Philisterkorona mich lieber zu allen Teufeln wünschte, sie nahmen sie nicht an unter dem Vorwande, dass Wisniesky ganz dasselbe und umsonst machte. Du hast gesehen, wes Geistes Kind diese Arbeit ist. Ich habe sie Dir gesandt, damit Du sie bei meiner Korrespondenz aufbewahrst als ewiges Schandmal für das Komitee des Berliner Menzeldiners.... Der Herr strafe sie an seinen Kindern.“<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Brahm (1911), S. 117.

<sup>2</sup> Croquieren: flüchtig hinzeichnen. Aus: J. Ch. G. Heyse's Kleines Fremdwörterbuch. Hannover, Leipzig 1900.

<sup>3</sup> Aus: Frehner, Vogler-Zimmerli (2007), S. 179.

<sup>4</sup> Aus: Halm (1909), S. 16.

Eine enorme Willensstärke bewies Stauffer, als er sich aus eigener Kraft den Eintritt in die Münchner Kunstakademie erarbeitete. Er schrieb 1874, als er sich in ärmlichen Verhältnissen in der Lehre des Stubenmalersmeisters Wenzel befand, an seinen Bruder Eduard:

„[...] Diesen Winter also will ich auf die Akademie, womöglich gerade mit dem Anfang des akademischen Jahres. Jetzt wird es sich halt zeigen, wie wir Geld auftreiben, um grad im Anfang existieren zu können, da wird's hapern, aber sollte ich drauf gehen, ich gehe so gewiß auf die Akademie, so gewiß ich übers Jahr den ersten Preis kriege. [...]“<sup>1</sup>

Auch später, als Stauffer bereits von der Malerei über die Graphik in die Bildhauerkunst gewechselt hatte, weiß er sich gegenüber Kritikern zu behaupten:

„[...] Ich bin überzeugt, Viele denken, daß ich Plastik treibe, weil ich gesehen habe, daß es mit dem Bildermalen doch nichts wird, das stimmt aber nicht. Ich hoffe, meine paar Bilder schon noch zu malen, wenn das Nötige gelernt ist. Übrigens mache ich mir da keine Illusionen, einstweilen hat es damit noch gute Wege.“<sup>2</sup>

1887 schrieb er in einem Brief an Frau Lydia Welti-Escher:

„[...] Ich höre oft den Vorwurf, ich zersplittere meine Kraft, indem ich radiren und kupfersteche und nun gar modellieren wolle, ich sollte jetzt große Bilder malen, denn es wäre Zeit; dieser Vorwurf ist nicht gerechtfertigt, ich weiß genau was ich thue, indem ich diese Sachen noch lernen will, es geschieht, was den Gang meiner künstlerischen Entwicklung anbetrifft, das meiste instinktiv, ich *muß* es eben thun, es wird schon recht sein. [...]“<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Brahm (1911), S. 58.

<sup>2</sup> Aus: Halm (1909), S. 18.

<sup>3</sup> Brahm (1911), S. 112.

### **4.3 Die Person Karl Stauffer im Urteil seiner Zeitgenossen**

#### **4.3.1 Friedrich Emil Welti**

Der Schweizer Friedrich Emil Welti, der Ehegatte Lydia Welti-Eschers, stand seit der gemeinsamen Schulzeit mit Karl Stauffer-Bern in freundschaftlichem Verhältnis und wurde später, ab etwa 1887, zu dessen Mäzen. Ein 30 Seiten umfassendes Schriftstück von Friedrich Emil Welti mit dem Titel „Carl Stauffers Tagebuch angef. am 4. Novemb. 1889“ ist im Binswanger-Archiv vorhanden.<sup>1</sup> Neben der Abschrift von Tagebucheinträgen Stauffers (S. 1-8)<sup>2</sup> beinhaltet das Dokument die Abschrift eines Briefes von Karl Stauffer an Max Klinger (S.9-10)<sup>3</sup> sowie Briefe Stauffers an Lydia Welti-Escher (S.11-13). Im Anschluß daran folgt in der uns vorliegenden Version ein bisher unveröffentlichter Selbstbericht von Friedrich Emil Welti über Karl Stauffer-Bern (S. 14-28), in welchem er die Beziehung zu Stauffer-Bern und dessen Verhalten ihm und seiner Familie gegenüber erläutert. In diesem Bericht macht Friedrich Emil Welti deutlich, wie sehr er, der Karl Stauffer-Bern bereits seit 1866 kannte, von dessen Verhalten im Herbst 1889 in Florenz und Rom enttäuscht worden war, insbesondere nachdem er ihm stets volles Vertrauen geschenkt hatte.<sup>4</sup>

#### **4.3.2 Anton von Werner**

Der Künstler und Kunstpolitiker Anton von Werner war seit 1874 Direktor der Hochschule für bildende Künste der Akademie der Künste in Berlin. Er brachte ein Buch über diese Zeit heraus, in welchem er auch von der Begegnung mit Karl Stauffer-Bern in ausgeschmückter Weise berichtete. Seinen Eindruck über den Menschen Stauffer fasste er folgendermaßen zusammen:

„[...] Ich meinesteils gedenke mit stiller Wehmut lieber des linkischen jungen Mannes, der damals ohne einen Heller Geld in der Tasche im

---

<sup>1</sup> FAB 429.

<sup>2</sup> Bei Jung (2009) ist bereits erwähnt, dass die Tagebucheinträge Stauffers im Original viele Textvarianten aufweisen. Die in unserem Archiv vorliegende Version weicht an einigen Stellen ebenfalls von der bei Jung (2009), S. 499-505, zitierten Variante ab. Siehe hierzu FAB 429.

<sup>3</sup> Abgedruckt bei Jung (2009), S. 146.

<sup>4</sup> Der Bericht findet sich abgedruckt im Anhang, siehe Kap. 11.2.4.

verschneiten Flausrock zu mir kam, als des gefallenen Ikarus, zu dem die Verhältnisse oder der Zufall, seine Leidenschaften oder sein Verhängnis und nicht zum wenigsten später die Presse Carl Stauffer als Helden eines modernen Ehebruchdramas gemacht haben. Daß er mit einer nicht zu geringen Dosis Selbstgefühl ausgestattet war und als freier Schweizer auf Berlin, „die preuß'sche Residenz“, sehr von oben herabsah, erwarb ihm selbstredend besondere Gunst. [...]“<sup>1</sup>

### **4.3.3 Wilhelm Bode<sup>2</sup>**

Der deutsche Kunsthistoriker Wilhelm Bode war Begründer und Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums (heute: „Bode-Museum“) auf der Museumsinsel in Berlin.

In seinem Buch „Berliner Malerradierer“ beschreibt Wilhelm Bode den Künstler Karl Stauffer-Bern, den er während seiner Berliner Jahre kennenlernte. Obwohl Stauffer eigentlich Schweizer war, zählt Bode ihn zu den deutschen Künstlern, da er den Hauptteil seiner künstlerischen Ausbildung und auch seine Erfolge in Deutschland erlebte.

Bode lobt besonders sein Talent zum Zeichnen und Modellieren, was er auf die gute Ausbildung an der Münchner Kunstakademie zurückführt. Dieses Talent habe Stauffer gleich mit seinem ersten Bild, welches er in Berlin anfertigte, unter Beweis gestellt. Es war das Portrait Max Kleins, mit welchem er auf der Berliner Jahresausstellung die Kleine goldene Medaille gewann.

Auch in der Radierkunst bezeugt Wilhelm Bode ihm ein außerordentliches Talent, vor allem weil Stauffers Radierungen immer eine malerische Wirkung besessen hätten. Er habe alle Mittel, die für die Bearbeitung der Kupferplatte zur Verfügung standen, mit äußerst großem Geschick angewendet, sei auch vor der wenig erfreulichen Arbeit des Ätzens nicht zurückgeschreckt und habe stets eine technische Findigkeit besessen, welche ihn wahrscheinlich auch dazu brachte, sich in der Plastik zu versuchen.

---

<sup>1</sup> Aus: Werner (1913), S. 312.

<sup>2</sup> Das Folgende aus: Bode (1891).

#### 4.3.4 Hermann Katsch<sup>1</sup>

Hermann Katsch wurde am 10. September 1853 in Eisenach geboren. Er war langjähriger Schüler an der Akademie der Künste in München. Hier lernte er auch Karl Stauffer-Bern kennen, mit welchem er gemeinsam studierte. Sie schlossen Freundschaft, und als Hermann Katsch 1879 die Akademie und München verließ um nach Berlin zu gehen, reiste Stauffer ihm bald darauf hinterher.

Hermann Katsch schrieb in seinen Erinnerungen an Stauffer-Bern:

„[...] Einige Männer, welche Mittheilungen über Stauffers Leben schrieben, haben mir die Ehre erwiesen, dabei meinen Namen zu erwähnen, und diesem Umstande verdanke ich die Aufforderung, endlich auch meine Erinnerungen an den so früh Verstorbenen niederzuschreiben. Allerdings wird das, was ich zu sagen weiß, etwas anders ausfallen als z.B. die Berichte seines Freundes Peter Halm, der uns eigentlich nur den mit seinem Handwerk ringenden Künstler schildert. Ich möchte den Menschen Stauffer, den Jüngling Stauffer, der es mir angetan hatte, mit dem ich, selber nur in sehr mäßiger Vermögenslage, bereit war, alles zu teilen, den lieben Kerl möchte ich der Vergessenheit entreißen. [...]“<sup>2</sup>

„[...] Fidel und fröhlich fing unsere Freundschaft an und wir kneipten und naturbummelten zusammen und trieben auch ernsthafte Sachen. Dazu rechne ich die Stunden, in denen mir Stauffer Keller vorgelesen hat, für den er schon als Schweizer selbstverständlich hell begeistert war. Der Keller bekommt ein ganz anderes Gesicht, wenn man ihn mit der Färbung, die ein gebildeter Schweizer in der Sprechweise behält, vorgelesen bekommt. Mir ist dieser Klang so im Ohr geblieben, daß, wenn ich heute Keller lese, der eigentümliche Tonfall einer schweizer Kehle mir immer mitzuschwingen scheint. [...]“<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Das Folgende aus: Katsch (1910), sowie DBA-NF (1989), Bd. 19.

<sup>2</sup> Aus: Katsch (1910), S. 11.

<sup>3</sup> Aus: Katsch (1910), S. 14.

Hermann Katsch spricht in sehr positiver Weise von Karl Stauffer. Er bewunderte geradezu sein Durchsetzungsvermögen, den starken Willen, was die Kunst anging und seinen Humor. So soll Stauffer einmal in Berlin, als er bereits recht berühmt war, im Rahmen einer Feier einem Herrn vorgestellt worden sein, für welchen Stauffer während seiner Münchner Gesellenzeit einen Schrank bemalt hatte. Diesem trat Stauffer mit folgenden Worten entgegen:

„Na, Herr Professor, wie hält denn die Farbe auf den Kleiderkästen, die ich in dem Cholerajahr gestrichen habe? Ja, ja schau'n Sie nur so, ich bin der Anstreicher von damals, und wundern solls mich, ob das Zeug gehalten hat, denn verstanden hab ich nix von der Anstreicherei.“<sup>1</sup>

Dass Stauffer derart perfektionistisch in seinem künstlerischen Schaffen wurde, führt Katsch auf die Raab-Schule zurück. Professor Johann Leonhard Raab habe in München einen strengen Unterricht erteilt, aber vor allem habe er versucht, alle seine Schüler in gleicher Weise auszubilden, was manch einen Talentierten zunichte werden ließ. Er habe dabei durchaus ein Auge für Wirkung und Detail besessen, aber dadurch seien viele seiner Schüler schon bevor sie lernten ein großes Ganzes aufzufassen, in der Detailarbeit stecken geblieben.

„[...] Ich glaube, dass man jetzt verstehen wird, wie es Stauffer begegnen konnte – in seiner besten Zeit – vierzehn Tage lang lediglich an dem Mund des alten Leibarztes des ersten Kaisers, Exzellenz von Lauer, zu malen, um dann doch noch alles wieder abzukratzen. Stauffers sehr stark ausgebildeter Sinn für eine durchgeführte Modellierung lag stets im Kampf mit der farbigen Darstellung und, was ihn über die Schwierigkeiten herausgeführt hätte, die Auffassung, war ja gerade das, was bei Raab gelitten hatte, [...]“<sup>2</sup>

Allerdings muss Stauffer als einer der besten Schüler in Raabs Atelier gegolten haben, so referiert es zumindest Hermann Katsch, der noch hinzufügt, dass er in seiner Klasse auch sehr beliebt war.

---

<sup>1</sup> Aus: Katsch (1910), S. 15.

<sup>2</sup> Aus: Katsch (1910), S. 18.

Er habe tagsüber immer sehr fleißig gearbeitet, sogar „mit einem gewissen Ingrim“<sup>1</sup>, wie Katsch es bezeichnet. Wenn Stauffer dann jedoch seine Arbeit beendet hatte, sei er sehr fröhlich gewesen.

Katsch besinnt sich auch auf Stauffers schelmische Art und bringt diese in einer schönen Geschichte zum Ausdruck, welche sich in einer Gastwirtschaft abspielte:

„[...] Die sehr „angefrühstückten“ Kameraden erschienen dann im Café Probst, wo viele Gegner saßen, es gab Sticheleien, Schimpfereien, und Stauffer, der gern randalierte, wenn er einen sitzen hatte, befand sich plötzlich in einem Haufen wütend auf ihn eindringender Menschen. Die Sache sah etwas bedenklich aus, Ehre war auch nicht dabei zu holen, so sagte ich Stauffer ins Ohr, er solle sich ohnmächtig stellen. Einen Moment dachte er nach und, bumms!, lag mir der schwere dicke Kerl im Arm. Ich machte ein sehr ängstliches Gesicht, rief nach der Droschke, wir trugen zu zweit den schweren Körper hinaus, natürlich mit ernstesten Begräbnismienen. Keine Hand rührte sich, kein Wort wurde uns nachgerufen; dann setzten wir Staufferchen in eine Droschke, fühlten ängstlich seinen Puls und – fuhren vergnügt in ein anderes Café! [...]“<sup>2</sup>

Karl Stauffer und Hermann Katsch wurden sehr enge Freunde, und als Katsch München verließ, um sich in Berlin niederzulassen, schrieb er schon bald an seinen Freund, er solle doch nachkommen. In Berlin würde man sein Talent zu schätzen wissen, hier würde man ihm „sehr viel rascher als in München Ehre und Geld einbringen“<sup>3</sup>. Und obwohl Katsch zu dieser Zeit selbst auch noch keinen guten Verdienst hatte, wollte er mit seinem Freund die 200 Mark, die er im Monat zur Verfügung hatte, teilen. Er ludt ihn ein, für die erste Zeit bei ihm wohnen und leben zu können, und auch Stauffer macht diese selbstlose Art stutzig. So schrieb er ihm aus seinem Aufenthalt in Dresden:

„[...] Mein Lieber, jetzt da ich im Begriffe bin, von Deiner Güte Gebrauch zu machen, kommt mich ein Zagen an, Du kannst es Dir gar nicht

---

<sup>1</sup> Aus: Katsch (1910), S. 61.

<sup>2</sup> Aus: Katsch (1910), S. 59, 60.

<sup>3</sup> Aus: Katsch (1910), S. 62.

vorstellen. Hast Du denn auch in Uebereinstimmung mit Deinen Angehörigen gehandelt? Es ist das nicht etwa eine banale Ziererei, sondern ich kriege einmal wirklich Angst, es könnte doch vielleicht Deine Freundschaft etwas zu voreilig gehandelt haben. [...]"<sup>1</sup>

In Berlin, so Katsch, habe er Stauffer in den Kreis der Künstler eingeführt. Sie hätten auch noch gemeinsam gezeichnet und seien zusammen ausgegangen, aber „die fröhliche, harmlose Münchner Zeit war vorbei“<sup>2</sup>. Stauffer hätte all seine Kräfte darauf verwendet, mit seiner Kunst Geld zu verdienen. Und als Katsch einige Zeit später, nachdem er zuvor zu einer Wehrübung nach München einberufen worden war, nach Berlin heimkehrte, fand er seine Wohnung verlassen vor. Stauffer war ausgezogen, ohne seinem Freund eine Nachricht zukommen zu lassen.

„[...] Als ich wiederkam, war das Nest leer. Stauffer ausgezogen, ohne mir ein Wort zu schreiben. Auch der Portier wusste nicht, was mit ihm los war. Am Abend erzählte mir Höniger in dem Café, wo wir uns immer trafen, dass der „kleine Stauffer“ kolossale Karriere gemacht habe. Sein Portrait des unter uns wohnenden Max Klein habe Reinhold Begas so gefallen, dass er ihn überall empfohlen und eingeführt habe, so dass Stauffer sich vor Portraitaufträgen nicht retten könne. Er erzählte mir von Stauffers Begabung als Neuigkeit. Mir! Das war aber alles nicht hinreichend, um mir sein lautloses Verschwinden nach fast einjährigem, gemeinsamem Hausen zu erklären. Zufällig kam Stauffer auch, es war ein Donnerstag. Wir begrüßten uns wie immer, natürlich muß in meinem Blick eine verwunderte Frage gelegen haben. Er sagte nichts, und ich fragte nicht. Er blieb nur einen Augenblicke da, bezahlte seinen Kaffee, indem er dem Kellner einen Tausendmarkschein zum Wechseln gab. Mit einem affektiert schnarrenden „Morgen“ verließ er das Lokal. [...]"<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Katsch (1910), S. 65.

<sup>2</sup> Aus: Katsch (1910), S. 66.

<sup>3</sup> Aus: Katsch (1910), S. 67, 68.



Es folgten noch einige Briefe und Begegnungen, in denen Stauffer wohl auch versuchte, seine neue Situation zu erklären, nichts desto trotz „einen Knacks hatte die Freundschaft aber doch bekommen“, berichtet Katsch.

Von Stauffers Tod erfuhr Hermann Katsch während einer Abendgesellschaft bei Max Klein. Hier sei viel „literarisches Volk“ anwesend gewesen, und alle wollten Stauffer ganz genau und auf besondere Weise gekannt haben. Hermann Katsch beschliesst den Artikel seiner Erinnerungen an Karl Stauffer-Bern mit dem Satz:

„[...] es wurde von dem Uebermenschen Stauffer gesprochen. Ob er als Künstler nicht auch weiter gekommen wäre – zu einer Erfüllung – wenn er der nette Kerl geblieben wäre? Mir war er ein unerfülltes Versprechen.“<sup>1</sup>

#### **4.3.5 Peter Halm<sup>2</sup>**

Peter Halm wurde am 14. Dezember 1854 in Mainz geboren. Ab 1875 studierte er an der Münchner Akademie der Künste. Zunächst als Schüler von J. L. Raab in den Kupferstich eingeführt, wechselte er später in die Klasse von Löfftz, um in den allgemeinen Fächern unterrichtet zu werden.<sup>3</sup>

In seinen Erinnerungen an seinen Freund und Studienkollegen Karl Stauffer-Bern, abgedruckt in der Zeitschrift „Meister der Farbe“, spricht Halm stets in positiver Weise von der Zeit, die sie beide gemeinsam verbrachten. Stauffer wird von ihm als ein fleißiger Schüler bezeichnet. Der Umzug nach Berlin sei Stauffer sehr gelegen gekommen, so Halm<sup>4</sup>, konnte dieser doch dadurch dem engen Münchner Freundeskreis entrissen werden, durch welchen Stauffer sich zeitweise zu sehr vom Arbeiten abgelenkt fühlte.

Halm erlebte seinen Freund, was die künstlerischen Dinge anbetraf, als sehr kritisch, sowohl sich selbst als auch seinem Umfeld gegenüber. Als Beispiel führt Halm an dieser Stelle ein Zitat Stauffers über die Portraitmalerei an, aus

---

<sup>1</sup> Aus: Katsch (1910), S. 68.

<sup>2</sup> Das folgende aus: Halm (1909).

<sup>3</sup> Aus: Thieme-Becker (1922).

<sup>4</sup> Aus: Halm (1909), S. 2.

welchem hervorgeht, wie schwer es Stauffer fiel, aufgrund seiner perfektionistischen Veranlagung unter Termindruck zu arbeiten. Das Zitat ist im Kapitel 4.2. auf Seite 47 aufgeführt.

Von seinen Selbstzweifeln berichtete Stauffer seinem Freund des öfteren. Besonders aus der frühen Berliner Zeit, als Stauffer sich dort noch etwas einsam fühlte, sind viele Briefe an Peter Halm bekannt. Wenige Wochen nachdem Stauffer Berlin erreicht hatte, schrieb dieser einen Brief an seinen Freund, in dem er seine Überforderung und Ängste nach Ankunft in der neuen Stadt ausdrückt. Die entsprechende Textpassage ist in Kapitel 4.2., Seite 47-48 angeführt.

Ein weiteres Zitat, das Stauffers Selbstzweifel verdeutlicht, führt Halm in seinen Erinnerungen an:

„Aber damit will ich mich nicht etwa mit Alma Tadema in eine Linie stellen. Ferne sei es von mir, aber ich fühle, daß ich strebe und etwas Nobleres will, als die Menge, es ist ein feiner Beruf, zu portraituren, wenn die Leute wirklich bedeutend veranlagt sind. Aber das macht mich schier krank, daß ich immer sehe, wie es mir an allen, allen Orten fehlt, Zeichnung, Charakterdiagnose und Farbe, überall nur noch Dilletant. Es bringt mich schier um, jetzt besonders bei den Portraits, die ich infolgedessen bestellt bekomme, ich gehe von dem Grundsatz aus, wenn das Publikum nicht paff ist von der Ähnlichkeit, so ist das Portrait nicht ganz gut. Alles andere kommt in zweiter Linie. [...]“<sup>1</sup>

Halm ist der Ansicht, dass das größte Anliegen seines Freundes Stauffer darin bestand, möglichst schnell selbstständig und unabhängig zu werden, um zum Beispiel die Gastfreundschaft seines Freundes Hermann Katsch, der ihn in der ersten Zeit in seinem elterlichen Hause aufnahm, nicht allzu lange in Anspruch nehmen zu müssen.<sup>2</sup>

Eine weitere Eigenschaft, welche Halm bei seinem Freund feststellt, ist seine perfektionistische Art zu arbeiten. Stauffer habe ihm einmal erzählt, dass er für einen Portraitauftrag eines Leibarztes namens Dr. Lauer gegen hundert

---

<sup>1</sup> Aus: Halm (1909), S. 3.

<sup>2</sup> Ebd.

Sitzungen benötigt habe, um überhaupt eine gewisse Zufriedenheit seiner Arbeit gegenüber verspürt zu haben.<sup>1</sup> Und auch als Peter Halm im Jahre 1883 auf Stauffers Aufforderung nach Berlin zog, um mit ihm zusammen in Stauffers Atelier Aktstudien zu malen, konnte Halm diesen Charakterzug an Stauffer wiederfinden.

„[...] Es war ein liegender, weiblicher Akt, und Stauffer hatte ihn bereits genau aufgezeichnet und war zur Hälfte schon mit der Arbeit fertig, als ich mit meiner Studie begann. Diese erschien ihm holder im Kolorit, reicher und individueller, wie denn auch in meinen Arbeiten die Traditionen der Münchener Schulen nachwirkten, und Stauffer entschloß sich, trotz meiner Widerrede, seinen Akt von neuem zu beginnen. Stauffer arbeitete mit einer seltenen Ausdauer an dieser Studie, jeden Tag ununterbrochen sechs Stunden, und gönnte sich erst dann die erste Mahlzeit. [...]“<sup>2</sup>

Peter Halm berichtet davon, dass Stauffer in der Zeit, als er als Lehrer in der Künstlerinnenschule tätig war, das Portraitieren etwas zurückgestellt habe und sich stattdessen im Aktzeichnen verbessern wollte. Er mietete zu diesem Zweck einen Raum in der Steglitzer Strasse an, besorgte für sich und seine Künstlerfreunde die nötigen Utensilien und traf sich bald darauf abends dort mit Halm, dem Bildhauer Klein, dem Maler Possart und einigen Architekten, wie zum Beispiel Lissel, um zu zeichnen und sich gegenseitig zu korrigieren.<sup>3</sup>

Durch Peter Halm wurde Stauffer auch an die Radierkunst herangeführt. Halm erzählt von den Anfängen, als er Stauffer mit der Kunst des Radierens vertraut gemacht hat:

„[...] Es konnte nicht fehlen, daß bei dem monatelangen Zusammenarbeiten mit Freund Stauffer ich diesen auch veranlasste, sich einmal im Radieren zu versuchen. Meinen Vorschlägen setzte er wohl anfangs einigen Widerstand entgegen, entschloß sich aber denn doch zu einem Versuch und nahm als erste Arbeit auf dem ihm völlig neuen

---

<sup>1</sup> Aus: Halm (1909), S. 4.

<sup>2</sup> Aus: Halm (1909), S. 5.

<sup>3</sup> Aus: Halm (1909), S. 5, 6.

Gebiete ein Portrait vor. [...] Die Beschäftigung mit der ersten Radierung nahm Stauffer lange Zeit in Anspruch. Während die ersten Drucke noch im Jahre 1884 gefertigt wurden, tragen die späteren die Jahreszahl 1886. [...]“<sup>1</sup>

Stauffer habe sich dann auch diesem Kunstgebiet mit enormem Eifer und Gewissenhaftigkeit gewidmet, und mit der Zeit sei er von der Radierkunst regelrecht begeistert gewesen, so berichtet Peter Halm und fügt, um dies zu verdeutlichen, noch zwei Briefstellen Stauffers hierzu an:<sup>2</sup>

„[...] Merkwürdigerweise habe ich den Stichel, vor dem ich einen solchen Heidenrespekt hatte, als ein Material kennen gelernt, wie ich außer dem Pinsel bis dato keins gefunden. Eine herrliche Sache. Mein Prinzip, in Zukunft bei meinen Köpfen strenge, zweckmäßige Zeichnung der Form, einfache Ätzung mit Salpetersäure, die man wirklich so in der Hand hat, daß, wenn man gut mit der Nadel zeichnet, in der gleichen Zeit Stiche bis zur größten Tiefe und andere, wie ein Haar ätzt. Ist geätzt, so komme ich, mit dem Stichel und schneide die Form in das butterweiche Kupfer. Jetzt begreife ich, wie Dürer so Freude haben konnte am Stechen und der Schongauer, jetzt sehe ich auch, dass Rembrandt den Six am Fenster, den Kassierer und den Hausmeister (?) [sic.] sehr viel mit dem Stichel bearbeitet hat. [...]“<sup>3</sup>

„[...] Klinger arbeitet auch mit dem Stichel auf meine Veranlassung hin und sagt, daß Fleisch überhaupt mit nichts anderem gemacht werden könne. Er hat aber viel bessere und größere Stichel. [...]“<sup>4</sup>

Peter Halm war, solange er in Berlin lebte, Stauffers Lehrer für das Radieren. Als Halm Berlin jedoch wieder verlassen hatte<sup>5</sup> und nach München zurückgekehrt war, blieb Stauffer auf sich selbst gestellt. Er hielt aber weiterhin regelmäßig Kontakt zu Peter Halm, um sich von diesem beraten zu lassen und

---

<sup>1</sup> Aus: Halm (1909), S. 6.

<sup>2</sup> Aus: Halm (1909), S. 7.

<sup>3</sup> Aus: Halm (1909), S. 7.

<sup>4</sup> Aus: Halm (1909), S. 7.

<sup>5</sup> Die Rückkehr von Peter Halm nach München muss um den Jahresbeginn 1886 stattgefunden haben. Siehe dazu: Halm (1909), S. 6.

ihm in zahlreichen Briefen von seinen Erfolgen oder Misserfolgen beim Ätzen oder Radieren zu berichten. Auch sandte Stauffer ihm von jeder angefangenen Arbeit Probedrucke. Sogar ganze Kupferplatten wurden von Stauffer an seinen Münchener Freund geschickt, damit dieser ihm beim Ätzen behilflich sein sollte.<sup>1</sup> Stauffer hatte grundsätzlich ein großes Interesse daran, die Ätzarbeit selbst zu erlernen, um sie dann bei jeder seiner Arbeiten persönlich zu vollenden, und bevor er die Arbeit in die Druckerei gab, habe er fast immer einige Probedrucke in seinem eigenen Atelier angefertigt, so Halm.

Peter Halm spricht in anerkennender Weise davon, dass Stauffer während seiner praktischen Ausübung der Radierkunst stets die alten und neuen Meister studierte. So habe er sich insbesondere mit Rembrandt und Hans Holbein oder Werken englischer Radierer beschäftigt. Bei den modernen Arbeiten hätten ihn vor allem die Arbeiten von Leibl<sup>2</sup> angesprochen, von welchen Peter Halm ihm einige Blätter zukommen ließ.

Die Radierungen Stauffers erfuhren zunächst keinerlei Erfolg, so Halm. Auch in Kunstkreisen schenkte man ihnen damals kaum Aufmerksamkeit. Darüber schrieb Stauffer seinem Freund in einem Brief:

„Ich habe Herrn v. Werner die gesamten Drucke geschenkt und sie haben nicht bei ihm, aber als sie bei der Gesellschaft dort auflagen, den heftigsten Widerspruch erregt und ich glaube kaum, daß ich damit weder bei der Kritik, noch bei meinen Kollegen das geringste Glück machen werde, ich wüsste aber nicht, was mir gleichgültiger wäre, Lob oder Tadel der Menge. Kollegen oder Kritiker können mich wohl auf einen Tag verstimmen oder fröhlich machen, im Grunde bleibt mein künstlerisches Gewissen der einzige Richter, der zwar nicht immer gleich, aber mit Sicherheit früher oder später mein Machwerk aburteilt.“<sup>3</sup>

Der erste Erfolg habe sich erst eingestellt, als der Direktor der Nationalgalerie in Berlin zwei Platten ankaufte, welche Gustav Freytag darstellen. Ein Interesse bei den öffentlichen Sammlungen habe sich erst dann gefunden, nachdem

---

<sup>1</sup> Aus: Halm (1909), S. 14.

<sup>2</sup> Wilhelm Maria Hubertus Leibl, geb. 23.10.1844, gest. 04.12.1900, Maler, Radierer. Aus: Thieme-Becker (1928).

<sup>3</sup> Aus: Halm (1909), S.16.

Wilhelm Bode in einem Artikel die graphische Tätigkeit Stauffers erwähnt und gelobt hatte.<sup>1</sup>

Abgesehen von seinen künstlerischen Interessen weiß Peter Halm auch von Stauffers tiefem Gottesglauben zu berichten. Er habe stets eine große Vorliebe für das Alte und Neue Testament besessen und des öfteren in Briefen oder Karten an seinen Freund Psalme, Verse oder auch nur Versangaben beigefügt.<sup>2</sup> Aufgrund dieser Tatsache erschien es Halm auch nicht verwunderlich, dass Stauffer sich eines Tages einem biblischen Thema zuwandte. Er fertigte im Jahr 1886 die Studie eines Gekreuzigten an und berichtete seinem Freund von Plänen, Christus und Magdalene zu malen.<sup>3</sup> Die Arbeit gedieh allerdings niemals über die Skizzenanfertigung hinaus und wurde nicht mehr weiter verfolgt.

Peter Halm erinnert sich in seinem Artikel auch an die Zeit, in welcher Stauffer den Wechsel zur Bildhauerei durchlebte. Halm hielt sich damals ebenfalls in Berlin auf und konnte somit miterleben, wie Stauffer durch einen befreundeten Bildhauer namens Waegener in diese Materie eingeführt wurde.<sup>4</sup>

Stauffer schrieb Halm am 22. Juni 1888:

„[...] Ich bin kein Maler, das schwante mir schon seit geraumer Zeit, weil mir trotz all meiner guten Absicht und der nötigen Schulung nie ein Vorwurf, ein malerischer, so lebendig sich aufdrängte, daß ich genötigt gewesen wäre, ihn zu verarbeiten. Und die Kunst der Malerei fängt doch erst da an, wo die Studie aufhört. Wer zu einer Stimmung, die er ausdrücken will, Farben notwendig hat, ist Maler, wem die Form Ausdrucksmittel ist, der muß Bildhauer werden, es hilft nichts. Entweder oder.“<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Halm (1909), S.16.

<sup>2</sup> Halm fügt den Inhalt einer Karte Stauffers an, die außer der Adresse lediglich die Worte enthielt: „Ps. XII. Vers I. 2.“ [Der Psalm lautet: 1. Wie lange, Herr, wirst Du mein so ganz vergessen? Wie lange wendest Du Dein Angesicht von mir? 2. Wie lange soll ich ratschlagen in meiner Seele, Schmerzen leiden in meinem Herzen täglich;] Ein anderer Psalm, auf den Stauffer Bezug nimmt, ist „Ps. XVIII. 15“: [Und es werden Dir wohlgefallen die Reden meines Mundes; und das Sinnen meines Herzens wird in Deiner Gegenwart sein alle Zeit. Herr, Du bist mein Helfer und Erlöser.]

<sup>3</sup> Aus: Halm (1909), S. 17.

<sup>4</sup> Aus: Halm (1909), S. 19.

<sup>5</sup> Ebd.

An diesem Lebensabschnitt Stauffers, welcher in etwa den Jahreswechsel 1887-88 markiert, endet der Aufsatz Peter Halms. Über die weitere Entwicklung, die Umzüge nach Florenz und Rom und auch von der Beziehung zu Frau Lydia Welti-Escher, wird hier nichts Näheres erwähnt.

#### **4.3.6 Max Klinger**

Der deutsche Bildhauer, Maler und Grafiker Max Klinger und Karl Stauffer-Bern wurden 1881 in Berlin miteinander bekannt. Zwischen ihnen entwickelte sich eine Freundschaft, sie verbrachten gemeinsam ihre Freizeit, aber auch in künstlerischer Hinsicht bereicherten sie sich gegenseitig. So schrieb Klinger in einem Brief an einen Dr. H. H. Meier im Jahre 1887:

„[...] Sie werden bemerken, daß ich eine ganz neue Technik verwende. Seit meiner Rückkunft hier her (Marz.c) steche ich viel und neuere Sachen werden wohl in der Hauptsache mit dem Stichel ausgeführt werden. Diese Technik wurde mir durch Karl Stauffer-Bern hier an's Herz gelegt. Ich weiß nicht ob Sie dessen Stichelblätter kennen, meist Portrait Köpfe und Studien. Es sind dies die besten Sachen, die ich in dieser Art kenne, und sie verdienen Würdigung und Unterstützung in größerem Umfang als bisher geschieht. [...]“<sup>1</sup>

Auch Klinger reiste, genau wie Stauffer, im Februar 1888 nach Rom. Er bezog dort ein Atelier in der Nähe des Kolosseums und unternahm mit Stauffer viele Wanderungen in die nähere Umgebung, aufs Land und in die Berge. Ihre Freundschaft blieb bis zu dem Zeitpunkt intakt, als Stauffer gemeinsam mit Lydia Welti-Escher nach Rom reiste. Laut den Überlieferungen Emil Weltis<sup>2</sup> soll Stauffer am 12. November 1889 zu Max Klinger gekommen sein, um ihm „frohlockend“ davon zu berichten, dass er Lydia Welti-Escher entführt habe. Daraufhin habe Klinger ihm die Tür gewiesen und keinen Kontakt mehr zu ihm haben wollen, da ihn dieses Verhalten so sehr schockiert habe<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> Aus: Wega Mathieu (1976), S. 26.

<sup>2</sup> Aus: FAB 429, S. 20.

<sup>3</sup> Aus: FAB 429, S. 20.

### 4.3.7 *Gustav Freytag*

In dem Buch von Otto Brahm<sup>1</sup> findet sich im Anhang ein Brief des Schriftstellers und Literaturwissenschaftlers Gustav Freytag an Otto Brahm. Dated ist der Brief vom 19. September 1892. Brahm muss Gustav Freytag offensichtlich gebeten haben, ihm von seinen Erinnerungen an Karl Stauffer zu berichten.

Gustav Freytag wurde von Stauffer mehrere Male portraitiert, das erste Mal 1886, als Stauffer von der Berliner Nationalgalerie einen Auftrag zu einem Gemälde Gustav Freytags erhielt<sup>2</sup>. Zu diesem Zwecke reiste Stauffer damals zu Gustav Freytag nach Siebleben bei Gotha.<sup>3</sup>

Gustav Freytag kannte Stauffer vor diesem Besuch nicht, hatte auch noch nie von ihm als Künstler gehört. Während der Zeit seines Aufenthalts in Siebleben gaben die vielen Sitzungen zu dem Portrait jedoch genügend Gelegenheit, um sich in zahlreichen Gesprächen über Kunst, Politik und Privates auszutauschen. Freytag schätzte die Gesellschaft Stauffers sehr und wusste, wie er in dem Brief mitteilte, „von seiner Persönlichkeit nur Günstiges zu sagen“.

So berichtete er über den Arbeitseifer Stauffers:

„[...] Mit Eifer ging er an das Werk, [...] der Maler mit dem Bestreben den Ausdruck im Antlitz seines Originals lebendig zu erhalten, der Sitzende in dem Wunsche, nicht gelangweilt zu erscheinen,[...]. Auch wenn man ihn im Tagesverkehr beobachtete, musste man ihm zutrauen, daß er für mehr als eine Kunst Begabung habe; denn er war bei jeder Gelegenheit erfinderisch und besaß ungemeine Geschicklichkeit in allen Handgriffen. Er photographirte meisterhaft mit dem kleinen Apparat, den er sich mitgebracht, und wurde nicht müde, die Gestalt seines Hauswirths in den verschiedenen Stellungen aufzunehmen, wie er sagte zur Hülfe für sein Bild. [...]“<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Brahm (1911).

<sup>2</sup> Aus: Brahm (1911), S. 100.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 105.

<sup>4</sup> Aus: Brahm (1911), S. 392–394.



Über Stauffer berichtet Gustav Freytag, dass er ihn als einen Gast „größter Anspruchslosigkeit“<sup>1</sup> erlebt habe, der in seiner freien Zeit zwischen den Sitzungen viel gewandert sei und sich sehr an der Natur erfreuen konnte.<sup>2</sup>

Als Künstler erlebte er ihn folgendermaßen:

„[...] Immer erwies er sich als ein ehrlicher Künstler, dem die Kunst das Höchste auf Erden und dessen größter Stolz war, sich selbst in seiner Kunst Genüge zu thun. [...]“<sup>3</sup>

Freytag erwähnt, dass sie sich schon damals über die verschiedenen Darstellungsmittel in der Kunst unterhielten und dass dort schon Stauffers Leidenschaft für die Radierung, vor allem aber für die Bildhauerei deutlich wurde.<sup>4</sup> Ihm sei auch aufgefallen, dass Stauffer Probleme mit der Farbe gehabt hätte. Es sei Sitzung auf Sitzung vergangen ohne dass er fertig werden konnte.

„[...] Das fröhliche Vertrauen, mit dem er in der ersten Zeit gearbeitet hatte, verschwand ihm allmählich, zuweilen zog ein Schatten über sein kräftiges Angesicht, der Blick wurde unsicher, er rückte sich heftig zusammen und setzte die Arbeit an anderer Stelle des Bildes fort. [...]“<sup>5</sup>

Es seien mindestens 27 Sitzungen für das Portrait vergangen, ohne dass dieses aber zur Vollendung geführt worden sei. Stauffer habe sich dann entschlossen, den Rest nach Photographien zu arbeiten und habe abreisen wollen. Am letzten Tag vor seiner Abreise geschah Folgendes:

„[...] Am letzten Tag nahm er die Tafel noch einmal vor, nach kurzer Zeit hörte er auf, betrachtete das Bild einen Augenblick, tauchte den Pinsel in weiße Farbe und zog blitzschnell eine große vernichtende Locke über das ganze Bild. „So,“ sagte er ernsthaft, „dies ist nichts, ich male es noch einmal.“ Ich vermochte ihm die Hand nicht festzuhalten, auf meinen Vorwurf, wie konnten Sie das thun? antwortete er leise, „ich bin damit nicht zufrieden.“ [...]“<sup>6</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: Brahm (1911), S. 394.

<sup>2</sup> Aus: Brahm (1911), S. 394, 395.

<sup>3</sup> Aus: Brahm (1911), S. 395.

<sup>4</sup> Ebd..

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Aus: Brahm (1911), S. 396.

Gustav Freytag war über diese Reaktion so erschüttert, dass er förmlich gemeinsam mit Karl Stauffer-Bern litt:

„[...] In dieser Stunde fühlte ich mit ihm das Weh, und ich ahnte, was während der Arbeit über dem Unglücksbild in der Seele des jungen Künstlers vorgegangen war. Das Gefühl der Unsicherheit über seine Kunstbegabung für die Malerei war ihm offenbar während der Arbeit gekommen und hatte ihn im Kern seines Wesens getroffen; denn er war stolz, und sich selbst zu genügen, war ihm viel wichtiger als Andern zu gefallen. [...]“<sup>1</sup>

Den Brief schließt Gustav Freytag mit den Worten:

„[...] Ihm war nicht bestimmt, sein Leben durch viele und große Werke der Nation werth zu machen. Und doch war er eine Künstlernatur mit ungewöhnlichen Gaben, deren Verlust tief betrauern muß, wer ihn und seine Arbeiten kennen lernte.“<sup>2</sup>

#### **4.3.8 U. W. Züricher**

U. W. Züricher beschreibt in dem Vorwort seines Buches „Familienbriefe und Gedichte von Karl Stauffer-Bern“ ein wenig den Charakter des Künstlers, so wie dieser sich ihm durch das Lesen der Briefe und Nachlässe aus der Familie Stauffers darstellte.

Züricher hatte nach Durchsicht der persönlichen, familiären Briefe den Eindruck, „daß hier ein kurzes, vollgültiges Künstlerleben vorübergegangen, das durchaus von einem unablässigen Vollendungsstreben beherrscht war.“<sup>3</sup>

Stauffer habe einen unbeirrbaren Fleiß besessen sowie ein schweres Verantwortlichkeitsgefühl mit einer großen Strenge gegen sich selbst. Dabei habe Stauffer immer danach gestrebt, künstlerische Unabhängigkeit zu erreichen und niemals kleinlich in seiner Gesinnung zu sein.

---

<sup>1</sup> Aus: Brahm (1911), S. 396, 397.

<sup>2</sup> Aus: Brahm (1911), S. 397.

<sup>3</sup> Aus: Züricher (1914), S. 5.

### 4.3.9 Ferdinand Vetter<sup>1</sup>

Professor Vetter war Gründer und Leiter der Zeitschrift „Schweizerische Rundschau“ und verfasste, nachdem Stauffer am 24. Januar 1891 verstorben war, eine Gedenkschrift in seinem Blatt.<sup>2</sup>

Er bemerkt in der Einleitung über Stauffers Person:

„[...] Um schöne Hoffnungen hat der Tod des erst 33-jährigen Mannes uns betrogen, und wohl ziemt es sich, dass wir auch hier auf seine menschlichen und künstlerischen Schicksale einen Blick werfen. Eine so vielversprechende Künstlernatur hat die Schweiz wohl, außer Böcklin, noch nie hervorgebracht. Aber die Mängel seines Talents, verbunden mit der Maßlosigkeit seines Wollens, haben nur Weniges von dieser Vielseitigkeit zur Entwicklung kommen lassen. [...]“<sup>3</sup>

Vetter verfolgt Stauffers Biographie von den Kindertagen bei seiner Familie in Bern über die Schul- und Internatszeit, über die Zeit seiner künstlerischen Ausbildung in München und Berlin, Rom und Florenz bis hin zu seinem Tod.

Aufgrund der vielen, herausragenden Erfolge, sowohl auf der Münchner Akademie als auch in Berlin (Gewinn der Goldenen Medaille) folgert Vetter:

„[...] Man sah, er war in allen Sätteln gerecht, und wer ihm damals begegnete – er kehrte allsommerlich bei den Seinigen in Bern ein -, der hatte auch persönlich von der kräftigen untersetzten Gestalt mit dem dunkelblonden Strubelkopf und den lebhaft durchdringenden Augen den Eindruck eines Mannes, der sich nicht allein Alles zutraute, sondern auch Alles konnte, was er wollte. Und doch nicht alles. Man erwartete von ihm einmal eine Zusammenstellung seines Könnens in einem größern Gemälde; [...] Fehlte dazu dem bewundernswürdigen Nachahmer der

---

<sup>1</sup> Vetter, Ferdinand (1847-1924): Dr.phil., Universitätsprofessor für germanische Philologie und Literaturgeschichte an der Universität Bern, Leiter der von ihm begründeten „Schweizerischen Rundschau“. Widmete sich intensiv der Wiederherstellung des im Familienbesitz befindlichen Klosters St. Georgen in Stein a. Rhein. Aus: DBA-NF (1998), nach: Wer ist's? Unsere Zeitgenossen. Hrsg. v. Hermann A.L. Degener. 4. Ausg. 1909; Schweizerisches Schriftsteller-Lexikon. Hrsg. v. Hermann Aellen. 1918; Kürschners Deutscher Literaturkalender. Nekrolog 1901-1935. 1936.

<sup>2</sup> Siehe dazu: Schweiz. Rundschau (1891), S. 297-304.

<sup>3</sup> Schweiz. Rundschau (1891), S. 297.

Natur und erlauchteter Vorgänger nur die Lust, oder vielleicht auch Phantasie und Kompositionsgabe? [...]“<sup>1</sup>

Stauffer sei durch die Gesellschaft ein Bedürfnis anerzogen worden, welches Vetter als den „Stachel des Erfolgs“ bezeichnet.<sup>2</sup> Er sieht hierin einen Grund für Stauffers „Krankheit“:

„[...] Und dieses fieberhafte Streben des Dreißigers nach immer neuen Zielen, so viel Ehre es seinem künstlerischen Ernst machte, war doch vielleicht schon ein Anzeichen beginnender Krankheit im Innern dieser kräftigen, aber stets unbefriedigten Künstlernatur. [...]“<sup>3</sup>

Vetter „beschuldigt“ Karl Stauffer-Bern an manchen Stellen beinahe für sein frühes Lebensende:

„[...] Stauffer ist plötzlich aus ihr [*der Lebenslaufbahn*] gerissen worden; er hat sich und Andere unglücklich gemacht und hat uns eines Talents beraubt, wie es unser Land nicht in jedem Jahrhundert hervorbringt. Einmal hatten wir wieder einen großen Künstler, und das Schicksal hat Alles für ihn getan, wie für wenige Seinesgleichen; aber es sollte nicht sein: er hat es selbst nicht haben wollen und hat diesen Frevel mit dem eigenen Selbst bezahlt. [...]“<sup>4</sup>

„[...] Daß Stauffer, der Kraftmensch, seinem Schicksal erliegen musste, das sich allerdings aus Charakter und Umständen bei ihm ganz besonders unheilvoll wob, das lässt sich in letzter Linie auf den einen und Hauptgrund zurückführen: daß er Künstler war, und zwar verwöhnter Künstler! [...]“<sup>5</sup>

Im Schlusssatz seines Artikels findet Vetter versöhnlichere Worte:

„[...] Aber wir lassen es uns nicht zerstören, lassen uns nicht trüben das Bild des großen Künstlers durch das Bild des unglücklichen Menschen. Was er gefehlt, sei vergessen; was er geschaffen, das bleibe uns; was er uns schuldig geblieben, das sei beklagt von denen, die auf ihn gehofft im

---

<sup>1</sup> Schweiz. Rundschau (1891), S. 299.

<sup>2</sup> Schweiz. Rundschau (1891), S. 300.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Schweiz. Rundschau (1891), S. 300.

<sup>5</sup> Schweiz. Rundschau (1891), S. 301, 302.

Heimatlande und für das Heimatland. „Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich.“ F.V.“<sup>1</sup>

1892, nach dem Erscheinen des Brahmschen Buches, verfasste Vetter hierüber eine Buchrezension in seiner Zeitschrift. Er beurteilte das Buch ganz anders als Robert Binswanger:

Die wahren Beweggründe, welche Brahm zur Veröffentlichung der Stauffer-Briefe geführt hätten, seien Berechnung und ein witterndes Geschäft<sup>2</sup> gewesen, niemals aber ein freundschaftliches Bedürfnis. Brahm sei ein „Berliner Modeschriftsteller und Schillerbiograph“<sup>3</sup>, der stets bestrebt gewesen sei, „einen idealen Künstler und ein ideales Liebespaar für sein Publikum zu gewinnen“<sup>4</sup>.

Das Buch greife zwei starke Neigungen des damaligen Publikums auf, so Vetter. Zum einen die Skandalsucht, zum anderen die Geniesucht, die eine „Krankheit“ des 19. Jahrhunderts sei. Das Künstlertum sei in diesem Jahrhundert aus der Gesamtheit herausgehoben worden, und die Künstler hätten den Anspruch auf „die Vorrechte eines höheren Wesens“<sup>5</sup> zugesprochen bekommen. Zudem seien die Kunst und die Künstler immer heimatloser geworden.

Diesem Umstand sei es zuzuschreiben, dass die Künstler nicht mehr mit Leidenschaft ihrem Berufe nachgingen, sondern lediglich dem lohnenden Geschäft. Sie alle, und hier geht er im Besonderen auf Karl Stauffer-Bern ein, litten unter „der Ideallosigkeit ihrer Zeit“<sup>6</sup>, folgert Vetter. Und weiter: „Diese Gewalttätigkeit des sich unverantwortlich fühlenden Genies ist Stauffer's Verhängniß geworden, und musste es werden.“<sup>7</sup>

---

<sup>1</sup> Schweiz. Rundschau (1891), S. 304.

<sup>2</sup> Schweiz. Rundschau (1892), S. 624.

<sup>3</sup> Schweiz. Rundschau (1892), S. 626.

<sup>4</sup> Schweiz. Rundschau (1892), S. 625.

<sup>5</sup> Schweiz. Rundschau (1892), S. 624.

<sup>6</sup> Schweiz. Rundschau (1892), S. 625.

<sup>7</sup> Ebd.

Vetter wirft Brahm des weiteren vor, er habe Vieles aus Stauffers Leben „tendenziös übergangen oder stilisiert“<sup>1</sup>, um sein romanhaftiges Buch der Geschichte des „idealen Liebespaars“ anzupassen.

„[...] Kleinere Unrichtigkeiten mögen ihm hingehen, oder sind von anderer Seite zurückgewiesen worden. Auf die „Laufener“ für „Laupener“ Schlacht [...] sei nur hingewiesen zur tatsächlichen Berichtigung. Aber daß mehrmals die „fin-de-siècle-Natur“, das „Kind des Jahrhundertsendes“ zur Verteidigung der Heldin ausgespielt wird, geht uns über das Erlaubte in einem ernsthaften Buch. Durch so gedankenlose Wendungen, wie der Hinweis auf eine ganz zufällige astronomische Tatsache es ist, alle Verkehrtheiten unserer Zeit entschuldigen zu wollen, kann doch nicht die Absicht des Erzählers einer so traurigen Geschichte sein; wozu denn diese Pariser Boulevardphrase? Auch der immer mehr um sich greifende unleidliche Berlinismus des Titels, der allerdings auf Stauffer selbst zurückgeht, welcher sich in Berlin „Stauffer-Bern“ nannte, ist in unseren Augen ein Fleck, den wir weggewünscht hätten. [...]“<sup>2</sup>

In seiner Schlussbemerkung hebt Vetter hervor, dass er die Veröffentlichung der Stauffer-Briefe durchaus positiv wertet, findet aber, dass man damit nach Stauffers Tod einige Jahre hätte warten sollen und sie dann vielleicht eher in einer „ernsthaften Zeitschrift“<sup>3</sup> hätte abdrucken sollen. Seinem Unmut darüber verleiht er in folgender Bemerkung Ausdruck:

„[...] aber die Veröffentlichung in einer ernsthaften Zeitschrift hätte, nach zehn Jahren etwa, dem Verfasser dasselbe Verdienst, freilich nicht denselben Verdienst, gebracht [...]“<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> Schweiz. Rundschau (1892), S. 626.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

## 5 Die Pathographie Robert Binswangers über Karl Stauffer-Bern

### 5.1 Pathographie als Genre

#### 5.1.1 Definitionen

In „Meyers Konversationslexikon“ erscheint der Begriff Pathographie erstmals in der siebten Auflage aus dem Jahre 1928. Es findet sich dort folgende Definition zu dem Begriff Pathographie:<sup>1</sup>

„Pathographie (griech.), nach Möbius die Lehre vom Krankhaften in seiner Bedeutung für Charakter und Weltanschauung.“

„Der große Brockhaus“ erwähnt den Begriff Pathographie erstmals in der 15. Auflage von 1933:<sup>2</sup>

„Pathographie [grch.], dem Ausdruck Biographie von dem Psychiater Paul Möbius (1853-1907) nachgebildete Bezeichnung für wissenschaftliche Arbeiten, die die Lebensgeschichte berühmter Menschen unter Mitberücksichtigung ärztlich wichtiger und besonders auch seelisch krankhafter Erscheinungen darstellen. Die syst. Forschung hierüber beginnt gegen Ende des 19. Jahrh.; ihr Wert liegt darin, daß die seelisch abnormen Züge nicht nur eine charakteristische Abrundung des Gesamtbildes bedeutender Persönlichkeiten geben, sondern daß sie oft besonders wichtige Zugänge zum tieferen Verständnis der genialen Leistung eröffnen. Das seelisch Krankhafte kann unter günstigen Umständen geistige Hochspannungen verursachen, die bei besonders begabten Menschen geniale Ausnahmeleistungen hervortreiben können.“

Im „Duden, Wörterbuch medizinischer Fachausdrücke“ von 1979 findet sich folgende Beschreibung des Begriffs:

---

<sup>1</sup> Meyers Lexikon (1928), S. 463. In der dritten (1877) bis zur sechsten Auflage (bis 1920) des „Meyers Conversations-Lexikon“ wird der Begriff „Pathographie“ noch nicht erwähnt.

<sup>2</sup> Brockhaus (1933), S. 241. In der 14. Auflage von 1903 ist das Wort „Pathographie“ noch nicht aufgenommen.

„Pathographie: biographische Darstellung eines Lebenslaufs mit besonderer Berücksichtigung der aufgetretenen Krankheiten und ihrer Einflüsse auf die Entwicklung und Leistung des betreffenden Menschen.“

### 5.1.2 Pathographie - Entwicklung und Methodik

„Ceterum censeo, pathographiam esse augendam.“<sup>1</sup>

Möbius, 1907

Der Nervenarzt Dr. Wolfram Kurth beschreibt in dem von ihm neu aufgelegten Werk von Lange-Eichbaums „Genie, Irrsinn und Ruhm“ aus dem Jahre 1967, dass die ersten Forschungen zu pathographischen Beschreibungen von dem Leipziger Nervenarzt Möbius (1853-1907)<sup>2</sup> entwickelt wurden, welcher ein Nachkomme Martin Luthers sei.<sup>3</sup> Möbius habe dabei lediglich den Begriff Pathographie geprägt, er sei jedoch nicht als der Vater der Pathographie anzusehen, denn die „Tatsache der Pathographie“<sup>4</sup> stamme aus Frankreich und Italien. Es werden hierzu Namen genannt wie Lélut, Verga, Lombroso. Aber auch in Deutschland sei schon im Jahr 1884, fünf Jahre vor der ersten pathographischen Veröffentlichung durch Möbius<sup>5</sup>, eine Pathographie über Jean-Jacques Rousseau von Hildebrand<sup>6</sup> erschienen.<sup>7</sup> Dennoch wird Möbius von Wolfram Kurth als der erste deutsche Klassiker der Pathographie bezeichnet.<sup>8</sup>

Genauer definiert wurde die Pathographie 1921 von W. Stern. Er hob hervor, dass sie diejenige Art der Biographie sei, welche körperliche Konstitution,

---

<sup>1</sup> Möbius (1907), S. 40.

<sup>2</sup> Möbius, Paul Julius (1853-1907). Doktor der Philosophie und Medizin. 1883 Habilitation. Zunächst im militärärztlichen Dienst tätig. Ließ sich später als Nervenarzt in Leipzig nieder. Beschäftigte sich mit philosophischen und literarhistorischen Themen, die ihn zur Pathographie führten. Aus: BLÄ (1933).

<sup>3</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 306. Möbius hat auf diese direkte Abkunft von Luther offenbar sehr viel Wert gelegt. Siehe dazu: Waldeck-Semadeni 1980, Diss., S. 3.

<sup>4</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 307.

<sup>5</sup> 1889 schrieb Möbius seine erste Pathographie über Rousseau. Aus: Möbius (1980), S. 12.

<sup>6</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 307.

<sup>7</sup> Hildebrand (1884).

<sup>8</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 307.



somatische und psychische Krankheiten, erbliche Belastung, Degenerationszeichen, hysterische und epileptische Zustände, Alkoholneigung und andere pathologische Merkmale in ihrer ursächlichen Bedeutung für Wesen und Werk des Helden aufzudecken bestrebt sei.<sup>1</sup>

Wolfram Kurth äußert sich zur Aufgabe der Pathographie folgendermaßen:

„[...] Wir selbst stellen bei der pathographischen Betrachtungsweise die Forderung, daß der Forscher nach Möglichkeit nicht bloß die pathologischen Züge einer Persönlichkeit darstellen soll. Solche Einseitigkeit würde das Bild naturgemäß verzerren. Der Pathograph soll vielmehr versuchen, den ganzen Menschen in einem abgerundeten Bild darzustellen. [...]“<sup>2</sup>

Und weiter schreibt er:

„[...] Wie soll nun die formale Darstellung beschaffen sein? Völlige Objektivität wäre das Ideal, das kaum je erreichbar sein wird. [...]“<sup>3</sup>

Kurth sieht für die Pathographie jedoch kein Problem darin, sich mit „fernen Zeiten und fernen Zonen“<sup>4</sup> pathographisch zu beschäftigen, wenn man genügend vorsichtig in der Bewertung bleibe. Als Quellen stünden dem Pathographen dieselben Mittel zur Verfügung, wie sie auch ein Historiker verwendet: Mitteilungen von Freunden und Verwandten, von Gegnern und Feinden, Tagebücher und Briefe, Memoiren und Selbstbiographien usw.<sup>5</sup> Des weiteren könnten „nur sorgfältige Einzelanalysen im Zusammenhang von medizin-historisch, psychopathologisch und geisteswissenschaftlich geschulten Untersuchungen weiterführen“.<sup>6</sup> Vorsichtig solle man allerdings dort sein, wo sich die Pathographie zu „Dichtung und Wahrheit“ entwickelt habe, bei der Selbstbiographie oder dort, wo sie in romanhafter Weise dargeboten wird.<sup>7</sup> Denn hier werde es dem Forscher durch Übertreibungen, Ausschmückungen

---

<sup>1</sup> Ebd.

<sup>2</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 310.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 311.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 312.

<sup>7</sup> Ebd.

oder Lückenhaftigkeit nicht einfach gemacht, das Romanhafte zu abstrahieren, um dann letztendlich „zu dem wirklichen Menschen zu gelangen“.<sup>1</sup>

Wolfram Kurth gibt zum Schluß seines Artikels sein Fazit zur Pathographie ab:

„[...] Bei allem Für und Wider: Ohne pathographisches Denken – und darin liegt das wesentliche Fazit der Pathographie-Lehre – ist heute die Anschauungsweise und das Gedankengut der wissenschaftlichen Welt kaum noch vorstellbar, weil eben die psychopathologische Diagnostik eine gewisse Weltverschiebung von der reinen Psychiatrie her zum erweiterten Begriff der Psychopathie [...] erfahren hat. Es ist somit festzustellen, daß zum Teil, dank der pathographischen Forschung, der Begriff des Psychopathologischen und im engeren Sinne der Psychopathie (d.h. des Bionegativen) über die eigentliche engere Psychiatrie hinaus zum Allgemeingut der denkenden Menschheit wurde. Darüber hinaus hat die Pathographie auch den modernen historischen Roman intensiv beeinflusst und mitgestaltet.“<sup>2</sup>

18 Jahre später, in der siebten Auflage des Buches „Genie, Irrsinn und Ruhm“, welche von Wolfgang Ritter im Jahr 1985 herausgegeben wurde, vertritt der Autor den Standpunkt, die Erstellung einer Psychopathographie erfolge in drei Schritten: Zunächst solle sie einen psycho-biographischen Vorspann aufzeigen, danach schließe sich das Pathogramm an und zum Abschluß folge dann eine Bewertung des Falles.<sup>3</sup> Er weist jedoch auch darauf hin, „[...] daß es sich bei den pathographischen Belegen lediglich um Zitate anderer Autoren und deren darin vertretene Meinung handelt [...]“ und die Bewertungen daher immer von subjektiven Anschauungen geprägt seien.<sup>4</sup>

Der schon mehrfach genannte Wilhelm Lange (später: Lange-Eichbaum) hat 1909 – damals war er Assistenzarzt in der Tübinger Psychiatrischen Klinik – mit seiner Pathographie Hölderlins eines der ersten ausführlichen Werke der Gattung vorgelegt.<sup>5</sup> Diese Studie war der Ausgangspunkt seiner

---

<sup>1</sup> Ebd.

<sup>2</sup> Lange-Eichbaum (1967), S. 314, f.

<sup>3</sup> Lange-Eichbaum (1985) I, S. 232.

<sup>4</sup> Lange-Eichbaum (1985) I, S. 233.

<sup>5</sup> Lange (1909). Vgl. Fichtner (1977), S. 498.

Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Genie und Wahnsinn bei Dichtern, Schriftstellern, Musikern, religiösen Führern, Politikern usw.<sup>1</sup> Lange meinte, die Pathographie habe drei Aufgaben zu erfüllen. Die erste Aufgabe sei eine „historische“, nämlich „aus (oft spärlichen) Überlieferungen das plastische Bild einer kranken Seele erstehen zu lassen“<sup>2</sup>. Die zweite Aufgabe habe beratende Funktion, z.B. einem Literaturhistoriker „ein Gutachten an die Hand zu geben, nach dem er beurteilen kann, was alles an den Werken eines Menschen als psychisch abnorm anzusehen ist“<sup>3</sup>. Als Drittes habe die Pathographie eine psychiatrische Aufgabe, bei welcher eine bedeutende Person durch die Darstellung ihrer Krankengeschichte dazu beitrage, „ein Archiv für die Geschichte der Psychosen zu bilden und jene wichtigen Fragen zu beantworten, ob neue Geisteskrankheiten im Lauf der Jahrhunderte auftauchen können und welcher Art die alten gewesen sind“<sup>4</sup>.

Auch Sigmund Freud (1856-1939) nahm 1910 in seiner Studie über Leonardo da Vinci grundsätzlich zur Frage der Pathographie Stellung:

„Es wäre vergeblich, sich darüber zu täuschen, daß die Leser heute alle Pathographie unschmackhaft finden. Die Ablehnung bekleidet sich mit dem Vorwurf, bei einer pathographischen Bearbeitung eines großen Mannes gelange man nie zum Verständnis seiner Bedeutung und seiner Leistung; es sei daher unnützer Mutwillen, an ihm Dinge zu studieren, die man ebensowohl beim erstbesten anderen finden könne. Allein diese Kritik ist offenbar so ungerecht, daß sie nur als Vorwand und Verhüllung verständlich wird. Die Pathographie setzt sich überhaupt nicht das Ziel, die Leistung des großen Mannes verständlich zu machen; man darf doch niemand zum Vorwurf machen, dass er etwas nicht gehalten hat, was er niemals versprochen hatte.“<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Lange-Eichbaum (1967).

<sup>2</sup> Zit. n. Fichtner (1977), ebd.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Freud (1910c), S. 152.

Karl Birnbaum<sup>1</sup> veröffentlichte 1932 eine Schrift über die „Methodologischen Prinzipien der Pathographie“.<sup>2</sup> Hier definiert er den Begriff „Pathographie“ als eine Biographie unter pathologischen Gesichtspunkten, welche als pathologisch orientierte Biographik nicht nur das eigentlich Biographische (die Persönlichkeits- und Lebensgeschichte) eines überragenden Individuums, sondern auch das Ergographische (das Schaffen und die Leistung, das Wirken und das Werk) in ihren Zusammenhängen mit dem Pathologischen umfasse.<sup>3</sup>

Birnbaum meint, dass auch ein überragender Mensch nicht vom Pathologischen verschont bleibe. Man sehe immer wieder pathologische neben „normalen“ Wirkungskräften in das Leben hervorragender Menschen hineinspielen. Dies forme die Persönlichkeit und ihr Lebensschicksal in unterschiedlicher Weise.<sup>4</sup>

Als problematisch sieht Birnbaum an, dass manche pathographische Bearbeitungen, vor allem die von psychiatrischer Seite entworfenen, dazu neigen, weitestgehend kritiklos-einseitige pathologische Ausdeutungen der biographischen Feststellungen zu beinhalten. Sie würden nicht in genügendem Maße die geistes-geschichtlichen Gegebenheiten berücksichtigen und sich auf geistig-kulturellem Gebiet Werturteile erlauben, für die sie nicht zuständig seien. Durch diese Fehlwertung ergebe sich eine Verzerrung der pathographierten Persönlichkeit.<sup>5</sup>

Einen Einwand bezüglich der Pathographie lässt Birnbaum jedoch gelten. Er räumt ein, dass sie stets eine einseitige, begrenzte Betrachtungsweise bleibt, indem sie jeweils nur das Pathologische aufsucht und darauf den Blick gerichtet hält.<sup>6</sup>

---

<sup>1</sup> Birnbaum, Karl (1878-1950), Psychiater in Berlin-Buch, zu Beginn der Dreißiger Jahre Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Berlin-Buch. Genoss als Kriminalpsychiater weltweiten Ruf. Wurde 1933 aus seinem Amt enthoben. Emigrierte 1939 in die USA, wo er als Gerichtspsychiater tätig wurde. Aus: BLÄ (2002), S. 132, f.

<sup>2</sup> Birnbaum (1932).

<sup>3</sup> L.c., S. 69.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Birnbaum (1932), S. 69.

<sup>6</sup> Birnbaum (1932), S. 70.

In Bezug auf die Methodik sieht Birnbaum die Pathographie zu diesem Zeitpunkt (1932) noch nicht gefestigt. Sie sei ein Zwischengebiet zwischen Medizin und Psychiatrie einerseits, Psychologie und Geisteswissenschaften andererseits und damit ein „heterogenes Grenzgebiet“.<sup>1</sup> Die naturwissenschaftliche Seite widme sich dabei eher dem biographischen Teil der Pathographie, die andere, die geisteswissenschaftliche, mehr dem ergographischen Teil.<sup>2</sup> So sieht Birnbaum die Pathographie im Schnittpunkt dieser beiden Forschungstendenzen stehen, wodurch sich nach seiner Auffassung Schwierigkeiten in der Bearbeitung ergeben.

Um dies zu verdeutlichen, geht er kurz auf drei Punkte ein, welche in der Vorarbeit zur Erstellung einer Pathographie von dieser Schwierigkeit betroffen sein könnten.

Als ersten Punkt führt er die Auswahl des pathographischen Objekts an. Hierbei sollte nicht nur auf die biographische Eignung geachtet werden, dass also eine entsprechende „kulturelle und geschichtliche Bedeutsamkeit von Persönlichkeit und Leistung“<sup>3</sup> vorliege, sondern vor allem auch eine pathographische Eignung vorhanden sein solle. Als eminent wichtig sieht Birnbaum an, dass „der für den pathologischen Sonderfall anerkannte Zusammenhang mit dem Pathologischen auch wirklich eines eindeutigen wissenschaftlichen Nachweises in allen seinen Einzelbeziehungen zugänglich“<sup>4</sup> sei. Dadurch ergebe sich eine entscheidende Einengung der Objektwahl, denn in vielen Fällen sei das Dokumentenmaterial lückenhaft, undurchsichtig, legendär verfälscht oder auch nur bruchstückhaft vorhanden.<sup>5</sup> Birnbaum sieht dort, wo die zeitliche und geistesgeschichtliche Entfernung zu groß ist, keine Aufgabe mehr für eine wissenschaftliche Pathographie.<sup>6</sup>

---

<sup>1</sup> Birnbaum (1932), S. 70.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Birnbaum (1932), S. 71.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Birnbaum nennt hier z.B. altägyptische Könige oder religiöse Gestalten der biblischen Vorzeit. Birnbaum (1932), S. 71.

Der zweite Punkt bezieht sich auf das spezielle Dokumentenmaterial, bei dem sich der Pathograph schon zu Beginn seiner Arbeit über dessen Eignung und Wert als Fundament für die geplante pathologisch orientierte Biographie klar werden muss.<sup>1</sup> Birnbaum sieht hierbei die große Schwierigkeit, dass aus den meisten Dokumenten nicht klar und einwandfrei das Pathologische herausragt. So fänden sich in Fremdberichten oftmals nur Andeutungen in abgeschwächter Form oder die wichtigen psychopathischen Wesenszüge seien übersehen worden, anders herum würden sehr ausgeprägte Wesenszüge oftmals falsch gedeutet und interpretiert. In Selbstberichten dagegen verhindere die Unfähigkeit zur klaren Selbstbeobachtung dann häufig die anschauliche Darstellung des innerlich Erlebten.<sup>2</sup> Und auch das Werk des Betreffenden gebe nicht immer genügend Aufschluss über den „pathographischen Wert“<sup>3</sup>, denn das Fehlen solcher Merkmale beweise noch nicht, dass der Betreffende keine pathologischen Züge besitze. Genauso sei aber auch „das Bestehen pathologischer Stoffe, Inhalte und Gestalten“ nicht zwingend beweisend dafür, dass diese ihren Ursprung aus psychopathischen Eigenheiten oder psychotischem Erleben genommen haben.<sup>4</sup>

Birnbaum führt als dritten Punkt den der pathologischen Interpretation an. Für diese müsse der Pathograph zwei Sichtweisen zulassen, zum einen müsse er das vom Durchschnitt Abweichende, Außergewöhnliche von außen betrachten und zum anderen müsse er von innen gesehen das dem Verstehen und Einfühlen sich Versagende beachten. Hier stellen sich weitere Schwierigkeiten für die Entstehung einer qualitativ hochwertigen Pathographie.

„[...] Und hier ist nun einer der wunden Punkte aller Pathographik: das Mißverhältnis zwischen den hohen Forderungen, die sie an die kultur- und geistesgeschichtliche Einsicht ihrer Bearbeiter stellt, und dem begrenzten Verständnis für kulturell und geistig fremde seelische Erscheinungen, mit dem der nur auf pathologischem Gebiete Geschulte an sie herantritt. [...] Alles in allem darf also die pathologische

---

<sup>1</sup> Birnbaum (1932), S. 71.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

Interpretation auch in der Pathographie nicht einfach als das nächst liegende Erklärungsprinzip herangezogen werden, als bequemer Ausweg gegenüber befremdenden Erscheinungen des geistigen Lebens, die man nicht ohne weiteres erklären kann. Vielmehr hat selbst für den Pathographen dieses Erklärungsprinzip erst an letzter Stelle zu stehen und erst dann einzusetzen, wenn jede andere Deutungsmöglichkeit versagt hat und wenn zudem sonstige positive Hinweise, prägnante eindeutige pathologische Zeichen dazu auffordern. [...]"<sup>1</sup>

Die methodologischen Gesichtspunkte und Prinzipien zur Erstellung einer Pathographie ergeben sich laut Birnbaum aus dem Aufgabenkreis der Pathographie. Dabei sei vor allem die pathologische Erscheinung selbst herauszuarbeiten, sodann die Eigenart und speziell die Geistigkeit der pathologisch veränderten Persönlichkeit und schließlich die Zusammenhänge, in denen beide mit dem Kultur- und Geistesleben, den Kultur- und Geisteswerten stehen.<sup>2</sup>

Aufgrund dieser Vielgestaltigkeit der Aufgaben ergebe es sich von selbst, dass man sich einer vieldimensionalen Betrachtungsweise mit verschiedenen Methoden bediene, um das Problem von unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten.

Schon im Jahre 1924 verfasste Birnbaum einen Artikel über die „Modernen Gesichtspunkte in der Psychopathologie“, in welchem er auf die Problematik der Beziehung des Genies zum Pathologischen der Psychiatrie eingeht. Hier erwähnt er Lombroso<sup>3</sup>, welcher bereits anhand von reichlichem, jedoch nicht kritisch gewonnenem Material „den Nachweis einer Wesensverwandtschaft des genialen Geistes mit der psychotischen Geistesverfassung [...] zu erbringen versuchte“<sup>4</sup>. Lombroso habe mit seinen Schlagworten von „Genie und Irrsinn“ zwar noch keine haltbaren Untersuchungen geliefert, er habe jedoch den

---

<sup>1</sup> Birnbaum (1932), S. 73.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Cesare Lombroso (1836-1909). 1859 als Militärarzt tätig, 1862 Professor der Psychiatrie in Pavia, danach als Direktor der Irrenanstalt in Pesaro, später Professor der gerichtlichen Medizin und Psychiatrie in Turin. Lombroso wurde vor allem durch kriminalanthropologische Studien bekannt. Aus: BLÄ (1931).

<sup>4</sup> Birnbaum (1924), S. 80.

Anstoß zu einer neuen Methodik biographischer Betrachtung und Verarbeitung gegeben:

„[...] Zur vollen Erfassung des Anteils und der Bedeutung pathologischer Elemente für die überragende Persönlichkeit, ihre Eigenart, ihre Lebens- und Geistesentwicklung, wie vor allem für die Entwicklung und Gestaltung ihres Werkes wurde nunmehr von Psychiatern eine besondere „pathographische“ Methode herausgearbeitet, die nun auch die Krankheitsfaktoren – und zwar speziell, wenn auch nicht allein die psychischen im seelischen Leben würdigte und ihnen die gebührende Stellung im biographischen Geschehen zuwies. [...]“<sup>1</sup>

Birnbaum bezeichnet ebenfalls, wie auch sein Kollege Dr. Wolfram Kurth, Möbius als den „Begründer und Meister der Pathographie“<sup>2</sup>. Aus seinen Erkenntnissen und den Kernpunkten aus Lombrosos übertreibenden Verallgemeinerungen gelang es laut Birnbaums Ansicht letztendlich, eine „psychiatrisch eingestellte Analyse der hereditären Verhältnisse geistig hervorragender Naturen und ihrer physischen und psychischen Familienartung“ zu entwickeln.

Alfons Bilharz<sup>3</sup> erwähnt die Pathographie in seinem Artikel „Pathographie und kritisches Denken“ aus dem Jahre 1909 als eine neu entstandene historisch-biographische Wissenschaft, welche sich großer Beachtung erfreue.<sup>4</sup> Sie besitze einige Eigentümlichkeiten, wie zum Beispiel die „Umwertung von Werten, die in der Geschichte längst festgestellt zu sein schienen“<sup>5</sup>. Zudem beschäftige sie sich mit Objekten, mit „Heroen des Geistes“<sup>6</sup>, denen die Menschheit durch deren Leistungen in den verschiedenen Gebieten von Kunst und Wissenschaft Vieles verdanke. Die geschichtlichen Untersuchungen liefen

---

<sup>1</sup> Birnbaum (1924), S. 80.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Bilharz, Alfons (1836-1925). Arzt. Von 1865 bis 1878 in Amerika tätig. „Auf einem Spazierritt durch die Prärie hatte er in philosophisches Grübeln versunken eine Art Vision, er erfaßte die Erkenntnis als Gleichung zwischen Denken und Sein.“ Seither Beschäftigung mit Philosophie. 1882 bis 1907 Leiter des Sigmaringer Krankenhauses. Aus: BLÄ (1929), S.538, sowie Kreuter (1996), Bd. 1, S.136.

<sup>4</sup> Bilharz (1909), S. 1.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd.



allerdings allesamt darauf hinaus, den bisher eigentlich intakten Persönlichkeiten einen pathologischen Wesenszug nachzuweisen.<sup>1</sup>

Bilharz versteht die Aussagen von J. P. Möbius zum Thema Pathographie so, dass dort suggeriert werde, bei genialen Naturen würden gewisse seelische Defekte gewissermaßen wesentlich zu ihrer Person dazugehören.<sup>2</sup> Er stimmt nur insofern zu, als die medizinische Forschung vor nichts Halt machen dürfe, was ein Beitrag zur Wahrheit oder eine Dienlichkeit für die Wissenschaft sein könne. Dennoch empfindet er die pathographische Forschung an den „erklärten Lieblingen der Menschheit“ als unerfreulich, da man die Persönlichkeiten, welche als Beispiel anderer dastanden oder an denen manch einer seinen Lebensmut aufgerichtet habe, hierdurch verkleinere. Bilharz bestätigt, dass es durchaus Fälle gab, in denen ein Genie von „geistiger Umnachtung“<sup>3</sup> betroffen wurde, und nennt hierzu Namen wie Nietzsche oder Rousseau. Allerdings räumt er ein:

„[...] Wogegen wir uns allein wehren wollen, das ist die Insinuation, als ob zwischen Genie und Entartung eine Wesensverwandtschaft bestehe, als ob nicht gerade das höchste Maß geistiger Gesundheit dazu gehöre, die Höhen der Menschheit zu erklimmen, als ob ein wenig Verrücktheit für die geniale Leistung so notwendig sei, wie Alkohol für den Wein und Gift und Teufel für jeden Genuß. [...]“<sup>4</sup>

Alfons Bilharz nennt Lombroso den Vater der Pathographie. Dieser habe stets die Vererbung psychisch Abnormens postuliert und sei mit dieser Theorie reichlich bestätigt worden.

Im Jahr 1961 veröffentlichte W. Geller in der Zeitschrift „Ärztliche Praxis“ einen Artikel, in welchem er sich zum „Wert der Pathographien“ äußert.<sup>5</sup> Er konstatiert, ähnlich den Aussagen von Birnbaum, dass sich die Erstellung einer Pathographie umso schwieriger gestaltet, je weiter zurück das Leben der zu behandelnden Persönlichkeiten liegt. Bei Personen des Altertums zum Beispiel

---

<sup>1</sup> Bilharz (1909), S. 1.

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Bilharz (1909), S. 2.

<sup>5</sup> Geller (1961).

sei man häufig auf nur eine einzige Quelle oder spärliche Notizen angewiesen, wohingegen die Fülle der Unterlagen im allgemeinen mit der Nähe zur „Jetztzeit“ wachse. Auch könnte die Persönlichkeit durch diese zeitliche Nähe plastischer herausgearbeitet werden, da sie unserer heutigen Zeit, der Weltanschauung und Weltkenntnis näher stehe.

Geller kritisiert, dass sowohl in der heutigen Forschung als auch im besonderen bei älteren Autoren wichtige Unterlagen häufig ungeachtet blieben oder das vorhandene Material lediglich nach Anhaltspunkten für eine vorweggenommene Krankheitsbezeichnung durchsucht wurde, obwohl es in der Psychiatrie altbekannt sei, dass es umso schwieriger sei, die Persönlichkeit eines Patienten zu erfassen oder zu einer diagnostischen Klärung zu gelangen, je differenzierter dieser in seiner Persönlichkeit sei. Da man aber bei Künstlern oder berühmten Personen der Geschichte fast immer davon ausgehen müsse, dass es sich hierbei um besonders differenzierte Menschen handle, behauptet Geller, es walte ein diagnostischer Schematismus, welcher der Größe der Aufgabe einer Pathographie nicht gerecht wird.

„[...] Es dürfte demnach selbstverständlich sein, daß die vielfältigen Fragen, die eine pathographische Darstellung längst verstorbener Menschen, die ganz anderen Epochen der Geschichte angehörten, aufbringt, eine intensive, differenzierte Zuwendung verlangen, die sich nicht nur auf psychiatrische Forschungen erstrecken darf, sondern auch die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse der jeweiligen Epoche berücksichtigt. [...] Man vermisst nun in vielen Pathographien aber gerade den Hinweis, daß eine Klärung der Diagnose nicht möglich sei, weil zu wenig über Entwicklung und den Lebensgang des Objekts der pathographischen Untersuchungen bekannt sei. Man ergeht sich in Vermutungen und Behauptungen, sucht nach Deutungen und Erklärungen des Verhaltens, die schwächlich begründet erscheinen, kann sich aber nicht zum Bekenntnis der Unwissenheit durchringen.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Geller (1961).

Im Oktober 2005 fand an der Universität Tübingen ein Kongress statt, welcher sich aufgrund der neuen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Neuropathographie dem Themenkomplex Kunst und Krankheit widmete.<sup>1</sup> Matthias Bormuth et al. veröffentlichten 2007 hierzu einen Sammelband, in dem einer der Beiträge auch die psychiatrischen Anfänge der Pathographie beleuchtet.<sup>2</sup>

Nachdem die Recherchen zu der vorliegenden Arbeit bereits abgeschlossen waren, erschien im Jahr 2010 eine Publikation über die Pathologisierung des Künstlers im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die von Bettina Gockel herausgegeben wurde.<sup>3</sup> Das Buch beschäftigt sich im dritten von sechs großen Abschnitten mit dem Genre der Pathographie. Gockel untersuchte neben den genannten Werken von Lange-Eichbaum auch diejenigen von Norbert von Hellingrath, Ludwig Binswanger d. J. und Karl Jaspers.

## **5.2 Binswangers Studie**

### **5.2.1 Vorgeschichte**

Verschiedene Schriftstücke aus den Kopierbüchern Robert Binswangers (siehe hierzu die entsprechenden Dokumente im Anhang K 1 bis K 9) belegen, dass Binswanger im Jahr 1893 in einem ausgewählten Kreis von neun Konstanzer Ärzten, Juristen und Künstlern seine These über Karl Stauffer-Bern im Rahmen eines Vortrages vorstellte.<sup>4</sup> Ausgangspunkt und wichtigstes Quellenmaterial dafür war das Buch von Otto Brahm „Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte“, das im Jahr zuvor erschienen war. Von seinem Auditorium sei er gedrängt worden, so Binswanger, die dort vorgetragene Studie zum Druck zu bringen. Des weiteren habe er sich durch einen Zeitungsartikel des Wiener Journalisten Bettelheim in der Münchner Allgemeinen Zeitung angesprochen gefühlt, wie ebenfalls in einem Schriftstück

---

<sup>1</sup> 28./29. Oktober 2005, Schloß Hohen-Tübingen.

<sup>2</sup> Bormuth (2007).

<sup>3</sup> Gockel (2010).

<sup>4</sup> Siehe Anhang, K 1/ K 6; FAB 380.

der Kopierbücher zu lesen ist.<sup>1</sup> Dieser Zeitungsartikel wurde von Binswanger archiviert. Er markierte die entsprechende Textstelle mit einem farbigen Stift.<sup>2</sup> Wann genau Binswanger begonnen hatte, sich mit dem Künstler Stauffer-Bern zu beschäftigen, wissen wir nicht. Auf ihn aufmerksam wurde er jedenfalls spätestens durch einen Nachruf, der in der Schweizerischen Rundschau vom Februar 1891 erschien<sup>3</sup>, sowie durch eine von Prof. Vetter, dem Herausgeber dieser Zeitschrift verfasste Rezension des erwähnten Buches von Otto Brahm aus dem Folgejahr<sup>4</sup>. Möglicherweise haben diese Artikel Binswangers Widerspruch herausgefordert. Binswanger schreibt selbst in einer Fußnote seiner Studie:

„Es ist kein erfreuliches Resultat des Erscheinen des Brahm'schen Buches, daß gerade das erste schweizerische literarische Organ aus der Eingangs erwähnten Zurückhaltung herausging und die Persönlichkeit Stauffer's nunmehr böß zerzauste. Möchten unsre Ausführungen Herrn Professor Vetter etwas milder stimmen!“<sup>5</sup>

### **5.2.2 Inhalt der Studie Binswangers<sup>6</sup>**

Robert Binswangers Studie erschien 1894 im Januarheft der Deutschen Revue und umfasste dort 17 Druckseiten.<sup>7</sup>

In den einleitenden Zeilen geht Binswanger darauf ein, wie die Schweiz, das Heimatland Stauffers, ihren Künstler aufnimmt. Er betont, dass Stauffer für die Schweiz zu Lebzeiten stets der „gefeierte Sohn der schweizerischen Eidgenossenschaft“ gewesen sei, welche sich „ihrem“ Künstler gegenüber stets rücksichtsvoll und zartfühlend verhalten habe. Binswanger begründet seine Aussage damit, dass die Schweizer Presse der damaligen „Affäre“ Stauffers mit

---

<sup>1</sup> Siehe Anhang, Dokument K 1.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu FAB 354.

<sup>3</sup> Schweiz. Rundschau (1891), S. 297-304.

<sup>4</sup> Schweiz. Rundschau (1892).

<sup>5</sup> Aus: Binswanger (1894).

<sup>6</sup> Das Folgende, soweit nicht anderweitig gekennzeichnet, nach: Binswanger (1894).

<sup>7</sup> Deutsche Revue (1894).

Lydia Welti-Escher kaum Beachtung geschenkt habe. Hierzu sei folgende Textstelle erwähnt:

„[...] Allgemein herrschte das Gefühl vor, dass man in diesem Falle Schonung üben müßte. Das Land sollte sich das Andenken an den großen heimischen Künstler rein erhalten und es nicht durch eine Privatangelegenheit, welche für das große Publikum damals undurchsichtig war, beflecken lassen. [...]“

Binswanger ist der Ansicht, dass es gerade in kleinen Ländern wie der Schweiz vorkomme, dass diese mit „größtem Stolz“ an ihrer „kleinen Künstlerwelt“ festhielten, um sich selbst dann im Ruhme dieser Personen sonnen zu können. Gerade aus diesem Grund, so meint Robert Binswanger, sei auch Otto Brahm's Buch in der Schweiz mit solch einer harten Kritik aufgenommen worden. Brahm habe das Buch zu früh nach Stauffers Tod veröffentlicht; vor allem wirft Binswanger ihm vor, sich nicht allein mit der Veröffentlichung der ihm vorgelegten Briefe Stauffers begnügt zu haben. Stattdessen habe Brahm einen Roman aus dieser Lebensgeschichte geschrieben, wie er so niemals existiert habe.

Binswanger war überzeugt, dass Brahm Stauffer nicht gerecht werde, weil er verkenne, was schon lange Binswangers Gewissheit gewesen war: Stauffer habe an einer Geisteskrankheit gelitten:

„[...] Schon frühe ist mir die Geisteskrankheit Stauffer's zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Ich habe seitdem nicht nur danach gestrebt, über dieselbe mehr Einzelheiten in Erfahrung zu bringen, um wieder eine Künstlerpsychose von Grund aus kennen zu lernen, sondern habe auch ununterbrochen das innere Bedürfnis gefühlt, dem unglücklichen Kranken zu einer gerechten Beurteilung zu verhelfen. [...]“

Binswanger sieht das Verhalten Stauffers, welches er in Florenz und Rom zeigte, deutlich als das eines Geisteskranken an. Jedoch seien die verschiedenen Handlungen, welche Stauffer zu dieser Zeit begangen habe, schon schwieriger unter einem einheitlichen Krankheitsbilde zusammenzufassen; und am schwierigsten sei es, „den Anfängen der Krankheit Stauffer's nachzuspüren und das ursprüngliche psychologische Bild mit dem psychiatrischen zu verknüpfen“.

Binswanger weist darauf hin, dass man in diesem Falle die Krankenbiographie bereits „ab ovo“, also bereits in der Kindheit Stauffers beginnen müsse. Als ältestes Kind eines psychisch erkrankten Vaters<sup>1</sup> habe Stauffer bereits in seiner Kindheit deutliche Auffälligkeiten gezeigt, welche ihn als einen „Hereditarier“ auszeichneten. Stauffer habe dafür „typische, geistige, gemütliche und Charaktereigentümlichkeiten“ aufgewiesen.

Denkwürdig sei z. B. der Ausspruch seiner Mutter, Stauffer sei „unlenksam, sprunghaft, bald lebhaft unternehmend, bald thatenlos beharrend“ gewesen, habe in der Schule nur schwer lernen können, jedoch schon immer ein verblüffendes Zeichentalent besessen. Binswanger schreibt hierzu:

„[...] Diese Zusammenstellung giebt sofort zu denken. Es ist vielfältig nachgewiesen, daß bei belasteten Individuen eine große künstlerische Begabung anzutreffen ist. Welche aber höchst einseitig sowohl in Bezug auf ihren innern Gehalt als auch im Vergleich mit den übrigen Geistesgaben des Betreffenden ausgebildet ist. Auf der tieffsten Stufe dieser abortiven Künstler stehen bekannte Typen, wie z.B. der Katzenraffael, ein idiotischer Mensch, welcher durch virtuosos Zeichnen und Malen von Katzen sehr berühmt war.

In die zweite Klasse gehören die jedem bekannten Künstler, welche in ihrer Gilde einen Namen haben, gute Bilder liefern, Virtuosen und Komponisten sind, denen zugejubelt wird. Der aufmerksame Beobachter erkennt aber unschwer in ihnen die sogenannten „Defektmenschen“. Entweder leiden sie an einer auffälligen Willensschwäche und Energielosigkeit, der Quelle großer äußerer Konflikte, welche den Schiffbruch ihres Lebens herbeiführen, in dem sie ewig Kinder geblieben sind. Oder sie sind intellektuell im ganzen so gering begabt, dass ihren Schöpfungen jeder eigentliche Gedanke fehlt; sie denken und empfinden nicht, sie arbeiten nur technisch gut, oft bis zum Virtuositum. Um so befremdender wirkt dann ihre geistige Leere, wenn man mit ihnen in das Gespräch kommt. Es sind brave Philister ohne Spiritus.

---

<sup>1</sup> Der Vater Stauffers litt unter „Tiefsinn“; siehe dazu: ADB (1893). Er starb nach zwei Klinikaufenthalten im Jahre 1885 in Bern; siehe dazu: Züricher, U. W. (1914), S. 19, 28.

In dritter und letzter Reihe stehen die Künstlergenies, eine Zeit lang Titanen ihrer Kunst, gewaltig in der Conception, überreich in ihrem Wollen, aber nicht in ihrem Können, geboren mit einem Defizit ihrer künstlerischen Veranlagung in einigen ihnen verhängnisvoll werdenden Punkten, vor allem aber ausgestattet mit einem wahrhaften Dämon von geistiger und moralischer Zügellosigkeit, der auch ihr physisches Dasein bald zu Grunde richtet. Sie werden unschwer erraten, daß unser Stauffer zum Theil hierher gehört. [...]"

Binswanger verfolgt die Stauffersche Biographie weiter und macht auf den verfrühten Schulaustritt mit 15 Jahren sowie das daraufhin folgende „Genußleben“ aufmerksam. Stauffer sei zwar in ein Malatelier aufgenommen worden, habe dort jedoch nicht gearbeitet, und der Vertrag sei dann schon nach einem halben Jahr von ihm wieder aufgegeben worden. Jedoch erwähnt Binswanger in positiver Weise, dass Stauffer dann durch eigene Energie die Zulassung zur Akademie erworben habe. Seitdem habe bei Stauffer eine Episode von „großem Fleiß, emsigen Streben und bedeutendem Erfolg“ begonnen, welche ihn bereits im Alter von 23 Jahren mit dem Bild Max Kleins zu einem berühmten Künstler werden ließ.

Binswanger sieht schon zu diesem Zeitpunkt den Beginn der krankhaften Entwicklung des Künstlers:

„[...] Aber nun beginnt des Zweifels giftiger Wurm an ihm zu nagen, an seinem Talent, an seinem Können. Es wird ihm zur Gewißheit, daß lange nicht das aus ihm wird, was er sich früher gedacht, schreibt er an einen Freund.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß unter allen Künstlern der Maler und Bildhauer die Krisen des Zweifels an sich selbst und an seinen Erzeugnissen in der aktuellsten Weise durchzumachen hat, vielmehr als der Komponist oder der Dichter. Kein Wunder, da seine Kinder der Muse vor der Welt viel offener dastehen als ein Gedicht oder ein musikalisches Opus, deren Kenntnisnahme nur einem kleineren Teil des Publikums vergönnt ist. Sobald das Bild in der Ausstellung oder Galerie hängt, oder das Monument einen öffentlichen Platz ziert, sitzt der Plastiker vor dem Gericht der öffentlichen Meinung.

Darum ist das momentane Verzagen des Künstlers ein ganz natürlicher Vorgang.

Allein der Mann mit gesunder Überlegung und richtiger Thatkraft wird seines Mißvergnügens und seiner Kleinheitsanwandlungen wieder Herr und geht später unbeirrt seinen Weg. Der pathologische Künstler aber setzt das Werk seiner Selbstzerstörung weiter fort, er wühlt unaufhörlich in seinem Fleische, und unter krampfhaftem Zucken bereitet er sich schließlich das Ende. [...]“

Binswanger sieht aufgrund dieser starken Selbstkritik Stauffers auch dessen raschen Wechsel von der Malerei zum Kupferstich begründet. Er gestehe ihm zwar in beiden künstlerischen Ausdrucksmitteln ein großes Talent zu, meint aber, dass Stauffer die „innere Berechtigung“ dazu gefehlt habe und diese „Fahnenflucht“, wie er es nennt, als eine „anormale psychische Impulsion“ zu bewerten sei.

Diese „Impulsion“ habe sich seiner Meinung nach etwa zeitgleich mit dem Beginn der Radierkunst als eine „nervöse Überreizung“ gezeigt.

Im Winter 1884/85 sei diese „nervöse Belebtheit“ sowie seine „paradoxen Gedankensprünge“ auch Stauffers Freunden aufgefallen. Stauffer selbst habe sich immer mehr von der Gesellschaft zurückgezogen und sei in ein maßloses Arbeiten verfallen.

Stauffer führte in den Briefen, welche bei O. Brahm abgedruckt sind, oftmals einen Ausspruch des Dichters Hölderlin an: „Uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhen.“

Binswanger kommentiert hierzu:

„[...] Diese Reminiszenz an Hölderlin, den pathologischen Dichter, ist wohl bezeichnend. [...]“

Ebenso spricht Stauffer immer wieder von seiner „Eisennatur“, welche ihn schütze. Binswanger glaubt jedoch, dass ihn diese Kraft immer mehr verlassen habe und Stauffer diesen Verlust ebenfalls gespürt habe. Binswanger belegt diese Aussage folgendermaßen:

„[...] Wie sehr er aber trotz der „Eisennatur“, die er an sich rühmt und welche freilich bis vor kurzem noch in ihm wohnte, Stauffer eine partielle nervöse Erschöpfung zu fühlen beginnt, zeigt sich am besten in seiner



Angabe, daß er sich auch deswegen von der Gesellschaft zurückgezogen, weil er von dem sogenannten Konversationmachen noch „nervöser“ werde als vom angestrengtesten Arbeiten.

Und im März reserviert er sich schon auf den Juli bei seiner Freundin eine Zeit absoluter Ruhe, in der er keine Konversation machen dürfe. [...]“

Als verhängnisvollsten Wendepunkt in Stauffers Leben sieht Binswanger den Zeitpunkt an, als Stauffer im Herbst 1886 den Auftrag erhielt, für die National-Galerie in Berlin ein Bildnis Gustav Freytags in Öl anzufertigen. In verschiedenen Briefen, welche bei O. Brahm nachzulesen sind, wird deutlich, mit welchem Eifer Stauffer diese Arbeit beginnt und dann doch nach und nach daran verzagt, bis er nach mehr als 27 Sitzungen das gesamte Bild mit weißer Farbe übergießt.

Diese „herbe Erfahrung“, wie Binswanger es nennt, ließe Stauffers Entschluss Bildhauer zu werden, vermuten. Jedoch sei dies, so Binswanger, nicht der einzige Grund für seine zweite „Fahnenflucht“. Er führt hierzu an:

„[...] Wir würden uns sehr irren, wenn wir die zweite Fahnenflucht Stauffer's, den Übergang von der Malerei und Radierkunst zum Bildhauer, nur auf Rechnung seiner subjektiven Impotenzgefühle setzen wollten. Seine zwiespältige Natur zeigt sich gerade darin höchst charakteristisch, dass er das andere Mal von der Impotenz zur Omnipotenz übergeht und sich gerade berufen fühlt, die Freytag'sche Auffassung von der geheimen Einheit der Künste zur Ausführung zu bringen. In seinen gehobenen Stimmungen wähnt er von sich, dass in ihm auch das Zeug zum Bildhauer stecke, und darum beginnt er zu modellieren. [...]“

Binswanger räumt ein, dass man diese häufigen Wechsel der künstlerischen Darstellungsformen durchaus als die Wirkung eines „höchst bewegten Künstlerblutes“ ansehen mag, er persönlich habe dazu jedoch eine andere Auffassung:

„[...] Mir hat Stauffer die Grenze des normalen sanguinischen Temperamentes schon längst überschritten. Mir erscheint er nicht mehr frei, sein geistiges Wesen schreitet von der Impulsion zur Konvulsion fort,

und das Wechselspiel, das Auf- und Niedergehen vom Paroxysmus zur vollständigen Erschlaffung fängt an bei ihm sich festzusetzen. [...]“

Diese Bewertung versucht Binswanger an einigen Beispielen zu verdeutlichen. So sei Stauffer noch im Januar 1887 guten Mutes gewesen, aber schon im Februar des gleichen Jahres habe er über Müdigkeit geklagt und auch „seine Resistenzkraft gegen äußere Einwirkungen, welche früher wirklich einer eisernen Natur entsprach“, habe bereits abgenommen. Zudem habe seine Haushälterin ihn mitsamt dem Hund verlassen. Von hier an sei auch die Ordnung im Haushalt verloren gegangen ohne dass Stauffer dies zu ändern imstande gewesen sei. Binswanger führt ein Zitat einer Briefstelle vom März 1887 an, in welchem sich Stauffer innerlich förmlich selber zerfleische.<sup>1</sup>

Auf der anderen Seite sieht Binswanger in Stauffer auch einen Menschen, aus dem ein „ungesunder, krankhafter Ehrgeiz“ spricht. Derart deutet Binswanger einen Ausspruch Stauffers:

„[...] So arbeite ich denn auch viel, aber mit wenig Freude, mehr wie ein Karrengaul, den die Peitsche des Fuhrmanns immer wieder antreibt wenn er nicht mehr will. [...]“<sup>2</sup>

Binswanger fasst dieses Gleichnis als eine Gewissheit auf, dass, wenn Stauffer einen Moment untätig wäre, ihm ein anderer Künstler den Rang ablaufen könne. An dieser Stelle stellt Binswanger sich und dem Leser folgende Fragen:

„[...] Ist der Ehrgeiz, der zur Selbstvernichtung führt, muß ich fragen, noch ein gesunder zu nennen? Gehört derselbe wohl auch noch zu der normalen Künstlerbegabung? [...]“

Im Mai 1887 entschied sich Stauffer zu einer Reise nach Belgien, Holland und Frankreich. Binswanger kommentiert diesen Entschluß:

„[...] Diese Reise bedeutet entschieden für ihn eine jener sogenannten Remissionen in der krankhaft alterierten Nerventhätigkeit, wie wir sie bei ihm später auf voller Krankheitshöhe ebenfalls antreffen werden. Die Reise thut ihm wohl, weil sie ihn der produktiven Thätigkeit entführt, in welcher er sich zu tief erschöpft, [...] Nach Berlin zurückgekehrt, scheint

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu: Brahm (1911), S. 118, 119.

<sup>2</sup> Aus: Brahm (1911).

Stauffer wieder zu leiden. Eine unendliche Sehnsucht nach den heimischen Bergen ergreift ihn, wo er aus seinem nervösen Zustand herauskommen will. [...]“

Binswanger geht dann auf das nächste, für ihn entscheidende Ereignis in Stauffers Biografie ein, den Kontakt mit Friedrich Emil Welti beziehungsweise seiner Frau Lydia. Grundsätzlich, so Binswanger, würde man ein solches Angebot, wie es Stauffer von dem Ehepaar Welti bekam, als ein großes Glück für jeden Künstler ansehen. Stauffer konnte durch die finanzielle Unterstützung der Weltis auf fünf Jahre hinaus unabhängig in Italien arbeiten. In diesem Fall aber sieht Binswanger durch dieses Angebot den weiteren Verfall Stauffers begründet:

„[...] Es ist sogar fraglich, ob dieses Wegfallen eines äußeren Zwangs ihm heilsam war und nicht im Gegenteil der kommenden, noch größeren Zerfahrenheit Vorschub leistete. [...]“

Binswanger bemerkt, dass in etwa um die Jahreswende 1887/88 auch sein Briefstil ein anderer geworden sei:

„[...] Sein Briefstil beginnt jetzt sehr salopp zu werden. Es ist nicht mehr der Kunstjünger in seiner Sturm- und Drangperiode, der jetzt schreibt, sondern der überreizte Poltron in der gestörten gemütlichen und geistigen Gleichgewichtslage, wenn auch diese Manier ihre Remissionen erfährt. [...]“

Wie sehr Stauffer diesen Zerfall seiner Nerven selbst spürte, zeigt Binswanger anhand folgender Bemerkungen:

„[...] Er will seinen erregten Nerven entgehen und verbietet sich selbst das Rauchen, den Alkohol und den Kaffee, arbeitet viel und fühlt sich glücklich, wie er sagt. In Wahrheit schwankt er weiter auf und nieder, denn die Ausdrücke „schwarzer Moralkater“ und „chronischer Katzenjammer“ erscheinen nebenbei, und nach des Tages Anstrengung fühlt er sich abends nie wohl. Seine Ausflüge in Roms Umgegend erfrischen ihn aber immer wieder, [...]“

Binswangers Interpretation zufolge zeigen sich in Stauffers Verhalten stets dieselben Erscheinungen von „Illusion“, „Desillusion“, der „Kampf des ohnmächtigen Ringens“ mit sich selbst, die „peinliche Selbstbespiegelung“. Und

anhand einiger Briefstellen zeigt Binswanger erneut diese Ohnmächtigkeit Stauffers auf.

Die Briefe, welche aus dem Jahre 1889 zu finden sind, strahlten wiederum viel mehr Ruhe aus als diejenigen des Vorjahres, so Binswanger. Stauffer hatte zuvor noch eine Reise an die See unternommen, welche seine Nerven scheinbar ein weiteres Mal beruhigt hätten.

Binswanger berichtet, dass Stauffer in Otto Brahms Buch als „Kunstschriftsteller“ bezeichnet wurde und kommentiert hierzu:

„[...] Wenn in diesem Bestreben Stauffer's ein exorbitantes Selbstgefühl und fratzenhafte Übertreibungen zum Vorschein kommen, wenn er auch hierin, wie in seiner Kunst, sich als Reformator zu wirken berufen fühlt, so lässt sich doch ein tiefes Eingehen in die Materie und eine reiche Fülle von eigensten Gedanken ihm nicht absprechen. [...]“

Als nächsten Punkt beschäftigt sich Binswanger mit dem Abschnitt in Stauffers Leben, welcher in Brahms Buch „Die Katastrophe“ genannt wird. Es ist die Zeit, in der Stauffer von Lydia Welti-Escher im September 1889 unter dem Vorwand einer Neugestaltung ihrer Parkanlagen nach Zürich gerufen wurde. Binswanger empfindet Stauffers Erregungszustand ab diesem Zeitpunkt enorm zunehmend und vor allem würde sein Größenwahn nun unverhüllt zu Tage treten. Diese Wahnform bezieht Binswanger hier speziell auf Stauffers kunstschriftstellerischen Beruf. Zudem sieht er ihn in hohem Maße aggressiv werdend. Zur Klärung, warum Stauffers Verhalten sich gerade zu diesem Zeitpunkt derartig verändert, schreibt Binswanger:

„[...] Wir können der Frage nicht aus dem Weg gehen, durch welche psychologische Vermittlung die Erregung Stauffer's seit dem Zusammensein mit seiner Freundin so augenscheinlich gestiegen. Die Meisten mögen die banale Ansicht Brahm's teilen, daß es die Liebe gewesen. Diese Annahme löst die Frage einfach und doch wiederum romantisch, konform dem allgemeinen Sensationsbedürfnis, wie früher erwähnt. Oben haben wir es schon bestritten, daß aus Stauffer's Briefen eine erotische Liebe zu Frau Lydia spreche. Über eine tiefe Verehrung zu der Mäcenin [...] geht Stauffer's Gefühl nicht hinaus. [...] Zwischen beiden existiert aber eine unheilvolle Wahlverwandschaft. Sie sind beide erblich

belastet. Aus den wenigen Briefen, welche Brahm seiner Zeit von ihr in der „Frankfurter Zeitung“ publizierte, geht unzweifelhaft hervor, daß ihr Denken und Fühlen ein ebenso vertieftes als exzentrisches war. Sodann war auch sie unfrei, indem sie fortwährend an nervösen Störungen litt, welche ihr ein ruhiges Abwägen von Gedanken und Entschlüssen, eine regulierte Aufnahme von Empfindungen und deren Bearbeitung unmöglich machte. In seinen guten Zeiten fühlte sich Stauffer, von aller Gönnerschaft abgesehen, zu der Geistesrichtung seiner Freundin, welche eben seiner eigenen Exzentrizität entgegen kam, sehr hingezogen, wie es stets bei diesen gleichartigen neuropatischen Naturen der Fall ist. In dem oben skizzierten unfreien Zustand, in dem sich Frau Lydia bei Stauffer's Ankunft befand, musste aber ihre Gegenwart auf ihn, der nach dem römischen Sommer nicht viel freier war als sie, gradezu in hohem Grade excitierend wirken, und sein heller Wahnsinn, der in der ersten Novemberwoche ausbrach, ist durchaus eine Induktion von ihrem Zustande auf den seinigen in gesteigerter Potenz. So disponiert Stauffer zu einer Psychose war, so ist die Krankheit Frau Lydias [...] die Gelegenheitsursache, dass Stauffer selbst sich nicht mehr bemeistern konnte, und sein Irrsinn unverhüllt zu Tage trat. Umgekehrt beschleunigte sein Ausbruch den Übergang von Lydias Zustand in ausgesprochene geistige Umnachtung. So haben wir das Bild einer sogenannten induzierten Psychose vor uns, wie sie bei Ehegatten, Geschwistern, kurz sich nahestehenden Personen bei gleichzeitig vorhandener Disposition und oft auch gleicher Ätiologie zu stande kommt. [...]"

Während der folgenden Ereignisse, wie Umzug nach Florenz, Quartiersuche durch Stauffer und so weiter meint Binswanger einen genauen Zeitpunkt feststellen zu können, an dem die „Inkohärenz der Ideen, die Auflösung der normalen Ideenassoziation, das Schwelgen in Größenideen“ ganz deutlich zu Tage treten. Diesen Zeitpunkt stellt für ihn der 4. November 1889 dar, an welchem Stauffer im Alter von 32 Jahren begonnen hatte, ein Tagebuch zu schreiben.

Binswanger vermutet, dass die ersten geisteskranken Aktionen am darauffolgenden Tag, also dem 5. November 1889, begonnen hätten, einen Tag nachdem Emil Welti in die Schweiz zurückgekehrt war. Stauffer versandte Telegramme konfusem Inhalt an Emil Welti und legte seinem Freund Max Klinger großwahnsinnige Projekte vor. Ausserdem machte Stauffer einer ihm bekannten Künstlerin einen Heiratsantrag, den er einen Tag später zurückzog. Diese Handlungsweisen bewertet Binswanger als typisches Zeichen einer akuten Psychose.

Dass Stauffer die Entführung Lydias tatsächlich geplant hatte und sie heiraten wollte, zudem auch über große Geldsummen zu entscheiden schien, sieht Binswanger als eine „Laienannahme“ an. Er führt zu diesem Punkte an:

„[...] Dagegen wende ich ein, dass der Größenwahn kein wirkliches Substrat braucht zu seinen Exzessen, daß jeder Schuster und Schneider, der keinen Pfennig zu erwarten hat, im Größenwahn ebenso mit Millionen um sich wirft! [...]“

Binswanger geht im Weiteren noch genauer auf eine Textstelle in Stauffers Tagebuch ein, welche Brahm seiner Meinung nach fälschlicherweise sexuell aufgefasst habe. Es handelt sich um folgenden Ausspruch Stauffers:

„[...] Ich habe sie [*Lydia*] heut morgen instinctiv von Eindrücken besoffen gemacht, damit ihr Naturell absolut zum Vorschein komme. Die Rechnung klappte auffallend. [...]“<sup>1</sup>

Binswanger dagegen fasst diesen Satz, der für ihn inmitten von „zusammenhanglosen, ideenflüchtigen Größentiraden“ stehe als eine Anregung für Lydia auf, damit sie gemeinsam mit Stauffer phantasie und ihre künstlerischen Ideen aus ihrem innersten Kern hervorbringe.

Als nächstes markantes Ereignis greift Binswanger die Frage des „faktischen Ehebruchs“ Stauffers sowie „die Flucht mit Lydia nach Rom“ am 11. November 1889 auf. Diese Episode, so Binswanger, sei eine viel umstrittene, aber er werde dennoch versuchen, mithilfe zweier Schriftstücke Stauffers dieses Dunkel zu lichten.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Zitat aus: Carl Stauffers Tagebuch, S. 2. Siehe hierzu FAB 429.

<sup>2</sup> Aus: Binswanger (1894). Binswanger nimmt hier zum einen Bezug auf einen Brief Stauffers vom 12. November 1889 (vgl. hierzu Brahm (1911)); zum anderen auf einen Brief Stauffers

Binswanger bezieht sich auf einen Brief Stauffers, den dieser am 12. November 1889 an seinen Bruder schrieb. In dem Brief unterbreitet Stauffer seiner Familie gemeinsame Zukunftspläne mit Lydia Welti-Escher, berichtet von einem Plan zur Errichtung einer Firma in Italien, welche landwirtschaftliche Produkte vertreiben sollte und gesteht seine Zuneigung zu Lydia Welti-Escher.<sup>1</sup> Binswanger gibt zu Bedenken, dass das Schriftstück aus einer Zeit stamme, in der die Krankheit Stauffers bereits ihren Höhepunkt in Bezug auf Größen- sowie Verfolgungswahn erreicht habe. Die „leidenschaftliche Umwandlung des Freundschaftsverhältnisses der beiden“, wie Binswanger es nennt, sei „nur die Auslösung eines plötzlichen krankhaften Impulses“ in einem Zustand gewesen, „der zur sexuellen Entfesselung geradezu disponiert“.

Der zweite Brief, den Binswanger zur Erläuterung des Verhältnisses zwischen Stauffer und Lydia Welti-Escher anführte, sei von Stauffer am 6. April 1890 nach seiner Freilassung aus dem Florentiner „Tollhaus“ verfasst worden. Aufgrund der unendlichen Enttäuschungen, welche Stauffer erlebt habe, fehle diesem Brief die nötige Schärfe, wodurch scheinbare Widersprüche entstehen würden.<sup>2</sup> Dennoch glaube Binswanger den Worten Stauffers:

---

an Lydia Welti-Escher vom 6. April 1890 sowie das daraufhin von ihr verfasste Antwortschreiben an Stauffer am 19. April 1890 (vgl. Brahm (1911) S. 371-374).

<sup>1</sup> Vgl. Brahm (1911), S. 322 bis 324: „Wir haben die Absicht hier in Italien, dem Lande der Zukunft, Landwirthschaft im allergrößten Sinne zu treiben. Südfrüchte, Oel und Wein. Lydia ist ein finanzielles Genie. Denke Dir die Sache so: Das Haupt der zu errichtenden Firma bin ich, Dein Bruder Karl. Mein erster Secretär ist Lydia. Der eigentliche Landwirth Petri. Die Rechtsbeistände für die Schweiz seid ihr. Ferner brauche ich noch zwei Agenten, Italiener, für eventuelle Ankäufe und Geschäfte hier in Italien. [...] Lydia's ganze Nervosität, Schlaflosigkeit, Aufgeregtheit, kam von der bei der ersten Begegnung zu mir gefassten Leidenschaft. Wir haben nun diese Sache nicht etwa geplant, sie musste kommen und kam. Wir haben zu sehr während vier Jahren gelernt unsere Gedanken zu verheimlichen, unsere Begierden im Zaum zu halten, um nicht beide, da uns endlich die Gelegenheit günstig scheint, den Bruch insceniren zu können, hart zu sein wie Stahl. [...] Lydia ist die einzige Frau, mit der ich mich à fond verstehe und wir lassen nicht von einander, was man auch anstelle.“

<sup>2</sup> Vgl. Brahm (1911), S. 371 – 372: „Liebe Lydia. Am grünen Donnerstag war ich in Rom und erkundigte mich bei dem Direktor des Irrenhauses über Dein Befinden. Er theilte mir mit, daß Du zufrieden mit Emil irgendwo hingereist seiest. Es war dies die erste Nachricht, die ich über Dich einzuziehen im Stande war seit meiner Verhaftung. Du weißt am besten, was Dir frommt und es steht mir nicht zu über Dich zu richten. Hast Du mich aber verrathen, so magst Du verantworten was Du gethan hast. Du weißt wohl, dass Du das einzige Weib bist, welches ich je liebte, und daß meine ganze Kraft seit ich Dich kenne nur auf Deiner moralischen Unterstützung fußte – und alles was ich that nur geschah um Dir zu gefallen. Du weißt auch wie ich das menschenmögliche that um der Versuchung zu widerstehen, und daß Du nicht nur mich, auch meine ganze Familie unglücklich machst, vernichtest, meine Mutter, meine Geschwister, wenn Du mich verläßt. Du hast mich zerbrochen, mein Herz

„[...] ,so glaube ich ihm doch aufs Wort, wenn er das von ihm früher urgierte Liebesverhältnis revoziert und sich dahin ausspricht, daß seine ganze Kraft auf Frau Lydia's moralischer Unterstützung beruht, und daß ihm eine schwesterliche Liebe genügt hätte. Wenn Frau Welti in der Antwort die Schuld auf Stauffer zurückschiebt, so beweisen ihre späteren Ergüsse nach Stauffer's Tode, wie wenig man dieser Äußerung Glauben schenken darf. [...]"<sup>1</sup>

Binswanger kritisiert im Folgenden den Umstand, dass die Krankheit Stauffers nur dann als Rechtfertigung seiner Taten herangezogen werde, wenn es gerade passend erscheine. Diesen Vorwurf macht er auch Brahm und stellt daraufhin die Frage:

„[...] Warum sich nicht die Mühe geben, den ganzen Menschen und alle seine Handlungen von seinem abnormen oder ganz verkehrten Geisteszustande aus zu ergründen und danach frei und frank aus einem Gusse und, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun, ein Urteil abzugeben?

---

meine Kraft, alles, alles. Habe ich das verdient? In Ketten und Fesseln, in Schande und Krankheit dachte ich nur meine Liebe. Ist es möglich, hast Du wirklich kein Herz? Du weißt wohl, daß ich unschuldig bin an den unerhörten Verbrechen deren man mich beschuldigt. Willst Du mich völlig vernichten, bitte, mach die Sache kurz. Du hast mit einem reichen Leben voll Feuer und Liebe gespielt und es zerstört. Ach ich kann es immer noch nicht glauben, Du kannst mich nicht zertreten wollen, denke, Er wird einst meine Seele von Dir fordern. – Du kennst mich ganz, ich liege vor Dir wie ein offenes Buch. Mach ein Ende, so oder so. Ich will alles ertragen, sage mir meinetwegen, daß Du Dich in Deinen Gefühlen für mich getäuscht, aber gieb nicht zu, daß ich in Schande untergehen muß. Ich habe ja nie gewagt, Dich mein zu nennen, ich war glücklich in Deiner Nähe, das Bewusstsein, eine Seele zu besitzen, die mich wirklich wirklich liebt, wie eine Schwester liebt, hätte mir für mein ganzes Leben genügt. Du wolltest es anders und hast mich damit zu Grunde gerichtet. Alles, jede Hoffnung, jede Lust, Alles alles ist hin, vorbei, Alles. Bevor ich mich dessen entledige, was für mich ohne Deine Liebe und Freundschaft keinen Werth mehr hat, möchte ich von Dir noch zwei Zeilen, es ist so wenig, was ich fordere, gewähr's mir. Du kannst mein Verderben nicht wollen es ist unmöglich, unmöglich. Ich kann nicht nicht mehr. Dein Karl“

<sup>1</sup> Lydias Antwortschreiben an Karl Stauffer-Bern vom 19. April 1890; vgl. Brahm (1911), S. 373 – 374: „Herrn Karl Stauffer. Ihr Brief vom 6. d. M. ist mir zugestellt worden. Sie behaupten in demselben, daß ich es gewesen sei, welche eine Aenderung unserer früheren Beziehungen, ‚welche Ihnen für das ganze Leben genügt hätten‘, herbeigeführt habe. Sie sagen damit, wie Sie genau wissen, eine Unwahrheit. Thatsache ist, daß Sie damals in Florenz meinen Ihnen wohlbekannten, durch Krankheit überreizten Nervenzustand benützt und mich in der schändlichsten Weise getäuscht haben. Dies allein habe ich hier zu konstatiren. Auf weitere Auseinandersetzungen mit Ihnen werde ich mich unter keinen Umständen einlassen. 19. IV. 1890. Lydia ... – Escher.“



Diesen Weg hat kein einziger Kritiker in der Stauffer'schen Angelegenheit betreten. [...] Wenn es nun eine bekannte psychiatrische Tatsache ist, daß gerade in der beginnenden Psychose so leicht Delikte gegen Gesetz und Recht, gegen Ehre und Moral begangen werden, daß der vorher feinfühligste und korrekteste Mensch brutal, schamlos und cynisch wird, warum darf der arme Stauffer an diesen exkulpierten Momenten nicht seinen gerechten Anteil nehmen? Warum ihm als schlaue Berechnung auslegen, was dermaßen den Stempel einer irren That an sich trägt? [...]"

Für den Zeitraum der Inhaftierung in Rom seit dem 15. November 1889 bis zum Tobsuchtsanfall in Florenz im Januar 1890 schließt Binswanger anhand der wenigen Indizien, dass sich die Geisteskrankheit Stauffers hier in Form einer „Manie von wechselnder In- und Extensität“ gezeigt habe. Er glaubt, dass dies von keinem seiner Mitmenschen erkannt wurde, mit Ausnahme von Herrn Welti. Dieser habe für Stauffer sorgen wollen, sei aber von seinen „humanen Absichten“ durch den ehemaligen Freund Stauffers, Max Klinger, abgehalten worden. Klinger sei es dann auch gewesen, der die weitere „schmachvolle Behandlung Stauffer's im Kerker und italienischen Irrenhause mit allen ihren Folgen“ verschuldet habe. Binswanger billigt ihm einen „krassen Unverstand“ zu. Aber auch das Verhalten der Schweizerischen Gesandtschaft in Rom kritisiert Binswanger. Diese habe möglicherweise juristisch durchaus korrekt gehandelt, sie habe aber alle Grausamkeiten geschehen lassen und sich zurückgehalten, anstatt den Schweizer Bürger auf schnellstem Wege zurück in sein Heimatland bringen zu lassen.

Binswanger stellt fest, dass Stauffer innerhalb seiner geistigen Erkrankung zwar Remissionen erfahren habe, genauso wie in früherer Zeit bei seinen nervösen Zuständen; da er während dieser Remissionen jedoch keinerlei Krankheitseinsicht zeigte, konkludiert Binswanger, dass Stauffer niemals mehr von seiner Psychose genesen sei und sich zudem eine „sogenannte, sekundäre geistige Schwäche“ geltend gemacht habe.

Nachdem Stauffer aus der Anstalt entlassen wieder in seine Heimat zurückgekehrt war, habe er immer noch unter Verfolgungswahn und großer Nervosität gelitten. Dass er ebenfalls noch unter unverändert krankhaften

Illusionen litt, beweist für Binswanger der Umstand, dass die Absage Lydias ihn so schmerzlich getroffen habe. Stauffer hätte dies als „denkender Mensch“ erwarten müssen, so Binswanger.

Nach dem Suizidversuch am 3. Juni 1890 habe Stauffer in einer, wie Binswanger es nennt, „apathischen Melancholie“ verharret, sei aber im September des gleichen Jahres erneut in eine Remission gelangt, zu der die Hilfe des befreundeten Bildhauers Adolf Hildebrand förderlich gewesen sei. Da aber die daraufhin begonnene Figur für das Bubenbergsdenkmal von der Jury nicht angenommen wurde, habe Stauffer den Mut verloren. Laut Binswanger sei er dann dem Abusus von Alkohol und narkotischen Mitteln verfallen, durch welche dann auch sein Tod herbeigeführt worden sei.

Zum Schluss gibt Binswanger noch eine Zusammenfassung seiner Ergebnisse:

„[...] Fassen wir das Ergebnis unsrer Untersuchung zusammen, so können wir uns darauf beschränken, zu sagen, daß in Stauffer ein großes, genial angelegtes Künstlertalent zu Grunde gegangen und daß sein Verfall sich schon einstellte, nachdem es eben erst sich zur vollen Blüte entwickelt. Die Ursache davon liegt in der durchaus abnormen Anlage des Keimes, und diese ist wiederum das Resultat der früher konstatierten erblichen Belastung, unter welcher Stauffer stand. [...] Leider hat er das einzige Korrektiv gegen seine fehlerhafte Anlage entbehrt, und das ist eine langsame und stetig auf ihn einwirkende Erziehung in geistiger und wissenschaftlicher Beziehung und noch viel mehr in Hinsicht auf seine allgemeine menschliche Führung, seine Selbstzucht. In beiden Richtungen ist er zurückgeblieben, am meisten aber in der Selbstbeherrschung. [...] Der Fluch der Vererbung ist die Resistenzlosigkeit! – Bei einem baumstarken Körper, wie ihn nur ein kräftiger Berner besitzt, bei einer stählernen Energie, die wir früher bewundert haben, bei einer reichen Intelligenz und fröhlichem Humor ist seine Psyche eindrückbar wie Wachs, die Reaktion von seinem äußeren Thun auf seine Empfindung eine sprunghaft abnorme. Aber je stärker der jeweilige Niederbruch bei ihm ist, desto mehr steigern sich seine bereits hochgespannten Strebungen, um seine Ideale zu erreichen. Dieses Wechselspiel erschöpft seine Nervenkraft vollständig, und eine

Gelegenheitsursache benimmt dem überreizten Gehirn die normale Funktionierung vollends. [...]“

Daß viele Zeitgenossen Stauffers seinen Zustand so nicht erkannt haben, möchte Binswanger mit den immer wiederkehrenden Remissionen zu erklären versuchen. Diese Remissionen seien aber gerade das Charakteristikum der Psychose bei Vererbten. Dies verdeutlicht er nochmals mithilfe eines Verweises auf die Aussagen eines anderen zeitgenössischen Psychiaters:

„[...] Ein sehr erfahrener Psychiater, Krafft-Ebing, bezeichnet als Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen der genuinen und der vererbten Psychose, daß letztere ein seltsames Gemisch von Lucidität und krankhafter Verkehrtheit auf der Krankheitshöhe zeige, während bei der ersten Form Gesundheit und Krankheit zeitlich scharf geschieden werden. [...]“

Im Schlusssatz seiner Pathographie weist Binswanger noch einmal auf das Charakterbild Stauffers hin. Dieses sei von vielen Mitmenschen, welche ihn nur flüchtig kannten, oftmals als rüde, großsprechend und egoistisch bewertet worden. Wer ihn aber besser gekannt habe, habe vor allem sein hilfreiches und aufopferndes Wesen geschätzt. Binswanger ist überzeugt, dass Stauffer im Andenken dieser Menschen sicherlich weiterhin hochgeschätzt bleiben werde.

### **5.2.3 Drucklegung und Verbreitung der Studie**

Binswanger bot seine Studie zunächst der Deutschen Rundschau in Berlin zum Druck an. Die Deutsche Rundschau erschien von 1874 bis 1964 und war eine Wissenschafts- und Literaturzeitschrift, welche in Literatur- und Kulturkreisen äußerst renommiert war.<sup>1</sup> Ob Binswangers Studie von der Redaktion abgelehnt wurde oder ob er sich im Nachhinein gegen die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift entschied, ist nicht belegt.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Deutsche Rundschau: Verlag Gebrüder Paetel, Berlin. Gründer: Julius Rodenberg; Nachfolger: Bruno Hake, Rudolf Pechel, Jürgen und Peter Pechel, Harry Pross, Burghard Freudenfeld und Hans-Joachim Netzer. Heute besteht eine Online-Version der Deutschen Rundschau unter dem Namen [german.pages.de](http://german.pages.de) – Deutsche Rundschau. Quelle: Wikipedia. Zugriff: 16.12.2010

<sup>2</sup> siehe hierzu Dokument K 1 im Anhang.

Am 31. Oktober 1893 sandte Binswanger sein Manuskript an eine andere Redaktion, die der Deutschen Revue.<sup>1</sup> Diese vom Privatier Richard Fleischer nach dem Vorbild französischer Revuen sowie der Deutschen Rundschau im Jahr 1877 gegründete geisteskulturelle deutsche Zeitschrift war im 19. Jahrhundert ebenfalls ein sehr einflussreiches gesellschaftspolitisches Blatt der gebildeten Bevölkerungsschicht.<sup>2</sup>

Nachdem Binswanger im Dezember 1893 noch einmal ein korrigiertes Manuskript eingesandt hatte<sup>3</sup> wurde die Arbeit bereits 1894 im Januarheft der Deutschen Revue veröffentlicht. Binswanger wartete sehnsüchtig auf Sonderdrucke, die er am 12. Januar endlich erhielt<sup>4</sup> und umgehend an zahlreiche Bekannte, Freunde und Kollegen verschickte. Die Adressaten reagierten, manche mit einem schlichten Dank, andere mit ausführlichen Stellungnahmen. Da Fragmente der Studie auch in verschiedenen Tageszeitungen in Deutschland und der Schweiz zitiert wurden, ergab sich ein öffentliches Interesse für die Studie, dessen Ausmaß Binswanger so nicht erwartet hatte.

### **5.3 Rezeption**

#### **5.3.1 Öffentliche Rezeption der Studie**

Die Tageszeitung „Berliner Tagblatt“ druckte bereits am 8. Januar 1894 einen Artikel, welcher auszugsweise über Binswangers Studie informierte. Zu diesem Zeitpunkt war die neueste Ausgabe der „Deutschen Revue“ gerade erschienen, Binswanger hatte allerdings seine in Auftrag gegebenen 50 Sonderdrucke noch nicht erhalten.

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument K 2 im Anhang.

<sup>2</sup> Deutsche Revue: Verlag Eduard Trewendt, Breslau und Berlin. Gegründet 1877 von Richard Fleischer, Privatmann. Zunächst erschien das Blatt als Halbmonatsschrift, später als Monatsschrift. Im Dezember 1922 wurde die Herausgabe der Zeitschrift aufgrund von Privatinsolvenz eingestellt. Quelle: Deutsche Biographie, Onlinefassung; Zugriff: 04.04.2011.

<sup>3</sup> siehe Dokument K 4 im Anhang.

<sup>4</sup> siehe Dokumente K 5 und D 3 im Anhang.

Der Zeitungsartikel enthielt ein Zitat aus der Studie. Inhaltlich bezog sich dieses auf das Verhältnis Max Klingers zu Karl Stauffer-Bern.<sup>1</sup> Es handelte sich um folgende Textpassage aus Binswangers Studie:

„[...] Und derjenige, welcher ihn [*Herrn Welti*] von seinen humanen Absichten abbrachte und dadurch die schmachvolle Behandlung Stauffer's im Kerker und italienischen Irrenhause mit allen ihren Folgen verschuldete, war der bisherige intime Freund Stauffer's, der hochberühmte Maler Klinger. Es würde ein besonderes Kapitel dazu gehören, den krassen Unverstand dieses Mannes, dessen große allgemeine Bildung Stauffer oft rühmt, zu schildern. [...]“<sup>2</sup>

Dieser Artikel wurde auch von vielen anderen deutschen und schweizer Zeitungsblättern zum Anlass genommen, über die Studie zu berichten oder eben dieses Zitat weiter zu verbreiten, was Binswanger sehr wohl zur Kenntnis nahm. Er bedauerte allerdings, dass sich keine der Tageszeitungen die Mühe zu machen schien, seine Studie in Gänze zu lesen. Statt dessen wurde die eingangs erwähnte Textpassage viele Male wiederholt und unreflektiert abgedruckt.

Das öffentliche Interesse wurde so auf eine Art und Weise geweckt und fokussiert, wie es niemals Binswangers Absicht war. Nicht zuletzt durch die sich daraus entwickelnde „Klinger-Affäre“, die im folgenden Kapitel anhand der vorliegenden Materialien genauer dargestellt werden soll.

### **5.3.2 Die „Klinger-Affäre“**

Der veröffentlichte Auszug der Pathographie und Klingers Reaktion darauf führte zu der sogenannten „Klinger-Affäre“. Im Familienarchiv finden sich bislang nicht veröffentlichte Briefe Binswangers, die sich auf die Klinger-Affäre beziehen. Im Rahmen der vorliegenden Dissertation werden nun die Briefe Binswangers erstmals öffentlich zugänglich gemacht. In dem transkribierten Material befinden sich Briefe, in denen Binswanger zum einen mit Klinger selbst

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu: FAB 358, nach: Berliner Tageblatt vom 08. Januar 1894.

<sup>2</sup> Aus: Binswanger. (1894).

korrespondiert und zum anderen mit Dr. Hirth, dem Verleger der „Münchener Neuesten Nachrichten“, in dessen Blatt vieles zu diesem Thema publiziert wurde.

Der Artikel des Berliner Tagblatts vom 8. Januar 1894<sup>1</sup> mit dem Auszug aus der Pathographie Binswangers veranlasste Max Klinger, die Redaktion des Berliner Tageblattes aufzusuchen, um den Redakteur des Artikels zur Rede zu stellen.<sup>2</sup> Klinger hatte offensichtlich nicht erkannt, dass es sich um ein direktes Zitat aus Binswangers Pathographie handelte.

Aus einem Zeitungsausschnitt im Familienarchiv Binswanger, dessen Ursprung leider unbekannt ist, geht hervor, was sich an dem Abend in der Redaktion des „Berliner Tageblattes“ abspielte:

„Am Dienstag<sup>3</sup> gegen Abend betrat der Maler und Radierer Max Klinger, wie das „Berl. Tageblatt“ berichtet, die Redaktion desselben, um den Namen des „Verfassers“ eines Artikels zu erfahren, in welchem Klinger's Verhältnis zu dem verstorbenen Maler Stauffer-Bern einer abfälligen Kritik unterzogen wurde. Als ihm unter Hinweis auf die in dem Artikel enthaltene Quellenangabe weitere Auskunft verweigert wurde, gerieth er in große Erregung und schlug auf den ruhig dasitzenden Redakteur (Engel) ein. Er wurde von herbeieilenden anderen Mitgliedern der Redaktion festgehalten, und es kam zu weiteren Handgreiflichkeiten. – Unmittelbar nach diesem bedauerlichen Vorfall stellte sich Herr Klinger in der Redaktion der „National-Ztg.“ ein [...] er wünschte eine Richtigstellung seiner Beziehungen zu Stauffer-Bern zu veröffentlichen. Es wurde ihm der Rath ertheilt, dieselbe in ruhigerer Stimmung zu formulieren. Aus seinen Aeußerungen ging hervor, daß er in der Erregung, in welche die Lektüre des betr. Passus im „Berl. Tagebl.“ ihn versetzt hatte, den Zusammenhang nicht genügend erfaßt hatte; es lag gar kein eigener Artikel jenes Blattes vor, sondern ein Auszug aus einer

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu: FAB 358, nach: Berliner Tageblatt vom 08. Januar 1894.

<sup>2</sup> Siehe dazu: FAB Nr. 362, nach: Neue Zürcher Zeitung vom 11. Januar 1894.

<sup>3</sup> Wie aus anderen Quellen zu entnehmen ist, muß es sich um den 09. Januar 1894 gehandelt haben, siehe dazu: FAB 362.

psychiatrischen Studie des Irrenarztes Dr. Binswanger-Kreuzlingen über Stauffer-Bern in der „Deutschen Revue“, aus welcher das „Berl. Tagebl.“ einige Mittheilungen gemacht hatte. – Durch einen Berichterstatter läßt Herr Klinger heute Folgendes verbreiten: Brahm habe in seinem Stauffer-Buch Klinger's Verhältniß zu Stauffer und Frau Welti ein entstelltes Aussehen gegeben:

„Ich habe,“ so äußert Klinger, „bereits anderthalb Jahre vor Stauffer's Tode ihm die Thür gewiesen, und zwar in dem Augenblick, als er eines Morgens mein Atelier in Rom mit der Bemerkung betrat, daß er Frau Welti entführt habe. Abgesehen von der Entrüstung über die Perfidie Stauffer's gegen seinen Wohlthäter sah ich, daß ich von ihm in der verwerflichsten Weise zu Zwecken gemißbraucht war, die ich erst später durchschaute. – Am Dienstag Abend saß ich im Franziskaner und durch Zufall fiel mir der Artikel des „Berliner Tageblattes“ in die Hand, in dem der Professor Binswanger in der fraglichen Angelegenheit über mich den Stab bricht. Da nun der Berner Korrespondent des „Berliner Tageblattes“ angezogen war, so eilte ich in einiger Aufregung in die Redaktion des Blattes, um den Redakteur nach dem Namen des Berner Korrespondenten zu befragen. Als mir immer wieder vorgehalten wurde, daß derartige Auskünfte im Interesse des Redaktionsgeheimnisses nicht ertheilt werden könnten, übermannte mich die Wuth und ich schlug mit dem Stocke nach Engel. Ich bin dann nach der Wache des 39. Polizei-Reviere zur Feststellung meiner Persönlichkeit durch einen herbeigerufenen Schutzmann gebracht worden.“<sup>1</sup>

Diese Stellungnahme Klingers wurde in der Zeit vom 10. bis 12. Januar in vielen verschiedenen Zeitungsblättern erwähnt und veröffentlicht. So zum Beispiel am 10. Januar in der Voßschen Zeitung<sup>2</sup>, am 11. Januar in der Neuen Zürcher Zeitung<sup>3</sup> oder am 12. Januar in der Thurgauer Zeitung<sup>4</sup>.

---

<sup>1</sup> Aus: FAB 356, nach: Quelle unbekannt.

<sup>2</sup> Aus: FAB 360, nach: Voßsche Zeitung, Nr.15, vom 10. Januar 1894.

<sup>3</sup> Aus: FAB 362, nach: Neue Zürcher Zeitung, Nr.11, Morgenblatt vom 11. Januar 1894.

<sup>4</sup> Aus: FAB 364, nach: Thurgauer Zeitung, 12. Januar 1894.

Das Berliner Tagblatt schilderte am 10. Januar 1894 den Vorfall aus eigener Sicht. Abgedruckt liegt diese Erklärung in einem Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ vor:

„Berlin, 10. Januar. Das Berliner Tageblatt schreibt: [...] Obwohl an der Spitze jenes Artikels ausdrücklich Prof. Binswanger in Konstanz als der Verfasser angegeben worden, aus dessen bereits in Fleischers Revue veröffentlichter Studie jener Artikel nur ein Citat enthielt [...] verlangte der Eindringling in überaus aufgeregter Weise doch nach dem Namen des Autors. Als der anwesende Redakteur, wie natürlich, jede weitere Auskunft verweigerte, dagegen dem exaltierten Herrn in höflichster Form anheim stellte, eine Gegenerklärung gegen den Binswanger'schen Angriff in unsern Spalten zu veröffentlichen, schlug der Fragesteller hinterrücks auf den ruhig dasitzenden Redacteur und verwundete ihn so, daß derselbe sofort mit Blut überströmt war. Darauf demolierte er die Beleuchtungskörper und suchte in der so entstandenen Dunkelheit ins Nebenzimmer zu entkommen. Die ihm hier in den Weg tretenden Mitglieder der Redaktion griff er gleichfalls an und zwar mit einem schweren Knotenstocke und erhielt darauf eine gehörige Tracht Prügel. [...] Auf diese Darstellung des Tageblattes antwortet ein heute an die Blätter verschicktes Communiqué, das die Klingersche Darstellung enthält wie folgt: Das Attentat auf Redacteur Engel vom Tageblatt wird von Max Klinger in keiner Weise bestritten. Eine Abänderung erfährt die Tageblatt-Darstellung nach seiner Angabe nur in folgenden Punkten. Der Ueberfall ist nicht hinterrücks geschehen, sondern Klinger hat die Schläge ins Gesicht des Gegners verabfolgt. Ferner verwarft sich der Künstler dagegen, daß er die Dunkelheit, die durch das unbeabsichtigte Zertrümmern der elektrischen Lampen hervorgerufen wurde, zur Flucht habe benutzen wollen. [...]“<sup>1</sup>

Am 10. Januar schreibt ein anderes Blatt (möglicherweise die „Frankfurter Zeitung“) weiter über den Vorfall in der Redaktion:

---

<sup>1</sup> Aus: FAB 362, nach: Neue Zürcher Zeitung, Morgenblatt, Nr.11, vom 11. Januar 1894, S. 2.



„[...] In diesem in der Fleischer'schen Revue erschienenen Aufsatz befindet sich eine Stelle, die für Max Klinger so vollkommen beweislos diffamierend ist, daß wir unsererseits sie schon aus Gründen des Respekts vor einem so hochangesehenen Künstler, dessen Charakter bisher niemals in Frage gestanden, weggelassen haben. Das Berliner Blatt, weniger skrupulös, veröffentlichte sie. Jetzt, wo Klinger durch sein Vorgehen selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Beschuldigung gelenkt hat, erscheint es zur Erklärung des ganzen Vorgangs leider nöthig, den betreffenden Passus mitzutheilen. [...]“

Hier folgt dann die Textpassage aus Binswangers Artikel, welche bereits anfangs erwähnt wurde. Und weiter:

„[...] Durch diese Correspondenz ließ sich Max Klinger zu dem bedauerlichen Exceß im Bureau des Berliner Tageblatt hinreißen. Wohl in der Aufregung hatte er nur auf die Einleitungsformel des Artikels: „Unser Berner Correspondent schreibt uns“ geachtet und übersehen, dass Dr. Binswanger als Autor der psychiatrischen Studie genannt war. Daher sein seltsames Forschen nach dem Verfasser der Berner Correspondenz. [...] An Herrn Dr. Binswanger wird es jetzt sein, sein Urtheil über Klinger rasch und ausreichend zu rechtfertigen.“<sup>1</sup>

Robert Binswanger äußerte sich am 12. Januar 1894 erstmals öffentlich über die Vorgänge in der Presse. Da er sich mißverstanden fühlte, entwarf er ein Schreiben an die Thurgauer Zeitung und übersandte einen Sonderdruck in der Hoffnung, „daß Sie unter diesem Eindrucke in einer späteren Nummer Ihres geschätzten Blattes die Absicht, in der ich meine Studie verfasst habe, klar legen werden.“<sup>2</sup>

Zwei Tage später, am 14. Januar, beschrieb Binswanger in einem Brief an einen Herrn D.<sup>3</sup>, einen Vertrauten und ehemaligen Patienten Binswangers, die

---

<sup>1</sup> FAB 359, nach: Quelle unbekannt, 10. Januar 1894, Frankfurt.

<sup>2</sup> Siehe Anhang D 3.

<sup>3</sup> Name wurde anonymisiert; D., damals 68 Jahre alt, war 1889/90 als Patient im Bellevue. Siehe auch: UAT 441/KG 880.

Vorgänge der letzten Tage und erläuterte ihm, weshalb er sich von den Zeitungen so falsch beurteilt fand.<sup>1</sup>

Am 17. Januar verfasste Binswanger einen Briefentwurf an Klinger, in welchem er Bezug auf ein Schreiben dessen an ihn vom 12. Januar nahm.

Inhalte dieser Dokumente wurden am 22. Januar 1894 in einem Zeitungsartikel der Nationalzeitung Berlin veröffentlicht. In der Einleitung wird der Inhalt des Klingerschen Schreibens kurz zusammengefasst:

„In der Angelegenheit Klinger-Stauffer hat Max Klinger am 12. d. M. – zwei Tage nach seinem bedauerlichen Recontre auf der Redaktion des „Berl. Tagebl.“ – an Dr. Binswanger geschrieben, sein Artikel in der Fleischer’schen „Revue“ enthalte so viele beweislos gebliebene Anschuldigungen gegen ihn, daß er (Klinger) ihn um sofortige Aufklärung, Beibringung der Beweise bezw. Nennung seiner Gewährsleute ersuche. [...]“<sup>2</sup>

Des Weiteren wird in diesem Zeitungsartikel das Antwortschreiben Binswangers vom 17. Januar veröffentlicht. Binswangers Entwurf hierzu konnte im Familienarchiv identifiziert werden. Der abgedruckte Wortlaut deckt sich nahezu mit dem Entwurfsschreiben. Ergänzend wird im Entwurf die Existenz des Klinger-Briefes bestätigt, der uns im Original nicht vorliegt.

Im Folgenden wird daher der Briefentwurf Binswangers aus dem Familienarchiv angeführt:

Kreuzlingen 17. Januar 1894

Entwurf

Geehrter Herr!

Auf Ihre Zuschrift vom 12 ds. Mts beehre ich mich, zu erwidern:

Wie aus meiner in der Deutschen Revue veröffentlichten Studie zu ersehen, ist dieselbe von rein wissenschaftlichem psychiatrischem Standpunkte aus geschrieben, wobei ich nach dem ganzen Charakter der Arbeit und der Zeitschrift, in der Sie erschien, weder annahm, noch

---

<sup>1</sup> Brief siehe D 4 im Anhang.

<sup>2</sup> FAB 384, nach: National-Zeitung, Berlin, 22.01.1894.

wünschte, daß einzelne Stellen, aus dem Zusammenhang gerissen, von Tagesblättern veröffentlicht würden. Auch bei der Stelle, an welcher Sie Anstoß nehmen, befinde ich mich rein auf ärztlichem Standpunkte und bedaure von diesem aus, daß speziell Sie, bis dahin ein Freund Stauffer's, die Erscheinungen eines durchaus getrübtten Geistes- und Gemüthszustandes nicht als solche erkannten, für dieselben kein Verständniß hatten. Nur in diesem Sinne sind die Aeüßerungen über Sie in meiner Studie aufzufassen, was sich übrigens aus dem Zusammenhang klar ergibt. Dagegen lag es mir selbstverständlich vollständig ferne, Ihre Parteilichkeit im Allgemeinen zu beurtheilen und in Mitleidenschaft zu ziehen oder Ihre Ehre irgendwie anzutasten; ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie im besten Glauben handelten.

Ich habe mir lediglich bei der Würdigung des Geisteszustands Stauffers und der damit zusammenhängenden und ihn beeinflussenden Umstände die für jede wissenschaftliche Arbeit unbedingt erforderliche und ihr auch zustehende Freiheit der unumwundenen wissenschaftlichen Kritik und Aeusserung genommen.

Meine Untersuchung verzichtet der Art eines derartigen Essays gemäß auf die Beibringung des thatsächlichen Materials, setzt dies vielmehr als dem Leser bekannt voraus.

Sie stützt sich -, um Ihre Anfrage in dieser Richtung zu beantworten, - insbesondere auch bei Konstatierung des Einflusses, den Ihre Erklärung Herrn Welti gegenüber, am 14. November 1889 in Rom, auf die weiteren Schicksale Stauffers hatte, wesentlich auf das Brahm'sche Buch, dessen einschlägige Stellen, namentlich S. 273 u. ff., Ihnen zweifellos bekannt sind; ferner auf die für einen Kreis von Bekannten bestimmte, eingehendere Darstellung eines Nichtbetheiligten, aus dem Jahre 1890, die, wie angenommen werden muß, auch Hn Brahm vorgelegen hat. Bei der immerhin vertraulichen Natur dieser Mittheilung darf ich Sie bitten, hiervon in der Oeffentlichkeit keinen Gebrauch machen zu wollen. Ich benutze schließlich den Anlaß, Sie zu versichern, daß die Gestalt, welche die Angelegenheit nunmehr in der großen Oeffentlichkeit

angenommen hat, mir nicht minder unerwünscht und peinlich ist, als Ihnen.

Hochachtungsvoll [R. Binswanger]<sup>1</sup>

Die Veröffentlichung der beiden Briefe beruhte laut Binswanger auf einem Missverständnis. Wie aus einem Entwurfsschreiben Binswangers an die Redaktion einer nicht näher benannten Zeitung zu entnehmen ist, sollten die Inhalte der Briefe nicht publiziert werden, da es sich dabei um eine private Mitteilung an einen Vertrauten handelte.<sup>2</sup>

Binswanger wandte sich des weiteren an die Presse, als er am 18. Januar wieder einen Artikel in der Thurgauer Zeitung über seine Person im Zusammenhang mit Stauffer und Klinger fand.<sup>3</sup>

Inhaltlich gibt der Zeitungsartikel wieder, dass die Redaktion mittlerweile in den Besitz eines Originals der Binswanger-Studie gelangt sei und gerne bezeugt, dass sich diese „ganz innerhalb der Grenzen einer psychiatrischen Studie hält, bis auf einen einzigen kleinen Absatz, gerade denjenigen, welcher die Szene auf der Redaktion des „Berl. Tagbl.“ veranlasst hat.“<sup>4</sup> Es wird noch weiter auf den Inhalt der Studie eingegangen, wobei die Redaktion das Verhalten Klingers in Schutz nehmen möchte:

„[...] und wenn Herr Dr. Binswanger, ein Psychiater von Beruf und Erfahrung, drei Jahre nach Ablauf der Katastrophe es noch für nicht überflüssig erachtet, die Entwicklung der Geisteskrankheit Stauffers im einzelnen zu verfolgen und nachzuweisen, so liegt darin eine hinreichende Entschuldigung für die Mithandelnden, wenn sie als Nicht-Psychiater den wahren Zustand Stauffers nicht erkannten. Unter der Voraussetzung [...] gereicht es Klinger nur zur Ehre, wenn er Stauffer, der ihn mit der Eröffnung überraschte, daß er seinem Freunde die Frau

---

<sup>1</sup> FAB 381.

<sup>2</sup> Siehe dazu Dokument D 41 im Anhang. (FAB 385).

<sup>3</sup> Siehe dazu: FAB 366, nach: Thurgauer Zeitung, 18.01.1894.

<sup>4</sup> Aus: FAB 366, nach: Thurgauer Zeitung, 18.01.1894.

entführt, die Thür wies und ihn von da an für ein schlechtes Subjekt hielt.  
[...]"<sup>1</sup>

Zudem führt die Redaktion an, dass es zur Beurteilung Geisteskranker zwischen den Gelehrten und der Öffentlichkeit stets Meinungsverschiedenheiten gebe. Die Öffentlichkeit fordere für „ihre einzelnen Mitglieder eine erklecklich größere Ellenbogenfreiheit für die Begehung dummer Streiche“<sup>2</sup> und hege den Verdacht, die Psychiater seien zu schnell bereit, „auf Geisteskrankheit zu diagnostizieren“<sup>3</sup>. Von Seiten der Psychiater werde hingegen allzu bald das Wort „psychopathisch“<sup>4</sup> benutzt, was für den Laien nicht die große Bandbreite von der „Nervosität“ bis zum „wirklichen Zerfall der Geisteskräfte“ bedeute, sondern sofort die Verbindung zur „anerkannten Verrücktheit“ knüpfe. Die Psychiater, hier drückt sich der Autor des Artikels immer wieder verallgemeinernd aus, würden darüber sehr ärgerlich und würden den Laien daraufhin mit „krassem Unverstand“ aufwarten, eine Betitelung für Klingers Verhalten, wie sie in der Binswanger-Studie verwandt wurde.

Der Entwurf einer Antwort Binswangers auf diesen Zeitungsartikel lautet:

Kreuzlingen, den 18 [.] Januar 1894.

An die Redaktion der "Thurgauer Zeitung" Frauenfeld!

Tit.!

Gestatten Sie mir, dass ich den Ausführungen Ihrer gestrigen Nummer über meine Stauffer-Arbeit einige Bemerkungen anreihe, welche wohl die Angelegenheit in Ihrem geschätzten Blatte zum Abschluß bringen dürften.

Meine Arbeit betitelt sich ausdrücklich "Studie". Es liegt in dem Character einer solchen, daß sie auf Beibringung des thatsächlichen Materials, aus dem sie folgert, verzichten muß. Entweder soll dies dem Leser bekannt sein oder er kann es in den Quellen nachlesen. Als diese habe ich in

---

<sup>1</sup> Aus: FAB 366, nach: Thurgauer Zeitung, 18.01.1894.

<sup>2</sup> Aus: FAB 366, nach: Thurgauer Zeitung, 18.01.1894.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

meiner Studie nachdrücklich auf Otto Brahms Buch: "Karl Stauffer-Bern, sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte" aufmerksam gemacht. Der ganze Antheil, den Klinger nach der durchaus authentischen Schilderung Brahms, in Florenz u. Rom an den Geschicken Stauffers genommen, mußte mich dazu führen die Verkennung des getrübten Geistes- u. Gemüthszustandes seines intimen Freundes an ihm als unbegreiflich hinzustellen. Diese Freiheit der wissenschaftlichen Kritik habe ich mir genommen, war aber und bin weit davon entfernt die Persönlichkeit Herrn Klingers im Allgemeinen zu beurtheilen geschweige denn, wie dies schon zu anderenorts [zu] lesen war, seine Ehre anzutasten. Meine Studie habe ich der "Deutschen Revue" (nicht „Deutsche Rundschau“) über das gesamte nationale Leben der Gegenwart, anvertraut, in der Hoffnung, daß deren Kenntniß auf wissenschaftliche Kreise beschränkt bleibe. Diesem Traum hat das "Berliner Tageblatt" durch die Zerstückelung meiner Arbeit u. speziell durch das Herausgreifen der Klingerschen Episode ein jähes Ende bereitet u. die Gestalt, welche die Angelegenheit nunmehr in der großen Öffentlichkeit angenommen, ist mir ebenso unerwünscht wie Herrn Klinger. –

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Dr. Binswanger.<sup>1</sup>

Dieser Brief wurde dann am 21. Januar in fast identischem Wortlaut im Blatte der Thurgauer Zeitung abgedruckt.<sup>2</sup>

Max Klinger reagierte am 29. Januar öffentlich in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ auf Binswangers Brief vom 17. Januar. Aus der Einleitung des Artikels geht hervor, dass die Stellungnahme Binswangers dort bereits am 19. Januar veröffentlicht worden war.

---

<sup>1</sup> Siehe Dokument D 10 im Anhang (FAB 382).

<sup>2</sup> Aus: FAB 383, nach: Thurgauer Zeitung, 21. Januar 1894, S. 1.

„Das Schreiben des Herrn Dr. Robert Binswanger an mich, welches ich als reine Privatsache zu betrachten Grund hatte, finde ich schon in der Presse abgedruckt, ehe es mir in meine Hände gelangte.

Ich gehe auf die Logik dieses Schriftstücks, welches wiederum keine Beweise bringt, nicht ein.

Vor mir liegen zwei Dokumente – aus vielen. Das eine, vom 22. Januar 1894 hatte Herr Dr. Emil Welti die Güte, mir zur Verfügung zu stellen; das Andere, vom 9. November 1889 datirt, enthält die auf meine Anfrage ertheilte Auskunft des Deutschen Konsulats in Florenz über den Geisteszustand Stauffer's.

Ersteres widerlegt u. A. die Behauptung des Dr. Binswanger, daß ich Herrn Dr. E. Welti zum Nachtheil Stauffer's beeinflusst hätte, und beide Schriftstücke kennzeichnen zur Genüge, wie völlig unbegründet die Beschuldigungen sind, welche Dr. Binswanger ohne nothwendigen Zusammenhang mit seinen ‚wissenschaftlichen‘ Deduktionen gegen mich erhoben hat.

Er [sic] verzichte darauf, beide Dokumente, welche bei mir im Original zur Einsicht vorliegen, abzudrucken. Es geschieht dies einmal, aus Rücksicht auf d e n [sic] Stauffer, den ich vor jener Katastrophe kannte, - dann, um einen Mann nicht in weitere Diskussionen zu ziehen, dem für eine einzig dastehende Generösität übel gedankt worden ist.

Die Beurtheilung des Werthes einer „wissenschaftlichen“ Studie, die beweislos eine völlig private Meinung öffentlich denunziert, ohne daß der Versuch gemacht worden wäre, die Dokumente und Gründe zu untersuchen, auf denen jene Meinung beruht, überlasse ich den Berufsgenossen des Dr. Robert Binswanger, wie ich dessen Irrsinnskonstruktion Stauffer's auf Grund der Ausübung verschiedener Kunstgattungen – Malerei – Radirung – Plastik – Seitens eines und desselben Künstlers, dem Urtheile meiner Kollegen anheimgebe.

Berlin, 26. Januar 1894.

Max Klinger.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Aus: FAB 409, nach: Münchner Neueste Nachrichten, Jg. 47, 29.01.1894.

Als Antwort darauf entwarf Robert Binswanger einen weiteren Brief, welcher sich an die Redaktion der Münchner Neuesten Nachrichten richtete:

„Entwurf; die Entgegnung des Herrn Klinger in Ihrem Blatte vom 29. Jan., Nr. 47, veranlasst mich noch zu folgender kurzer Erwiderung: Mein Schreiben vom 17. Jan.<sup>1</sup> an genannten Herrn ist, wie mir die Redaktion bestätigen wird, durch ein Missverständnis veröffentlicht worden, indem eine private Mitteilung zu einem mir befreundeten Herrn ohne mein Zuthun und gegen meine Absicht abgedruckt wurde. Ich muss mich dagegen verwehren, dass auf Stauffers Wechsel zw Malerei - Radierung - Plastik allein in meiner Arbeit eine Irrsinnskonstruktion aufgebaut sei. Eine derartige Schlußfolgerung wäre bei dem so häufigen Vorkommen der Ausübung verschiedener Kunstgattungen gerade durch die bedeutendsten Künstler in alter und neuer Zeit eine wahre Absurdität. Jene Uebergänge Stauffers sind, wie sich aus einer noch so flüchtigen Lektüre meiner Studie ergibt, nur darum weil sie unvermittelt von nervöser Unstätheit, sowie intercurrierenden körperlichen Erschöpfungszuständen und gemüthlichen Depressionen begleitet sind, zunächst als einzelne von mehrfachen Symptomen der Geistesbeschaffenheit behandelt, aus welchen sich die später ausgebrochene Psychose entwickelte.

Für die sich vorbereitende und sodann für die ausgebildete Krankheit selbst sind daneben noch hereditäre Behaftung, Mangel an geistiger Führung, zügelloses Leben später Induktion von Frau L. auf Stauf[fl]er u. umgekehrt, Größenwahn- und Verfolgung[s]wahnideen, maniakalische Ausbrüche u. A. m. ausdrücklich beigezogen. Auf Weiteres, insbesondere darauf, daß ich durch Angabe der Quellen in meinem Briefe an Herrn Klinger den Beweis für den Antheil, den er an der Gestaltung des Geschicks Stauffers gehabt, zweifellos erbracht habe, gehe ich nicht mehr ein [.]“<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Gemeint ist hier der Briefenwurf an Max Klinger vom 17. Januar. Siehe FAB 381.

<sup>2</sup> Siehe Dokument D 41 im Anhang (FAB 385).



Während des intensiven Briefwechsels mit Klinger pflegte Binswanger auch regen Kontakt zu Dr. Hirth, dem Verleger der „Münchener Neuesten Nachrichten“. Insgesamt befinden sich im Familienarchiv vier Schriftstücke von Binswanger an Hirth.<sup>1</sup> In dem ersten Brief vom 12. Januar bedankt sich Binswanger bei Hirth für die gute Berichterstattung in dessen Blatt. Binswanger hebt positiv hervor, dass dabei nicht so sehr auf die Klinger-Affäre polarisiert worden ist. Binswanger möchte ihm zur weiteren Information gerne auch einen Sonderdruck seiner Pathographie zukommen lassen.<sup>2</sup> In einem weiteren Brief, vom 17. Januar, erläutert er Hirth detailliert seine Intention zur Entstehung seiner pathographischen Studie, nämlich die Ehrenrettung Stauffers. Das Ende dieses Briefes fehlt. Im Original, dem Kopierbuch Binswangers im Familienarchiv, ist zu erkennen, dass die Seiten herausgetrennt wurden.<sup>3</sup> Seinen dritten Brief an Hirth verfasste Binswanger am 21. Januar 1894. Er nimmt dort Bezug auf die Veröffentlichung seines Antwortschreibens vom 17. Januar mit Bezug auf Klingers Brief vom 12. Januar. Die Inhalte dieser Briefe wurden am 19. Januar in der „Münchener Neuesten Nachrichten“ abgedruckt. Dabei wird deutlich, dass Binswanger dem Verleger dieser Zeitung, Dr. Hirth vorwirft, die Dokumente voreilig veröffentlicht zu haben, ohne dass er ihn dazu aufgefordert hätte und ohne dass Klinger die Gelegenheit geboten worden wäre, auf Binswangers Schreiben zu reagieren. Auch kritisiert Binswanger, dass sein Schreiben an Klinger in vollem Umfang veröffentlicht wurde. Er befürchtet, dass weitere Zeitungen der Berichterstattung folgen werden.<sup>4</sup> So schlägt das anfangs vertrauensvolle Verhältnis Binswangers zu Hirth letztlich ins Gegenteil um und Binswangers Mißtrauen gipfelt darin, dass er Hirth in einem Telegramm mitteilt, keinerlei Informationen seitens seiner Person bezüglich der Klinger-Affäre mehr ohne Rücksprache mit ihm veröffentlicht sehen möchte.

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokumente K 5, K 6, K 8 und D 48 im Anhang.

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument K 5 im Anhang.

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument K 6 im Anhang.

<sup>4</sup> Siehe hierzu Dokument K 8 im Anhang.

„Dr. Hirth Luisenstraße München

[ohne Datum]

Bitte freundlich dringend, daß Ihre Redaktion in gesammter Klinger-Stauffer Angelegenheit von mir ausgehende Erklärungen, Briefe dgl. nicht veröffentlicht oder bespricht ehe mit mir sich verständigt.“<sup>1</sup>

Hier endet die archivierte Korrespondenz bezüglich der „Klinger-Affäre“. Ob eine persönliche Aussprache zwischen Binswanger und Klinger stattgefunden hat, ist nicht dokumentiert.

Es verwundert, dass Binswanger es unterließ, Klinger bei den Vorarbeiten zu seiner Studie zu kontaktieren, um seine Aussagen über Klingers Rolle in Rom zu untermauern und zu belegen. Dennoch erwähnt er Klinger namentlich in seiner Studie. Da Klinger zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der Studie bereits ein bekannter, zeitgenössischer Künstler war, hätte Binswanger damit rechnen müssen, dass Klinger sich zu den Vorwürfen äussern und dass dies wiederum auf ein öffentliches Interesse stossen würde. Aufgrund dessen, und im Besonderen nach der Lektüre des oben angeführten Schriftverkehrs im Familienarchiv, erscheint Binswangers Vorgehen sehr leichtgläubig. Zudem vertraute Binswanger seine Informationen dem Verleger der Münchner Neuesten Nachrichten an, Herrn Dr. Hirth, der offenbar Binswangers Arglosigkeit zu seinen eigenen Gunsten nutzte, um ein interessantes Thema für seine Zeitung zu gewinnen.

Es mag auch sein, dass sich hierin zeigt, wie wenig geübt Binswanger im Umgang mit der Presse war. Hätte Binswanger mit Klinger vor Veröffentlichung der Studie kommuniziert und hätte er Hirth nicht zu seinem Vertrauten gewählt, wäre die „Klinger-Affäre“ zu umgehen gewesen.

### **5.3.3 Persönliche Reaktionen auf Binswangers Studie**

Binswanger erhielt in den Wochen nach Veröffentlichung seiner Stauffer-Studie in der Deutschen Revue viele Zuschriften, die sich auf den Inhalt der

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu FAB 378.

Pathographie bezogen und auch teilweise persönliche Stellungnahmen zur Klinger-Affäre enthielten. Er sammelte die Zuschriften sorgfältig und beantwortete manche seinerseits. Diese Korrespondenz hat sich weitgehend im Familienarchiv der Familie Binswanger erhalten und vermittelt ein facettenreiches Bild der Rezeptionsgeschichte, welches im folgenden dargestellt werden soll.

So finden sich in dem Archiv Briefe, Post- und Visitenkarten, die Binswanger von 42 unterschiedlichen Personen als Resonanz auf seine Studie erhalten hatte. Er archivierte in diesem Zusammenhang insgesamt 44 Schriftstücke, da es zwei Autoren gab, die jeweils zwei Briefe an ihn gesendet hatten. Von den Briefautoren waren 39 Männer, nur drei der Verfasser waren Frauen. Mit elf von ihnen schien Binswanger in freundschaftlichem Verhältnis zu stehen. Dies lässt sich zum einen schon aus der Anrede schließen, wie zum Beispiel „Mein lieber guter Freund!“<sup>1</sup> oder „Mein lieber Freund!“<sup>2</sup>, zum anderen daran erkennen, dass der Autor sich mit Binswanger duzte. Sieben der 42 Autoren kannten Stauffer, wie sich aus dem Inhalt ihrer Schreiben und dem geschichtlichen Kontext schließen lässt.

Es sind Autoren unterschiedlicher Berufe, wobei die Anzahl der Mediziner mit 25 Ärzten (60%) gegenüber sechs Juristen (14%), drei Künstlern (7%) und zwei Pfarrern (5%) deutlich überwiegt. Auch ein Politiker findet sich unter den Briefverfassern. Nicht bei allen Urhebern der Briefe war es möglich, den Beruf zweifelsfrei festzustellen, und manche von ihnen besaßen mehrere Berufe, waren zum Beispiel Jurist und Mediziner.

Die von Binswanger archivierte Korrespondenz lässt erkennen, dass es sich bei den Verfassern der Briefe hauptsächlich um Persönlichkeiten handelt, denen er zuvor einen Sonderdruck seiner Studie zugesandt hatte. Es ist bekannt, dass Binswanger sich 50 Sonderdrucke erstellen ließ<sup>3</sup> welche er an Personen verschickte, die ihm in dieser Angelegenheit besonders wichtig waren, ohne dass eine Versandliste oder Ähnliches archiviert ist. Bei 34 der 42 Autoren

---

<sup>1</sup> Siehe Anhang Dokument D 8.

<sup>2</sup> Siehe Anhang Dokument D 19.

<sup>3</sup> Siehe Anhang K 4.

(81%) erkennt man aufgrund ihrer Danksagung in ihrem Schreiben, dass sie Adressaten eines solchen Sonderdruckes waren.

Das Verteilungsmuster der Berufsfelder der von Binswanger angeschriebenen Personen verschiebt sich im Vergleich zu den Autoren der gesamten Korrespondenz weiter zugunsten der Mediziner. Den größten Anteil machen hier erneut die ärztlichen Kollegen aus, jetzt sogar mit 68% (23 Ärzte). Dann folgen Juristen mit 12% (4 Personen) und Künstler mit 9% (3 Personen).

Bei acht Autoren (19%) konnte in deren Schreiben kein sicherer Bezug auf den Sonderdruck festgestellt werden. Bei einem von ihnen wird deutlich, dass sich der Autor in seinem Brief auf einen Zeitungsartikel über die Studie bezieht. Bei den anderen ist davon auszugehen, dass sie die Studie, zum Beispiel in der Deutschen Revue, wo sie im Januar 1894 veröffentlicht wurde, gelesen hatten. Ebenso wäre es möglich, dass sie ebenfalls einen Sonderdruck zugesandt bekommen hatten ohne dies jedoch in ihrem Schreiben an Binswanger zu erwähnen.

Der Umfang der archivierten Antwortschreiben hat eine große Variationsbreite. Sie reicht von einer kurzen Danksagung, zum Beispiel auf einer Visitenkarte, wie von Sigmund Freud (Abb. 14) oder einer formellen Dankeskarte, wie zum Beispiel von Auguste Forel bis hin zu mehrseitigen handschriftlichen Briefen seiner vertrauteren Freunde und Fachkollegen.

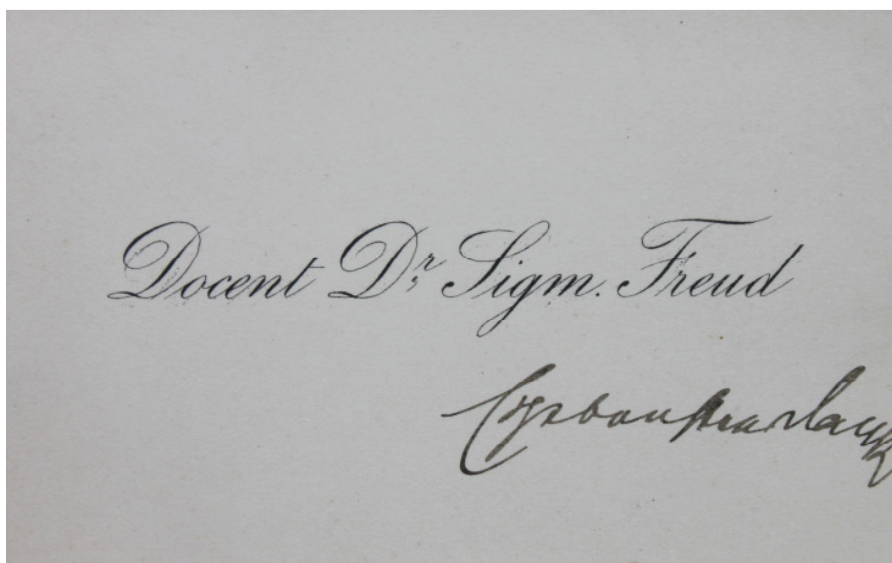


Abb. 14: Visitenkarte Sigmund Freud

Bei der Betrachtung der gesamten Resonanz ist eine überwiegend positive Beurteilung der im Januar 1894 veröffentlichten pathographischen Studie auffallend. Insgesamt 27, das sind fast zwei Drittel der 42 Briefautoren, äußern sich im Hinblick auf die Binswangerschen Studienergebnisse positiv (64%). Nur bei zwei Urhebern (5%) wird eine überwiegende negative Kritik deutlich. Das restliche Drittel der Schreiben bleibt neutral im Hinblick auf die Bewertung der Studie.

15 der 42 Autoren äußern sich zur sogenannten Klinger-Affäre. Davon schließen sich vier der öffentlichen Meinung an, Binswanger habe das Verhalten Klingers zu streng beurteilt, da er als Laie den krankhaften Zustand seines Freundes nicht hätte erkennen müssen. Vier Autoren pflichten der Ansicht Binswangers bei, zwei davon sind der Meinung, Klinger selbst sei psychisch gestört, ein Autor meint, Klinger hätte die Erkrankung seines Freundes Stauffers erkennen sollen und eine Autorin meint, dieses Thema hätte in der Öffentlichkeit zu viel Aufmerksamkeit erlangt. Die restlichen sieben Autoren benennen in ihren Briefen die Klinger-Affäre, ohne näher darauf einzugehen.

### **5.3.3.1 Neutral formulierte Schreiben an Binswanger**

13 der 42 Autoren (33%) bleiben wertfrei, indem ihre Briefe als Interessensbekundungen, formelle Dankeschreiben oder Eingangsbestätigungen verfasst wurden und den Inhalt der Studie nicht bewerten. Darunter sind namhafte Fachkollegen wie zum Beispiel Professor Dr. Bäuml, der Direktor der medizinischen Klinik in Freiburg im Breisgau,<sup>1</sup> Franz Fischer, Direktor der psychiatrischen Anstalt in Pforzheim,<sup>2</sup> Gottlieb Burckhardt, Direktor der Irrenanstalt im schweizer Ort Präfargier,<sup>3</sup> Professor Heinrich Obersteiner, österreichischer Neurologe und Psychiater und Leiter der Privatheilanstalt in

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 16 im Anhang (FAB 371).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 17 im Anhang (FAB 399).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 26 im Anhang (FAB 392).

Oberdöbling bei Wien,<sup>1</sup> Professor Fedor Schuchardt, Direktor der Großherzoglichen Irrenanstalt Sachsenberg bei Schwerin in Mecklenburg,<sup>2</sup> Hans Heubach, ein Arzt, der sich im Januar 1894 als Besucher eines Patienten im Bellevue aufgehalten hatte,<sup>3</sup> Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse,<sup>4</sup> Simon Kirchheim, ein Arzt aus Frankfurt am Main, der seit 1890 regelmässig Patienten an die von Robert Binswanger geleitete Anstalt überwies,<sup>5</sup> Dr. Albert von Schrenck-Notzing, der als Nervenarzt in München niedergelassen war,<sup>6</sup> ein Herr Dr. Schliep, bei dem es sich am ehesten um Paul Fr. Th. Schliep handelte, Geheimer Sanitäts-Rat aus Baden-Baden,<sup>7</sup> Dr. med. Dr. jur. Adolf Deucher, ein schweizer Politiker und Mediziner,<sup>8</sup> Siegfried Walther, ein schweizer Schriftsteller und Dichter, der Binswanger in seinem Anschreiben bittet, ihm die Quelle zu nennen, wo die Publikation zu finden sei, da er sich für die Lektüre sehr interessiere.<sup>9</sup>

Fritz Voellmer sandte eine Briefkarte, in der er sich für die Zusendung eines Sonderdruckes der Studie bedankt. Nähere biographische Angaben über Voellmer konnten nicht gesammelt werden.

### **5.3.3.2 Schriftstücke mit negativer Kritik**

Unter den Schreiben, die negative Kritik an Binswangers Beurteilung deutlich werden lassen, sind vor allem die Briefe des Künstlers Hans Eduard von Berlepsch zu nennen.

Bereits am 23. Januar 1894<sup>10</sup> hatte Berlepsch einen Brief an Binswanger gerichtet, in dem deutlich wird, dass er von Binswanger ein Exemplar der Studie

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 28 im Anhang (FAB 416).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 30 im Anhang (FAB 425).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 32 im Anhang (FAB 406).

<sup>4</sup> Siehe hierzu Dokument D 43 im Anhang (FAB 402).

<sup>5</sup> Siehe hierzu Dokument D 44 im Anhang (FAB 407).

<sup>6</sup> Siehe hierzu Dokument D 45 im Anhang (FAB 424).

<sup>7</sup> Siehe hierzu Dokument D 33 im Anhang (FAB 423).

<sup>8</sup> Siehe hierzu Dokument D 13 im Anhang (FAB 396).

<sup>9</sup> Siehe hierzu Dokument D 1 im Anhang (FAB 426).

<sup>10</sup> Siehe hierzu Dokument D 49 im Anhang (FAB 372).

zugewandt bekommen hatte. Gelesen hatte er die Studie zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Berlepsch erwähnt bereits an dieser Stelle, dass er mit einigen Ausführungen, die er den Auszügen in der Presse entnommen habe, nicht einverstanden sei und sich deshalb auf das Studium der pathographischen Arbeit Binswangers freue.

Hans Karl Eduard von Berlepsch war als schweizer Maler und Radierer ein künstlerischer Weggefährte Stauffers, der gemeinsam mit ihm auf der Münchner Kunstakademie ausgebildet worden war.

Vom 04. Februar 1894<sup>1</sup> stammt der zweite Brief Berlepschs. Nachdem er nun die Studie gelesen hatte, beurteilt er Binswangers Aussagen äußerst kritisch:

„[...] Wenn ich mit meinem Urtheil nicht zurückhalten soll, so muß ich offen gestehen, dass, soweit der Künstler Stauffer in Betracht kommt, Ihre Dicta durchaus auf falschen Voraussetzungen beruhen und Sie für diesen Theil der Arbeit offenbar nicht in dem Maasse [sic] Herr des Stoffes sind, wie es nötig erscheint, wenn man über künstlerische Dinge urtheilen will. Dazu bedarf es eben eines fortwährenden Contactes mit der Kunst, genau so wie der Arzt die Verbindung mit der Welt seiner Thätigkeit nicht ausser Acht lassen darf. Der Vorwurf, nicht fachlich zu sein, wird jeden treffen, der, ohne mit einem speziellen Gebiete betraut zu sein, sich über dasselbe autoritativ auslässt und wenn Klinger hierin das Motif [sic] zu einem schwer wiegenden Vorwurf Ihnen gegenüber erblickte, so ist er nicht im Unrechte. [...]“<sup>2</sup>

Weder ein Antwortschreiben Binswangers noch ein weitergehender Meinungsaustausch zwischen Berlepsch und Binswanger sind im Archiv dokumentiert.

Ein weiterer kritischer Brief<sup>3</sup>, der jedoch weder datiert noch namentlich unterzeichnet wurde, setzt sich detailliert mit den Inhalten der Studie auseinander. Aus dem Inhalt des Briefes ergibt sich, dass er von einer Frau

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 50 im Anhang (FAB 374).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 50 im Anhang (FAB 374).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 47 im Anhang (FAB 353).

geschrieben wurde, die mit Binswanger in einem sehr vertrauten Verhältnis gestanden haben muss.

„[...] Wie kann ich, selbst mit Ihrer Autorisation, mein unmaßgebendes Laienurtheil, Ihrem wissenschaftlichen Studium der Sache gegenüberstellen? [...] Was Ihre Studie betrifft, so ist sie überzeugend geschrieben, u. trifft in der Hauptsache den Nagel auf den Kopf. Einige kleine Punkte, will ich dennoch, da Sie mich dazu auffordern, nach persönlichen Eindrücken beleuchten. [...]“<sup>1</sup>

Sie führt drei Kritikpunkte an, die sie im Verlauf auch genauer begründet. Im Einzelnen sind dies der Zeitpunkt des Krankheitsausbruchs bei Stauffer, bei dem sie den Eindruck hat, dass Binswanger diesen zu früh datiert habe. Hier widerspricht sie Binswangers Auffassung, dass der Wechsel Stauffers zwischen den verschiedenen Kunstformen Ausdruck eines krankhaften Zustandes gewesen sei.

Als zweiten Kritikpunkt führt sie die Beurteilung Otto Brahms durch Binswanger an. Sie empfindet die Publikation der Staufferschen Briefe durch Brahm als den ersten Schritt zur gerechteren Beurteilung des Künstlers und ist vollkommen begeistert von Stauffers Briefen. Entgegen der Meinung Binswangers glaubt sie nicht unbedingt, dass Brahm die Briefe aus reinem Profitdenken veröffentlicht habe.

Der dritte Punkt betreffe Binswangers Urteil über Klinger. Hier stimme sie ihm zu, dass Klinger eine Mitschuld an Stauffers Untergang trage, gebe aber zu bedenken, dass Binswanger selbst in seiner Studie erwähnt habe, wie schwierig es mitunter für Laien sei, einen psychisch kranken Menschen in seinem persönlichen Umfeld zu erkennen. Daher sei auch Klingers Reaktion auf das merkwürdige Verhalten seines vertrauten Freundes Stauffer ihrer Meinung nach zu erklären und zu entschuldigen.

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 47 im Anhang.



### 5.3.3.3 Positive Schreiben an Binswanger

Die Briefe der restlichen 27 Autoren, somit fast zwei Drittel aller Eingangsschreiben, sind zustimmender Natur. Neun dieser Autoren sind der Meinung, dass Binswanger in seiner Studie über Stauffer-Bern die richtige Diagnose getroffen habe und diese dazu dienlich sei, den Künstler in seinem öffentlichen Ansehen zu rehabilitieren. Neun weitere Autoren schließen sich Binswangers Diagnose an, ohne weiter darauf einzugehen, ob dadurch eine Rehabilitierung des Künstlers stattfindet. Die restlichen neun Autoren würdigen Binswangers Arbeit als eine gelungene wissenschaftliche Abhandlung.

In die erste Gruppe der neun Autoren, die der Diagnose Binswangers beipflichten und diese zudem als eine Rehabilitierung des Künstlers wertschätzen, gehören allen voran der anerkannte Psychiater Auguste Forel, Direktor der Anstalt Burghölzli sowie Professor für Psychiatrie an der Universität Zürich. Er sandte am 17. Januar 1894 eine Postkarte an Binswanger,<sup>1</sup> mit der er sich für den Erhalt der Studie bedankt und Binswangers Ausführungen mit seiner vollsten Zustimmung unterstreicht. Ähnlich äußert sich der Arzt August Mercklin, der vor seiner ärztlichen Tätigkeit an der Irrenanstalt in Lauenburg zeitweise seine ärztliche Weiterbildung bei Binswanger in Kreuzlingen genossen hatte.<sup>2</sup> Er schickte ebenfalls eine Postkarte an Binswanger, in welcher er die pathographische Arbeit Binswangers in hohem Maße lobt und Binswangers Überlegung zustimmt, mit der Studie zu einer Ehrenrettung des unschuldig verurteilten Künstlers beigetragen zu haben. Ein weiterer, sehr aufschlussreicher Brief stammt von dem Arzt Georg Glaser,<sup>3</sup> der mit Stauffer nach dessen Freilassung aus der florentinischen Haft persönlichen Kontakt hatte. Glaser war bis 1892 Arzt in der Privatirrenanstalt Münchenbuchsee in Bern und wurde dann zum Direktor der Irrenheil- und Pflegeanstalt in Münsingen bei Bern ernannt. Wie Glaser in seinem Brief erwähnt, habe sich Stauffer auf seiner Rückreise von Florenz am 13. April 1890 sowie an den folgenden Tagen drei Mal bei ihm vorgestellt. Glaser stimmt der Einschätzung

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 6 im Anhang (FAB 401).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 18 im Anhang (FAB 415).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 37 im Anhang (FAB 404).

Binswangers bezüglich des psychischen Zustandes Stauffers zu und dankt Binswanger für die fachkundige Auseinandersetzung, die „[...] dem unglücklichen Manne eine so fachkundige Rechtfertigung zu Theil [...]“<sup>1</sup> werden ließ.

Ein weiterer Autor, welcher Stauffer persönlich gekannt hatte, war Joseph Viktor Widmann, der zwei Briefe an Binswanger schreibt, in denen er seine volle Zustimmung für die Diagnose und die von Binswanger intendierte Ehrenrettung Stauffers ausdrückt. Widmann war ein schweizer Dichter, Schriftsteller und Publizist, der bei der Berner Zeitung „Der Bund“ als Redakteur tätig war.<sup>2</sup>

Ludwig Kirn, der als habilitierter Professor in Freiburg tätig war und eine Privatpraxis betrieb, schickte am 14. März 1894 eine Postkarte an Binswanger.<sup>3</sup> Hier erwähnte er, die Studie mit grösstem Interesse und Genuß gelesen zu haben. Binswanger habe hierdurch zur Rehabilitation eines „armen Unglücklichen“<sup>4</sup> beigetragen.

Emil Brunnenmeister, ein Rechtshistoriker, der als Professor für Strafrecht an der Universität Zürich sowie später auch in Halle und Wien tätig war, erläutert in einem ausführlichen Brief, dass ihn die Studie überzeugt habe. Auch er empfindet, dass durch Binswangers Diagnose eine gewisse Rehabilitation Stauffers stattgefunden habe.<sup>5</sup> Er habe die Studie daher auch an weitere Personen seines Bekanntenkreises verteilt. Diese hätten sich alle anerkennend über die Studie geäußert.

Heinrich Giesker, ebenfalls ein Jurist, der, wie es der vertraute Briefstil vermuten lässt, Binswanger sehr gut gekannt haben muss, erwähnt in seinem Brief ebenfalls, dass es durch die Veröffentlichung der Studie zu einer Ehrenrettung Stauffers gekommen sei.<sup>6</sup>

Von Ziegler-Brunner, einem Binswanger offensichtlich sehr vertrauten Pfarrer, der wahrscheinlich einer der Teilnehmer bei Binswangers Vortrag 1893 in

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 37 im Anhang (FAB 404).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 2 (FAB 430) und D 15 (FAB 431) im Anhang.

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 39 im Anhang (FAB 408).

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Siehe hierzu Dokument D 40 im Anhang (FAB 391).

<sup>6</sup> Siehe hierzu Dokument D 7 im Anhang (FAB 403).

Konstanz gewesen war, erhielt Binswanger einen sehr persönlichen Brief, der ihm in den beiden betreffenden Punkten zustimmt.<sup>1</sup>

Ein weiterer Teilnehmer aus Binswangers Vortrag war ein Herr Roller aus Konstanz. Er hatte ebenfalls ein Exemplar der Studie von Binswanger zugesandt bekommen.<sup>2</sup> Er bedankt sich in seinem Brief für den Erhalt der Studie und erwähnt, dass er sich mit Vergnügen an Binswangers Vortrag erinnere. Seiner Meinung nach habe Binswanger durch die Studie eine gerechte Beurteilung Stauffers erreicht.

Zu den neun weiteren Autoren, die Binswanger für seine Studie loben und dabei für die Diagnosestellung Zustimmung zum Ausdruck bringen, allerdings ohne dabei auf eine mögliche Ehrenrettung Stauffers einzugehen, gehört Elias Haffter, der Mitherausgeber der Zeitschrift „Correspondenzblatt für Schweizer Ärzte“.<sup>3</sup> Er schickte eine Postkarte an Binswanger, in der er schreibt, die Studie habe ihn überzeugt und imponiert. Ausserdem gratuliert er Binswanger „zum berechtigten Erfolge“<sup>4</sup>.

Theodor Ettliger, ein jüdischer Fabrikant aus Karlsruhe-Durlach, welcher dort die Glacélederfabrik Herrmann und Ettliger betrieb, bedankt sich in seinem Brief vom 23. Januar 1894 für die zugesandte Studie.<sup>5</sup> Er lobt Binswangers Arbeit und fügt hinzu: „[...] Es ist deshalb gewiß gut, wenn ein so viel besprochener Fall von berufener Seite auch dieser Richtung unterzogen wird. Wenn die Menschen in dieser Beziehung weniger beschränkte Ansichten hätten, wäre gewiß vieles besser. [...]“<sup>6</sup>

Auguste Chatelain, Professor an der Akademie und Universität Neuenburg, Schweiz, sandte am 5. Februar 1894 eine Postkarte.<sup>7</sup> Die Studie habe er mit

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 23 im Anhang (FAB 434).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 12 im Anhang (FAB 422).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 19 im Anhang (FAB 427).

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Siehe hierzu Dokument D 20 im Anhang (FAB 398).

<sup>6</sup> Siehe hierzu Dokument D 20 im Anhang (FAB 398).

<sup>7</sup> Siehe hierzu Dokument D 34 im Anhang (FAB 393).

„lebhaftem Vergnügen gelesen“<sup>1</sup>, so Chatelain. Er attestiert Binswanger, dass jeder Irrenarzt seine eingehende Darstellung des Krankheitsbildes Stauffers in dieser Weise unterstützen würde. Sein Schlusssatz lautet: „[...] Ah! L'hérédité quelle horrible chose! [...]“<sup>2</sup>

Der Mediziner Peter Dettweiler, welcher als Spezialarzt für Lungenkranke in Falkenstein im Taunus tätig war, sandte eine kurze Dankeskarte, auf der er vermerkte, dass Binswanger nach allen psychologischen und psychiatrischen Gesetzen Recht haben müsse.<sup>3</sup>

Eine weitere Postkarte stammt von einem schweizer Pfarrer, Johann Jacob Christinger.<sup>4</sup> Er war ebenfalls eine der Personen, die einen Sonderdruck der Studie zugesandt bekommen hatten. Die Studie habe er mit grossem Interesse gelesen, denn er sei durch die Tagespresse bereits auf diese aufmerksam geworden. Nach seiner Auffassung habe Binswanger in seinen Ausführungen Recht, auch wenn „die Grenze zwischen moralischer Entartung und Psychose“<sup>5</sup> stets schwierig festzustellen sei.

Eduard Gustav Eberty, Syndikus und Stadtrat sowie Kreisrichter a. D. zu Berlin, der bis 1884 auch Mitglied des Reichstages war, bekam ebenfalls einen Sonderdruck von Binswanger. Eberty schreibt, er habe die Studie bereits in der Deutschen Revue mit größter Spannung gelesen, und bewertet sie als ein „fein analysierendes Essay“.<sup>6</sup>

Von einem Herrn namens Brühlmann, bei dem es sich am ehesten um den schweizer Pfarrer Johannes Brühlmann handelt, stammt ein undatierter Brief, in welchem dieser Binswanger für die Zusendung der Studie dankt.<sup>7</sup> Auch er gibt an, die Studie bereits vor Eintreffen der Postsendung in der Deutschen Revue gelesen zu haben. Sein Interesse sei durch die Reaktionen in den Tageszeitungen geweckt worden. Er habe sich besonders an den „feinen

---

<sup>1</sup> Ebd.

<sup>2</sup> Ebd.; *Übersetzung*: „Ah! Die Heredität, was für eine schreckliche Sache!“

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 35 im Anhang (FAB 395).

<sup>4</sup> Siehe hierzu Dokument D 22 im Anhang (FAB 394).

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Siehe hierzu Dokument D 36 im Anhang (FAB 397).

<sup>7</sup> Siehe hierzu Dokument D 46 im Anhang (FAB 390).

psychologischen Auseinandersetzungen“<sup>1</sup> erfreut und ermuntert Binswanger mit den Worten: „Du brauchst Dich des Lärms, den sie verursacht, nicht zu schämen.“<sup>2</sup>

Conrad Ziegler gehörte unseren Recherchen nach zum engeren Freundeskreis Binswangers.<sup>3</sup> Weitere Einzelheiten zu seiner Person ergaben sich nicht. Wie er in seinem Brief erwähnt, kannte er auch Stauffer persönlich und schreibt an Binswanger, dass ihn die Studie erfreut und befriedigt habe. Er empfinde die Darstellung Stauffers in Binswangers Arbeit gründlich, fein und überzeugend.

Der Verfasser eines weiteren Briefes war ein Herr namens Stooss aus Bern, der ebenfalls eine Studie von Binswanger erhalten hatte. Aus dem Inhalt seines Briefes lässt sich ableiten, dass er ein Richter oder Anwalt gewesen sein muss, Nach unseren Recherchen in den Adressbüchern der Stadt Bern handelt es sich entweder um den Rechtsanwalt Alfred Stooss, Professor Dr. Karl Stooss oder Samuel Stooss, einen Oberrichter aus Bern. Verfasst wurde der Brief am 27. Januar 1894 in Bern.<sup>4</sup> In den einleitenden Zeilen seines Schreibens erwähnt der Autor bereits, dass Binswangers Darstellung ihm den Fall vollkommen aufgeklärt habe.

Die letzte Gruppe, bestehend aus neun Autoren, die durchweg Binswangers Arbeit loben, ohne dass weiter auf die Diagnose oder eine mögliche Ehrenrettung Stauffers eingegangen wird, besteht aus den folgenden Autoren: Georg Fischer, zur damaligen Zeit der ärztliche Leiter der Heilanstalt „Konstanzer Hof“ in Konstanz, war offensichtlich ebenfalls einer der Teilnehmer des Binswangerschen Vortrages im Herbst 1893 in Konstanz gewesen.<sup>5</sup> Auch er hatte von Binswanger einen Sonderdruck erhalten und dankt ihm daraufhin in seinem Brief vom 16. Januar 1894. Es habe ihn sehr gefreut, dass Binswanger sich entschlossen habe, die Studie zu publizieren.

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 46 im Anhang (FAB 390).

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 38 im Anhang (FAB 433).

<sup>4</sup> Siehe hierzu Dokument D 24 im Anhang (FAB 418).

<sup>5</sup> Siehe hierzu Dokument D 21 im Anhang (FAB 400).

Rudolf Ulrich Krönlein, ein Chirurg, der bis 1888 der Universität Zürich als Rektor vorgestanden hatte, sandte eine Visitenkarte mit handschriftlichen Bemerkungen.<sup>1</sup> Er bedankt sich für den Erhalt des Sonderdrucks, habe den Aufsatz auch schon mit Interesse in der Deutschen Revue gelesen und freue sich insbesondere über Binswangers Urteil über Otto Brahms Buch, da dieses vollkommen mit seinem eigenen übereinstimme.

Bernhard Oebeke, ehemaliger Leiter der privaten Heil- und Pflegeanstalt Endenich bei Bonn, dankt Binswanger in Form einer Postkarte für die Zusendung der Staufferschen Abhandlung.<sup>2</sup> Er habe sie mit lebhaftem Interesse gelesen.

Eduard Leibel aus Konstanz erwähnt in seinem Brief neben der Bemerkung, dass es ihn sehr gefreut habe, eine sachverständige Würdigung des Künstlers zu lesen: „[...] Im "Corriere della Sera", der Sie, nebenbei gesagt, als "celebre medico" bezeichnet, [...]“<sup>3</sup>. Nähere biographische Angaben über Leibel konnten nicht ermittelt werden. Er war auch einer der Personen, die einen Sonderdruck der Studie zugesandt bekommen hatten.

Ein unbekannter Mann, der seine Dankeskarte nach Erhalt der Studie lediglich mit „Z.“ unterzeichnete, erklärt, dass ihn die Studie in erwünschter Weise über Verschiedenes aufgeklärt habe.<sup>4</sup> Näher erläutert wird diese Aussage von ihm jedoch nicht.

Binswanger erhielt am 17. Januar 1894 einen Brief, der dem Inhalt nach offensichtlich von einer Frau geschrieben wurde. Am Briefende findet sich lediglich eine Monogrammunterschrift „B. M.“, die vermuten lässt, dass es sich hierbei um eine einstige Patientin und spätere Freundin Binswangers handelt.<sup>5</sup> Sie lobt die wissenschaftliche Arbeit Binswangers und bemerkt, dass sie über die Art und Weise, wie Binswanger in der Presse kritisiert wird, sehr betrübt sei.

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 25 im Anhang (FAB 411).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 29 im Anhang (FAB 417).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 11 im Anhang (FAB 412).

<sup>4</sup> Siehe hierzu Dokument D 27 im Anhang (FAB 432).

<sup>5</sup> Siehe hierzu Dokument D 8 im Anhang (FAB 414).

Ein weiterer zustimmender Brief erreichte Binswanger mit einer Monogrammunterschrift: „Cl. B.“.<sup>1</sup> Verfasst wurde der Brief am 18. Januar 1894 in Wien. Hierbei handelt es sich um eine Patientin Binswangers, die mehrere Aufenthalte im Bellevue verbrachte.

Franz Ast, ehemaliger Direktor der Staatsirrenanstalt Schussenried, erhielt ebenfalls ein Exemplar der Studie von Binswanger zugesandt.<sup>2</sup> Er gibt an, dass er die Lektüre sehr genossen habe und sie als eine Quelle unschätzbaren Belehrung bewerte.

Auch Eugen Bleuler, Psychiater und Direktor der kantonalen Irren- und Pflegeanstalt Rheinau dankt mit einer Visitenkarte für den Erhalt eines Exemplares der Studie.<sup>3</sup> Handschriftlich vermerkt er auf der Karte: „Besten Dank! Es war wirklich an der Zeit, dem Machwerk von Brahms einmal entgegenzutreten. Mit collegialen Grüßen“<sup>4</sup>

#### **5.3.3.4 Erwähnung Klingers in den Schreiben an Binswanger**

Von den 42 Autoren erwähnten 15 Max Klinger in ihren Briefen (36%). Vier davon sind der Meinung, Binswanger habe Klingers Verhalten zu streng beurteilt, während vier weitere Autoren Binswanger in seiner Beurteilung zustimmen oder versuchen, ihm in der Klinger-Affäre Mut zuzusprechen. Die restlichen sieben Autoren erwähnen Klinger, nehmen aber keine Stellung diesbezüglich. Sechs von ihnen sind zu den Befürwortern der Studie zu zählen, der siebte Autor war ein Interessent, der die Klinger-Affäre zum Anlaß nahm, sich bei Binswanger nach der Publikation zu erkundigen.

Zu den vier Kritikern gehört allen voran Berlepsch, dessen Kritik an Binswangers gesamtem Werk schon unter Kapitel 5.3.3.2 dargestellt wurde. Bei den restlichen drei Autoren, die Binswangers Aburteilung Klingers als zu harsch erachten, handelt es sich um Personen, die die Studie ansonsten sehr positiv bewerten.

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 9 im Anhang (FAB 375).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 31 im Anhang (FAB 370).

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 42 im Anhang (FAB 389).

<sup>4</sup> Ebd.

Zum einen ist dies der schweizer Dichter, Schriftsteller und Publizist Joseph Viktor Widmann, der bei der Berner Zeitung der „Bund“ als Redakteur tätig war, sowie ein Herr namens Ziegler-Brunner. Wahrscheinlich war er ein schweizer Pfarrer, dem Inhalt seines Schreibens nach ein Zuhörer bei Binswangers Vortrag im Herbst 1893 in Konstanz.

Widmann schreibt in der Stauffer-Angelgenheit zwei Mal an Binswanger.<sup>1</sup> In seinem zweiten Brief vom 20. Januar 1894 beanstandet er:

„[...] Nun sagen Sie freilich- und haben es in Ihrer Schrift bewiesen: St. war geisteskrank u. also für seine Thaten u. Worte nicht mehr verantwortlich. Nur scheint es Ihrerseits ein Irrthum d.h. eine Überspitzung dessen, was man Laien hinsichtlich Unterscheidung von extravaganten Künstlerliederlichkeiten und Irrsinn zutrauen kann, wenn Sie verlangen, daß damals schon alle Leute hätten einsehen sollen, ein Irrsinniger stehe vor ihnen. In dieser Beziehung, fürchte ich, haben Sie auch Klinger Unrecht gethan. Was Ihre Berufspflicht ist, braucht nicht in der Urteilsfähigkeit jedes Künstlers oder Litteraten vorhanden zu sein: die Diagnose auf Irrsinn.

Sehr gefallen aber hat mir in Ihrer Schrift die Darstellung der induzierten Psychose Lydias u. Stauffers, ferner die feste entschiedene Abweisung des von Brahm supponierten Liebesromans. [...]“<sup>2</sup>

Widmann erläutert in seinen Briefen, dass er Stauffer persönlich gekannt habe und dieser ihn nach seiner Rückkehr aus Florenz in Widmanns Haus besucht hatte. Dort habe Stauffer dann durch ihn erfahren, dass Lydia Welte-Escher die Beziehung zu ihm abgebrochen habe.

Ziegler-Brunner bemerkt in seinem Brief in abgemilderter Form, dass Stauffers psychischer Zustand für dessen Zeitgenossen, also auch für Klinger, nicht einfach zu beurteilen gewesen sein muss.

„[...] Speziell nun, wer aus eigener Erfahrung weiß, was Geisteskrankheit ist, fühlt sich doppelt zu Dank verpflichtet, Leute zu finden, die die pathologischen Erscheinungen verstehen u. auch das Schlimmste, was

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 2 (FAB 430) und D 15 (FAB 431) im Anhang.

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 15 im Anhang (FAB 431).



da begegnen mag, von dem eigentlichen Menschen zu trennen wissen. -  
Andrerseits nun, abgesehen von der Brochure, boten die Purzelbäume  
der Leiden, einmal in der unverhülltesten Weise dem Publicum bekannt  
gemacht, diesem etwas starken Tabak zum Verstehen, [...]"<sup>1</sup>

Im übrigen Text lobt er Binswangers Studie und gibt zu verstehen, dass er den  
Überlegungen Binswangers zur Diagnose Stauffers vollkommen zustimmt und  
diese positiv bewertet. So schreibt er:

„[...] Was nun die Sache selbst betrifft, so hast du Dir viele u. meiner  
Ansicht nach durchaus erfolgreiche Mühe gegeben, den  
Entwicklungsgang der Krankheit in helles Licht zu setzen u. den ohnehin  
tief zu bedauernden Mann als Mensch u. Künstler zu rehabilitieren, [...]"<sup>2</sup>

Der vierte Brief stammt von einer einstigen Patientin Binswangers mit den  
Initialien „Cl. B.“.<sup>3</sup> Sie bemerkt, dass Binswanger ein etwas zu scharfes Urteil  
über Klinger gesprochen habe, welches allerdings durchaus sachlich korrekt  
sei. Sie ermutigt Binswanger, die „Klinger-Affäre“ nicht zu ernst zu nehmen, da  
diese es nicht wert sei.

Zu den vier Autoren, die sich der Kritik Binswangers an Klingers Verhalten  
anschließen, gehören der Psychiater Bernhard Oebeke<sup>4</sup>, der meint, in Klinger  
anhand dessen, was er in der Studie erfahren habe, einen jähzornigen und  
wenig überlegten Mann zu erkennen, sowie Binswangers Fachkollege  
Georg Fischer, der sogar schreibt, dass er Klinger für „halb verrückt“<sup>5</sup> erachte.  
Von einer eigentlichen Kritikerin seiner Arbeit, bei der es sich um die in Kapitel  
5.3.3.2 erwähnte Korrespondentin, eine mit Binswanger sehr vertraute Frau  
handelt, erhält er Zustimmung, was sein Urteil über Klingers Verhalten  
gegenüber Stauffer betrifft. Die Autorin bestätigt, dass ihrer Meinung nach  
Klinger am Untergang seines Freundes Stauffer mitschuldig sei. Die

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 23 im Anhang (FAB 434).

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Siehe hierzu Dokument D 9 im Anhang (FAB 375).

<sup>4</sup> Siehe hierzu Dokument D 29 im Anhang (FAB 417).

<sup>5</sup> Siehe hierzu Dokument D 21 im Anhang (FAB 400).

Erkrankung als solche zu erkennen, erscheint ihr für einen Laien allerdings nicht ganz einfach:

„[...] Ein dritter Punkt: ist eben Ihre Verurtheilung Klingers! In der Sache selbst haben Sie so vollkommen recht. Er ist unbedingt schuld an dem so elenden Zugrundegehen Stauffers; jedoch Sie sagen später selbst daß für den Laien meist erst der Tobende - geisteskrank erscheint! Es hätte darum vielleicht jeder Andere, der von ähnlichen Zuständen keine Ahnung hat, ebenso geurtheilt wie er. Trotzdem ist es eine Dummheit sonder Gleichen von einem Menschen der, wenn auch nur durch Fahrlässigkeit, meinetwegen aus Unwissenheit, aber immerhin doch, solche moralische Schuld, auf sich geladen, he[t]zt selbst durch sein Gehaben alle Welt auf sich u. seine "schöne That" aufmerksam zu machen! - Wem so etwas passiert ist, der hat allen Grund sich hübsch still zu verhalten - daß Welti anfangs Stauffers Zustand richtiger beurtheilen konnte, lag vielleicht darin, daß er durch seine schwer nervöse Frau, und vielleicht in Bezug auf sie, häufigeren Verkehr mit Ärzten, schon eher einen Einblick in psychiatrisches Gebiet, hatte. [...]"<sup>1</sup>

Von einer weiteren ehemaligen Patientin, „B. M.“<sup>2</sup>, erhält Binswanger Zuspruch in Bezug auf die Klinger-Affäre. Sie rät ihm, den Disput nicht weiter in der Öffentlichkeit auszutragen:

„[...] Doch nur nicht durch die Presse erwidern - ich meine, das ist in ein Wespennest gestochen. Das Ungeziefer ist ja so beutegierig. Sie stürzen sich auf sie los, u. unbeschädigt kommen sie nicht davon. [...]"<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 47 im Anhang (FAB 353).

<sup>2</sup> Siehe hierzu Dokument D 8 im Anhang (FAB 414).

<sup>3</sup> Ebd.

## 6 Ergebnisse und Diskussion

Die in der Einleitung gestellten Fragen lassen sich folgendermaßen beantworten:

1. Zu der Frage, was Ausgangspunkt für Binswangers Überlegungen zum Verfassen der Pathographie über Karl Stauffer-Bern war, lässt sich nach unseren Untersuchungen sagen, dass nach Binswangers Auffassung der Künstler in dessen letzten Lebensjahren von der Öffentlichkeit zu Unrecht als kriminell verurteilt worden war. Da es aus Binswangers Sicht nach der Lektüre von Stauffers Briefen in Otto Brahms Buch evident geworden war, dass Stauffer an einer psychiatrischen Erkrankung litt, war es sein Wunsch, anhand der Lebensgeschichte des Künstlers eine psychiatrische Diagnose darzulegen und so zu einer Ehrenrettung des Künstlers beizutragen.

Unmittelbaren Anlass zum Verfassen einer derartigen Arbeit gab ein Zeitungsartikel von Anton Bettelheim, dem Feuilletonredakteur der Münchner Allgemeinen Zeitung aus dem Jahr 1892, der unter dem Titel „Bekenntnisse von Stauffer-Bern“ unter anderem Bezug nimmt auf eine mögliche psychiatrische Grunderkrankung des Künstlers. In dem Artikel fordert der Autor, dass das entscheidende Wort zur Beurteilung des Künstlers einem Psychiater zustehe.<sup>1</sup> Binswanger hat sich, wie er in einem Brief an die Redaktion der „Deutschen Rundschau“ schreibt, als klinisch tätiger Psychiater aus diesem Grunde mit der Problematik der für ihn offensichtlichen geistigen Erkrankung Stauffers beschäftigt.

Binswangers Widerspruch war auch durch einen Artikel in der Schweizerischen Rundschau hervorgerufen worden. Der schweizer Zeitschriftenverleger Vetter schrieb 1892 eine Rezension über das Brahmsche Buch und stellt darin sowohl

---

<sup>1</sup> FAB 354 Münchner Allgemeine Zeitung, Beilage –Nummer 283, 03. Dezember 1892: „[...] Stauffer-Bern [ist] eine traurige Erscheinung, über die allerdings das entscheidende Wort dem Psychiater zusteht; denn „der Vater [gemeint ist der Vater Stauffers] in guten Stunden von heiterer Gemüthsart, war bald nach der Uebersiedlung in die Pfarrstelle zu Neueneck an der Sense im Jahre 1860 dem Tiefsinn verfallen und musste in eine Heilanstalt verbracht werden.[...]“ Autor: Anton Bettelheim (1851-1930), Literaturhistoriker und Journalist; vgl. hierzu Dokument K 1 im Anhang.

Brahms Werk als auch Stauffer als Künstlerfigur insgesamt negativ dar. Binswanger verweist in seiner Studie in einer Fußnote explizit auf diesen Artikel. So ist anzunehmen, dass Binswanger auch diesen Artikel zum Anlass nahm, sich näher mit dem Thema zu befassen.

Binswanger gibt als Quellenmaterial für seine pathographische Arbeit lediglich das Buch von Otto Brahm an. Dass ihm aber auch anderweitiges Informationsmaterial vorlag, welches er offensichtlich nicht der Öffentlichkeit preisgeben wollte, erwähnt Binswanger in seinem Brief an Max Klinger vom 17. Januar 1894.<sup>1</sup> Zweifellos handelt es sich dabei um Friedrich Emil Weltis persönliche Darstellung der damaligen Geschehnisse mit den Tagebuchauszügen Stauffers (vgl. Kap. 11.2.4). Das Schriftstück trägt das Datum des 14.2.1890. Wann und wie Binswanger in seinen Besitz kam, ist vollkommen unklar.

Binswanger arbeitete seit dem Januar 1893 an seinem Vortrag. Am 14.1. schrieb er an seinen Bruder:

„Lieber Otto! Es brennt mir auf der Seele, daß ich dir noch nicht geantwortet. Allein ich bin zur Zeit mit meiner psychiatrischen Studie über Stauffer für den Gscheidle'sclub beschäftigt, welche druckbogenstark wird. Es war wieder eine Überschätzung meiner Kräfte, daß ich während resp. neben meiner Berufsarbeit dieses schreibe. Literarisch arbeiten kann ich einmal hier nicht ohne mich geradezu zu erschöpfen. - Also habe Geduld mit mir. Ich schreibe dir gegen Ende des Monats nebst allen finanziellen Daten pro 92.“<sup>2</sup>

Worum es sich bei dem erwähnten Club handelte, ist nicht bekannt, vermutlich um ein eher privates Treffen interessierter Gebildeter. Binswanger erwähnt bereits 1891 in einem Brief an seinen Bruder, dass sein ärztlicher Mitarbeiter und Schwager Hermann Smidt einen solchen Zirkel ins Leben gerufen hatte.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Siehe hierzu Dokument D 5.

<sup>2</sup> Binswanger-Archiv, UAT 443/181, Nr. 50.

<sup>3</sup> Binswanger-Archiv, UAT 443/181, Nr. 37.

Nachdem Binswanger seine Stauffer-Studie vor diesem Publikum 1893 vorgetragen hatte, wurde er von ihnen aufgefordert, die Studie als schriftliche Abhandlung zu publizieren.

2. In seiner pathographischen Arbeit will Binswanger anhand der verfügbaren biographischen Daten sowie der Briefe des Künstlers ein Bild der Persönlichkeit Stauffers, dem seiner Erkrankung und ihrer Progression darstellen. Kernpunkt seiner These ist, dass Stauffer psychische und somatische Symptome einer akuten Psychose aufwies. Binswanger fielen hierzu Merkmale auf, die er mit Begriffen wie nervöser Unstetheit, interkurrierenden körperlichen Erschöpfungszuständen und Depressionen bei hereditärer Behaftung, Mangel an geistiger Führung, zügellosem Leben, Induktion durch Lydia Welti-Escher sowie wahnhafter Gedanken beschreibt.<sup>1</sup> Aufgrund häufiger Remissionen sei die Krankheit von Stauffers näherem Umfeld nicht erkannt worden, so Binswanger.

Binswangers These fußt vor allem auf Informationen aus Stauffers Kindheit, und anhand des sich im Laufe der Jahre ab ca. 1887/88 ändernden Briefstils meint Binswanger die immer weiter fortschreitende Krankheit erkennen zu können. Den abrupten Wechsel zwischen den verschiedenen Ausdrucksmitteln für seine Kunst interpretiert Binswanger ebenfalls als Hinweis für eine geistige Erkrankung. Zwar habe Stauffer durchaus Talent in jedem dieser Bereiche bewiesen, und Binswanger wollte nicht aus dem häufigen Genrewechsel allein etwas Krankhaftes erkennen, wohl aber aus der Motivation, die Stauffer zu diesen Entschlüssen kommen ließ. Es erscheint Binswanger als eine „anormale psychische Impulsion“<sup>2</sup>, wenn er seine Defizite in der Handhabung der Materialien nicht als Ansporn zu weiterem Lernen, sondern zur Flucht in eine andere Materie nutzt. Er gehe „von der Impotenz zur Omnipotenz“<sup>3</sup> über. Die Briefe aus dem Jahr 1887 beweisen für Binswanger in ausreichendem Maße, dass Stauffer „die Grenze des normalen sanguinischen Temperamentes schon

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu Dokument D 41 im Anhang.

<sup>2</sup> Binswanger (1894).

<sup>3</sup> Ebd.

längst überschritten“<sup>1</sup> und sich daher in einen Prozeß der Selbstzerstörung begeben habe.

Die Beziehung zwischen Stauffer und Frau Lydia Welti-Escher sieht Binswanger nicht, wie Otto Brahm oder Joseph Jung, als eine Liebesaffäre, sondern vielmehr als eine „unheilvolle Wahlverwandtschaft“ mit einer tiefen Verehrung zu seiner Mäzenin. Da Lydia Welti-Escher, wie Binswanger anhand von Briefstellen belegt sieht, ebenfalls psychisch erkrankt war und neben Schlaflosigkeit an Nervosität litt, sei es aufgrund der engen emotionalen Verbindung zwischen diesen beiden Personen zu einer gegenseitigen Verstärkung der Krankheitszustände gekommen, die Binswanger eine „induzierte Psychose“ nennt.

Er meint, den Übergang in den Zustand einer „akuten Psychose“ an einem genauen Zeitpunkt festmachen zu können. Am 4. November 1889, dem Tag, an dem der Ehemann Lydia Welti-Eschers Italien verließ und Stauffer begann, sein Tagebuch zu schreiben, folgten die laut Binswanger typischen Aktionen eines Geisteskranken verbunden mit Inkohärenz der Ideen, Auflösung normaler Ideenassoziationen und Größenwahn.

3. Bei einer solch detaillierten Darstellung einer sich über viele Jahre entwickelnden Psychose ergibt sich die Frage, weshalb Binswanger seine Studie nicht in einem medizinischen Blatt, sondern in der „Deutschen Revue“ veröffentlichte, einer allgemeinen Zeitschrift, die vor allem vom Wirtschafts- und Bildungsbürgertum gelesen wurde. Eine Antwort auf diese Frage ergab sich erst nach Einsicht und Transkription der Briefe in den Kopierbüchern Robert Binswangers.<sup>2</sup> Hier wird deutlich, dass Binswanger eine Diskussion des „Falles“ Stauffer-Bern nicht nur mit Fachkollegen, sondern ganz bewusst auch mit anderen gebildeten Personenkreisen führen wollte. Sie sei für das allgemein gebildete Publikum berechnet, so Binswanger in einem seiner Briefe.<sup>3</sup> Allerdings: nachdem seine Studie in der Tagespresse Widerhall und

---

<sup>1</sup> Binswanger (1894).

<sup>2</sup> Dokumente K 1 bis K 9 im Anhang.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu K 1 im Anhang.

Widerspruch gefunden hatte, betonte Binswanger, für das „große Publikum“ sei sie nie bestimmt gewesen.<sup>1</sup>

Es mag sein, daß der Gedanke bei Binswanger eine Rolle gespielt hat, eine solche Publikation in einem Journal für das gebildete allgemeine Publikum könnte einen gewissen Werbeeffect für seine Kuranstalt haben und dass eine Auseinandersetzung mit diesem Thema dazu führen könnte, dass psychisch Kranke in der Öffentlichkeit weniger stigmatisiert würden. Die Briefe, die er in jener Zeit an seinen Bruder Otto schrieb, zeigen jedenfalls, daß er durchaus das Gefühl hatte, sich und sein Haus weiteren Kreisen, insbesondere zahlungsfähigen "Nervenkranken", bekanntmachen zu müssen.<sup>2</sup>

4. Eine wissenschaftliche Abhandlung in Form einer Pathographie zu verfassen war am Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht sehr verbreitet. Daher stellten wir eingangs die Frage, ob es Vorläufer für pathographische Schriften gab und ob Binswanger als Pionier der Pathographie anzusehen sei. Das Genre war am Ende des 19. Jahrhunderts zwar nicht völlig neu. Nach Vorläufern fand es durch Möbius seinen ersten wirklichen Protagonisten. Die Blütezeit der Pathographie allerdings sollte erst noch kommen: Bis 1928 wurden von Lange-Eichbaum über 800 Pathographien zusammengetragen.<sup>3</sup> Binswangers Studie war aber immerhin eine der ersten, die einer Künstlerpersönlichkeit gewidmet war. Insofern kann man sie durchaus zu den Pionierstudien der Gattung zählen.

5. Anhand der von Binswanger archivierten Korrespondenz konnte die Rezeption seiner Studie näher untersucht werden. Hierfür wurden die Schriftstücke katalogisiert, die handschriftlichen Briefe transkribiert, die Autoren der Zuschriften soweit möglich identifiziert und ihre Beziehung zu Binswanger eruiert. Ihre Reaktionen auf Binswangers Studie wurden anhand der Briefe analysiert. Zudem wurde untersucht, ob das vorliegende Material ausreicht, das gesamte Spektrum der Rezeption der Studie auszuleuchten und zu

---

<sup>1</sup> Vgl. hierzu K 5 und D 4 im Anhang.

<sup>2</sup> Binswanger-Archiv, UAT 443/181, Nr. 40, Nr. 53.

<sup>3</sup> Siehe hierzu Gockel (2010).

rekonstruieren, inwieweit die Resonanz auf Binswangers Studie seinen Erwartungen entsprach.

Binswanger hat Sonderdrucke seiner Studie an zahlreiche Freunde, Bekannte, Kollegen und (ehemalige) Patienten versandt. Bei den Zuschriften handelt es sich zumeist um Reaktionen auf diese Zusendung. Manche Briefpartner hatten die Studie bereits in der Deutschen Revue gelesen.

Das Spektrum reicht von einer bloßen dankenden Bestätigung bis zu umfänglichen Auseinandersetzungen mit Binswangers Thesen. Die meisten Zuschriften nahmen Binswangers Versuch positiv auf. Ausgesprochen kritisch äußerten sich nur wenige.

Zu Binswangers Leidwesen war die Diskussion seiner Arbeit durch die heftige öffentlich ausgetragene Auseinandersetzung mit Max Klinger geprägt, die durch eine Nebenbemerkung ausgelöst worden war. Binswanger geriet durch Indiskretionen, aber auch durch ungeschicktes eigenes Agieren in den Ruf, den bekannten Künstlerfreund Stauffers diskreditiert und verleumdet zu haben.

Man erkennt anhand dieser Dokumente, wie enttäuscht Binswanger über die öffentliche Resonanz war, die seine Studie hervorgerufen hatte. Daraus lässt sich ableiten, dass Binswanger sich gerade durch den öffentlich ausgetragenen Disput im Anschluß an die Veröffentlichung der Studie dazu entschloß, diese an einen Kreis ihm beruflich wichtiger oder persönlich nahestender Personen zu versenden, um sich dort Rückhalt zu verschaffen.

In der analysierten Korrespondenz lässt sich feststellen, dass in den persönlichen Briefen an Binswanger die Klinger-Problematik von Vielen aufgegriffen wird. Von 15 der 42 Autoren wird Klinger erwähnt oder Bezug auf den daraus erwachten Streit genommen. Elf der Autoren stimmen ihm bei oder verhalten sich neutral, nur vier von ihnen sind der Meinung, Binswanger habe Klingers Verhalten zu streng beurteilt. Das zeigt, wie sehr dieser Teil der Studie zum „Brennpunkt“ des öffentlichen Interesses wurde, Binswanger aber dennoch von vielen Personen Unterstützung in dieser Sache erfuhr.

Bei der Betrachtung der gesamten Korrespondenz kann man sagen, dass Binswanger nicht nur in der Klinger-Affäre, sondern insgesamt eine große



Anerkennung seiner Leistung von dem überwiegenden Teil der Verfasser der archivierten Briefe erfuhr.

Die verfügbaren Quellen stellen allerdings kein umfassendes Spektrum der Rezeption der Studie dar. Insbesondere bleibt unklar, wie sie von den Betroffenen, etwa der Familie Welti, aufgenommen wurde. Weiterhin ist anzumerken, dass sich im Archiv auch keine Korrespondenz befindet, aus der sich erkennen ließe, dass Binswanger sich im Vorfeld seiner Studie um Kontakt mit den Beteiligten bemüht hätte, um weitere Informationen aus erster Hand zu erhalten. So existiert keine Korrespondenz mit Max Klinger vor Erscheinen der Studie. Der gesamte vorhandene Briefwechsel mit diesem stammt aus der Zeit nach Veröffentlichung der Studie. Auffällig ist auch, dass Korrespondenz mit Friedrich Emil Welti gänzlich fehlt. Dies verwundert vor allem, da wir im Archivmaterial eine offensichtlich eigenhändige Abschrift Friedrich Emil Weltis vom Tagebuch Stauffers mit einem persönlich verfassten Erfahrungsbericht Weltis im Anhang fanden. Dabei stellt sich die Frage, wie Binswanger zu diesem Dokument gelangte und in welchem Verhältnis er zu Welti stand. In keinem der Briefe oder Dokumentationen Binswangers konnten hierzu nähere Angaben gefunden werden. Auch die Werke von Joseph Jung sind in dieser Hinsicht nicht weiterführend. Sie enthalten keine Angaben über direkte Kontakte zwischen den beiden Männern. Aus dem geschichtlichen Kontext heraus ist jedoch zu vermuten, dass Binswanger von Welti kontaktiert wurde, um dessen Plan, Stauffer für verrückt zu erklären, weiterzuführen. Welti hatte Ende 1889, wie bei Jung<sup>1</sup> nachzulesen ist, versucht, mehrere namhafte Psychiater für seine Idee zu instrumentalisieren, so zum Beispiel Edmund Schaufelbühl, den Direktor der Irrenanstalt Königsfelden. Dieser reiste laut der Aussagen in Jungs Buch um die Weihnachtszeit 1889 auf Weltis Wunsch hin nach Rom, um sich in einem persönlichen Gespräch vom Gesundheitszustand Lydia Welti-Eschers zu überzeugen. Er habe sich hierbei auch zum Gesundheitszustand Stauffers geäußert. Dass er Stauffer in dieser Zeit gesehen oder untersucht hat, ist nicht anzunehmen. Wie Jung erwähnt, habe er sich, genau wie Paolo Fiordispini, der Direktor der römischen Irrenanstalt, welcher für die Einweisung Lydia Welti-

---

<sup>1</sup> Jung (2009), S. 26-27.

Eschers in das römische Irrenhaus verantwortlich war, anhand des Staufferschen Tagebuches dazu durchgerungen, Stauffer für geisteskrank zu erklären.<sup>1</sup> Als Stauffer am 6. Januar 1890 provisorisch und gegen Hinterlegung einer Kaution aus der Haft entlassen wurde, kontaktierte Welti über Stauffers Bruder Eduard den bekannten Psychiater und Leiter der Heilanstalt „Waldau“ in Bern, Wilhelm von Speyr. Dieser schlug Weltis Anliegen jedoch aus und war nicht bereit, einen ihm unbekanntem Patienten anhand schriftlicher Dokumente psychiatrisch zu beurteilen. Möglicherweise wurde auch Robert Binswanger in diesem Zusammenhang von Emil Welti oder dessen Beauftragten kontaktiert und gelangte so in den Besitz der Abschrift des Tagebuches. Da die für eine Klärung notwendigen schriftlichen Dokumente nicht zu erbringen sind, bleibt diese Überlegung bis zuletzt rein hypothetischer Natur.

6. Die abschließende Fragestellung für die vorliegende Dissertation ist, den „Fall“ Stauffer-Bern anhand des inzwischen vorliegenden, weit über Binswangers Kenntnisse hinausreichenden Quellenmaterials neu zu bewerten. Binswanger nimmt beispielsweise an keiner Stelle Bezug auf das psychiatrische Gutachten Lydia Welti-Eschers, welches im Jahr 1890 von zwei Gerichtsmedizinern während ihres Aufenthalts im römischen Irrenhaus auf Verlangen des Untersuchungsrichters angefertigt wurde<sup>2</sup> und das bei Jung<sup>3</sup> erstmals publiziert werden konnte. Es ist anzunehmen, dass Binswanger das Gutachten nicht kannte oder er keinen Zugang dazu hatte. Die darin dargestellten Fakten über die Entwicklungen und Vorgänge in Italien hätten Binswangers Studie möglicherweise auch im Hinblick auf die Bewertung Stauffers beeinflussen können. Lydia Welti-Escher nimmt an vielen Stellen Bezug auf ihr Verhältnis zu Stauffer-Bern und stellt ihr Liebesverhältnis zu ihm offen dar. Binswanger legte dagegen großen Wert darauf, dass aufgrund der ihm vorliegenden Briefe Stauffers ein intimes, erotisches Verhältnis der beiden

---

<sup>1</sup> Jung (2009), S. 26-27.

<sup>2</sup> Jung (2009); psychiatrisches Gutachten S. 284-348.  
Gerichtsmediziner: Nicola De Pedys; Rinaldo Roseo.  
Untersuchungsrichter vom Zivil- und Strafgericht Rom: Pietro Ruggiero.

<sup>3</sup> Ebd.

sehr vertrauten Personen nicht nachzuweisen und auch nicht anzunehmen sei. Er verurteilt Otto Brahm aufgrund dessen aufs Schärfste und wirft ihm vor, in seinem Buch einen Liebesroman aufgebaut zu haben.

Binswangers Sohn Ludwig d. J. hielt die Abhandlung für die bedeutendste Schrift seines Vaters.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Gockel (2010).

## 7 Zusammenfassung

Das Archiv der Universität Tübingen erhielt 1986 den umfangreichen Archivbestand der Binswangerschen Heilanstalt Bellevue, einer privaten psychiatrischen Klinik aus Kreuzlingen. Diese Klinik war bis 1980 über vier Generationen von der Familie Binswanger geführt worden. Der Gesamtbestand des Archivs besteht aus einer umfangreichen Dokumentation von Kranken- und Verwaltungsakten, einem Nachlass Ludwig Binswanger d. Ä. und einem Familienarchiv der Familie Binswanger. Dieser Archivbestand wurde im Rahmen eines umfassenden Forschungsprojekts vom Institut für Ethik und Geschichte der Medizin der Universität Tübingen erschlossen und ausgewertet. Hierzu entstanden zahlreiche Dissertationen.

Robert Binswanger (1850-1910) war von 1880 bis zu seinem Tod im Jahr 1910 Leiter der Anstalt. Während seiner klinischen Tätigkeit veröffentlichte er zwei bedeutende Arbeiten. Die eine Publikation behandelt Binswangers Beitrag zur schweizer Irrengesetzgebung. Dieses Thema wurde in der Dissertation von Julia Würthner dargestellt.

Die andere Arbeit Robert Binswangers war eine pathographische Studie über den schweizer Künstler Karl Stauffer-Bern, welche er 1894 in der „Deutschen Revue“, einem von einem breiten gebildeten Publikum gelesenen Blatt, publizierte.

Die hier vorliegende Dissertation ordnet Binswangers Studie in ihren zeitlichen Kontext ein. Sie widmet sich der Entstehung, dem Inhalt und der Rezeptionsgeschichte dieser Studie Binswangers und beinhaltet die Aufarbeitung und Auswertung der Korrespondenz, die sich im Familienarchiv der Familie Binswanger dazu fand.

Hierzu wurde das gesamte bislang unveröffentlichte Material zunächst transkribiert, um es im Anschluss näher zu analysieren. In dem Archiv fanden sich 44 Briefe, Post- und Visitenkarten an Robert Binswanger und 15 von Binswanger selbst verfasste Schriftstücke. Des Weiteren wurden von Binswanger mehr als 20 dazu gehörige Zeitungsartikel aus zehn verschiedenen deutschen und schweizer Tageszeitungen archiviert. Binswanger hatte

Sonderdrucke der Studie anfertigen lassen, die er an ausgewählte Personen verschickte, einen Kreis von Medizinern, Juristen, Künstlern und Freunden, von denen Binswanger überwiegend eine anerkennende, positive Würdigung seiner Arbeit erhielt.

Da sich auch die schweizerische und deutsche Presse für die Arbeit interessierte, findet sich auch eine umfangreiche Korrespondenz mit Redaktionen verschiedener Zeitungsblätter, wie zum Beispiel der Thurgauer Zeitung, der Münchner Allgemeinen Zeitung oder dem Berliner Tagblatt. Eine besondere Rolle spielte in der öffentlichen Auseinandersetzung, daß der Maler Max Klinger, der sich von Binswanger beleidigt fühlte, sich zur Wehr setzte und in einer Berliner Zeitungsredaktion handgreiflich wurde. Anhand der in der vorliegenden Arbeit analysierten Korrespondenz erfährt man erstmalig, wie sehr Binswanger über das Ausmaß dieser „Klinger-Affäre“ betrübt war, da so die eigentlichen Absichten, die ihn zur Veröffentlichung der Studie gebracht hatten, aus dem Blickpunkt der Öffentlichkeit gerieten. Es war nämlich Binswangers besonderes Anliegen, den Künstler Stauffer-Bern, der von der Öffentlichkeit in seinen Augen als kriminell diffamiert wurde, als psychisch Kranken darzustellen und damit zu rehabilitieren.

Es mag eine Rolle gespielt haben, dass Robert Binswanger durch die Veröffentlichung der Studie in der Deutschen Revue seine eigene Person als klinisch tätiger Psychiater und die in seiner Klinik vorhandene Fachkompetenz einem ausgewählten Publikum innerhalb des Wirtschafts- und Bildungsbürgertums näher bekannt machen und für das Ansehen der Psychiatrie in der Öffentlichkeit eine Lanze brechen wollte. Binswanger ist damit zu einem Wegbereiter der Pathographie als Genre geworden.

## 8 Abkürzungsverzeichnis

FAB	Familienarchiv Binswanger
KG	Krankengeschichte
UAT	Universitätsarchiv Tübingen
SMB	Staatliche Museen zu Berlin
ADK	Akademie der Künste

## 9 Quellenverzeichnis

### 9.1 Archive

[ADK Berlin]:

Historisches Archiv der Akademie der Künste, Berlin.

[SMB-ZA]:

Staatliche Museen zu Berlin, Zentralarchiv.

Dokumentenmappe; darin enthalten: 1. Fotos; 2. Drucke; 3. Zeitungsartikel.

Mappe: „Karl Stauffer-Bern“.

Mappe: NL Bode 5267.

Mappe: 1394, Blatt 001-002: „Stauffer-Bern, Karl“ 1887, Autographensammlung.

Mappe: I/NG 1968.

Personalnachrichten für das Archiv der Akademie der Künste zu Berlin.

[UAT]:

Universitätsarchiv Tübingen

Binswanger-Archiv

Benutzte Bestände:

UAT 441: Krankenakten.

UAT 442/48-51: Kopierbücher, Band 1-4.

UAT 443/181: Briefe Robert Binswanger an Otto Binswanger, 1880-1906.

FAB: Familienarchiv Binswanger

## 9.2 Quellenverzeichnis

*Zeitschriftenabkürzungen nach: Periodica Medica. Titelabkürzungen medizinischer Zeitschriften. 4. Aufl. Hrsg.v. Walther Artelt, Edith Heischkel, Carl Wehmer. Stuttgart 1952.*

[ADB] (1893):

Allgemeine Deutsche Biographie. Hrsg. durch die historische Kommission der Königl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 35. Leipzig 1893.

Akavia u. Hirschmüller (2007):

Ellen West: Gedichte, Prosa, Tagebücher, Krankengeschichte. Hrsg.v. Naamah Akavia und Albrecht Hirschmüller. Kröning 2007.

Bader (1932):

Bader, Alfred: Künstler-Tragik. Karl Stauffer-Bern, Vincent van Gogh. Basel 1932.

[Biogr. Encyklopädie (2002)]:

Biographische Encyklopädie deutschsprachiger Mediziner. Hrsg.v. Dietrich von Engelhardt, Bd. 1. München 2002.

[Biogr. Lexikon d. Schweizer Kunst (1998)]:

Biografisches Lexikon der Schweizer Kunst. Hrsg. v. Schweizerischen Institut f. Kunstwissenschaft, Bd. L – Z, S. 997 – 998. Zürich, Lausanne 1998.

Bilharz (1909):

Bilharz, Alfons: Pathographie und kritisches Denken. In: Psychiatr.-neurolog. Wschr., 10. Jg., Nr. 47. Halle a. S. 1909.

Binswanger (1875):

Binswanger, Robert: Über die Entstehung der in der Kindheit erworbenen halbseitigen Gehirnatrophie. Diss. med. Basel. 1875.

Binswanger (1894):

Binswanger, Robert – Kreuzlingen: Karl Stauffer-Bern. Eine psychiatrische Studie. In: Deutsche Revue über das gesamte nationale



Leben der Gegenwart. Hrsg. v. Richard Fleischer. 19. Jg. (1894), Bd. 1, S. 109-125. [Online: <http://digital.slub-dresden.de/ppn30171816Z>]

Birnbaum (1924):

Birnbaum, Karl: Moderne Gesichtspunkte in der Psychopathologie. In: Zschr. ärztl. Fortbild., Jg. 21, Nr. 3, S. 76 - 81.

Birnbaum (1932):

Birnbaum, Karl: Methodologische Prinzipien der Pathographie. In: Zschr. Neurol., Bd. 143, S. 69 - 83.

[BLÄ (1901)]:

Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte des 19. Jahrhunderts. Mit einer historischen Einleitung. Hrsg. v. Prof. Dr. J. Pagel. Berlin, Wien 1901.

[BLÄ (1929)]:

Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Hrsg. v. Dr. August Hirsch, 2. Aufl., Bd. 1. Berlin, Wien 1929.

[BLÄ (1930)]:

Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Hrsg. v. Dr. August Hirsch, 2. Aufl., Bd. 2. Berlin, Wien 1930.

[BLÄ (1931)]:

Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Hrsg. v. Dr. August Hirsch, 2. Aufl., Bd. 3. Berlin, Wien 1931.

[BLÄ (1933)]:

Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte der letzten fünfzig Jahre. Zugleich Fortsetzung des Biographischen Lexikons der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Hrsg. v. Dr. I. Fischer, Bd. 2, Berlin, Wien 1933.

[BLÄ (1929-1935)]:

Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. Hrsg. v. Dr. August Hirsch, 2. Aufl., Bd. 1-5 und Ergänzungsband. Berlin, Wien 1929-35. [Unveränderter Nachdruck: München, Berlin: Urban & Schwarzenberg 1962).

[BLÄ (2002)]:

Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte der letzten fünfzig

Jahre. Nachträge und Ergänzungen. Hrsg. v. Peter Voswinckel, Bd. 3, Hildesheim, Zürich, New York 2002.

Bode (1891):

Bode, Wilhelm: Berliner Malerradierer. Max Klinger, Moritz Geyger, Karl Stauffer-Bern. 2. verm. Aufl. Wien 1891.

Bormuth, Podoll u. Spitzer (2007):

Kunst und Krankheit. Studien zur Pathographie. Hrsg. v. Mathias Bormuth, Klaus Podoll und Carsten Spitzer. Göttingen 2007.

Bourquin u. Bourquin (1999):

Bourquin, Werner; Bourquin, Markus: Biel: Stadtgeschichtliches Lexikon von der Römerzeit (Petinesca) bis Ende der 1930er Jahre; historisch, biographisch, topographisch. Mit Ergänzungen für den Zeitraum bis 1999. Hrsg. v. Büro Cortesi. Biel 1999.

Brahm (1911):

Brahm, Otto: Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte. 7. Aufl. Berlin 1911.

Brockhaus (1933):

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Aufl., Bd. 14. Leipzig 1933.

[DBA-NF] (1989):

Deutsches biografisches Archiv – Neue Folge bis zur Mitte d. 20. Jahrhunderts. Microfiche-Edition. Hrsg. v. Willi Gorzny. München 1989.

[Deutsche Revue] (1894):

Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart. Hrsg. v. Richard Fleischer, 19. Jg., Bd. 1. Breslau 1894.  
[Online: <http://digital.slub-dresden.de/ppn30171816Z>]

Domeyer (2004):

Domeyer, Kaspar: Binswangers Privatklinik Bellevue 1886-1890. Diss. med. Tübingen 2004.

Doneith (2008):

Doneith, Katja Gertrud: Binswangers Privatklinik Bellevue 1881-1885. Diss. med. Tübingen 2008.

Duden (1979):

Duden, Wörterbuch medizinischer Fachausdrücke. Hrsg. v. d. Redaktion Naturwissenschaft u. Medizin des Bibliographischen Instituts. Leitung Karl-Heinz Ahlheim. 3. Aufl. Stuttgart 1979.

Faulstich (2007):

Faulstich, Heinz: Zwischen Staatsanstalt und Lokalversorgung. Zur Unterbringung der Konstanzer Geisteskranken im 19. Jahrhundert. Konstanz 2007.

Fichtner (1977):

Fichtner, Gerhard: Der „Fall“ Hölderlin. In: Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477 bis 1977. Hrsg. im Auftrag des Universitätspräsidenten und des Senats der Eberhard-Karls-Universität Tübingen von Hansmartin Decker-Hauff, Gerhard Fichtner und Klaus Schreiner. Tübingen 1977, S. 497-514.

Fischer (2004):

Fischer, Amei: Binswangers Anstalt Bellevue 1891-1895. Diss. med. Tübingen 2004.

Frehner, Vogler-Zimmerli (2007):

„Verfluchter Kerl!“ Karl Stauffer-Bern: Maler, Radierer, Plastiker. Hrsg. v. Matthias Frehner, Brigitta Vogler-Zimmerli. Kunstmuseum Bern 2007.

Freud (1910 c):

Freud, Sigmund: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. In: Studienausgabe Bd. 10, Bildende Kunst und Literatur, S. 87-159. Leipzig 1910.

Geller (1961):

Geller, Wolfgang: Wert der Pathographien. In: Ärztliche Praxis. Die Zeitung des Arztes in Praxis und Klinik. Bd. 40, H. 13. Gräfeling 1961.

Gnann (2006):

Gnann, Julia: Binswangers Kuranstalt Bellevue 1906-1910. Diss. med. Tübingen 2006.

- Gockel (2010):  
Die Pathologisierung des Künstlers. Künstlerlegenden der Moderne.  
Berlin 2010.
- Halm (1909):  
Halm, Peter: Stauffer-Bern und sein Berliner Kreis. In: Meister der Farbe,  
Jg. 6 H. 1, S. 1–7; H. 2, S. 13–20. Leipzig 1909.
- Heubach (1875):  
Heubach, Hans: Über Ausscheidung des Weingeistes durch den Harn  
bei Fiebernden. Diss. med. Bonn 1875.
- Heyse (1900):  
Heyse J. Ch., G.: Heyse's Kleines Fremdwörterbuch. Hannover, Leipzig  
1900.
- Hildebrand (1884):  
Hildebrand, Julius: J.-J. Rousseau vom Standpunkt der Psychiatrie.  
Berlin 1884.
- Hirschmüller (2003):  
Ellen West: eine Patientin Ludwig Binswangers zwischen Kreativität und  
destruktivem Leiden; neue Forschungsergebnisse. Hrsg. v. Albrecht  
Hirschmüller. Heidelberg, Kröning 2003.
- Jung (2008):  
Jung, Joseph: Lydia-Welti-Escher. Ein gesellschaftspolitisches Drama.  
Hrsg. im Auftrag der Alfred Escher-Stiftung von Joseph Jung. 2. Aufl.  
Zürich 2008.
- Jung (2009):  
Jung, Joseph: Lydia Welti-Escher (1858-1891) Biographie. Quellen,  
Materialien und Beiträge. Hrsg. v. Joseph Jung. Zürich 2009.
- Katsch (1910):  
Katsch, Hermann: Meine Erinnerungen an Karl Stauffer-Bern. In: Die  
Kunst für Alle. Jg. 25 (1910), S. 11-18, S. 59-68.
- [Klinger, Ausstellungskatalog (1992)]:  
Klinger, Max: Max Klinger 1857-1920. Ein Handschuh. Traum und

künstlerische Wirklichkeit. Städtische Galerie im Städelschen Kunstinstitut; Graphische Sammlung 13.02.-08.06.1992, Frankfurt a. M.; Hamburger Kunsthalle 26.06.-16.08.1992. Ausstellung und Katalog Edda Hevers mit Margret Stuffmann und Martin Sonnabend. Hrsg. v. Klaus Gallwitz und Margret Stuffmann. Frankfurt a. M. 1992.

[Kreuter (1996)]:

Alma Kreuter. Deutschsprachige Neurologen und Psychiater. Ein biographisch-bibliographisches Lexikon von den Vorläufern bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Mit einem Geleitwort von Hanns Hippus und Paul Hoff. Bd. 1-3. München, New Providence 1996.

Lange-Eichbaum (1967):

Genie, Irrsinn und Ruhm. Genie - Mythos und Pathographie des Genies. 6. Aufl., Hrsg. v. Wolfram Kurth. München, Basel 1967.

Lange-Eichbaum (1985) I:

Genie, Irrsinn und Ruhm. 7. Aufl., Bd. 1, Hrsg. v. Wolfgang Ritter. München, Basel 1985.

Lange-Eichbaum (1985) III:

Genie, Irrsinn und Ruhm. 7. Aufl., Bd. 3, Hrsg. v. Wolfgang Ritter. München, Basel 1985.

Lehrs (1907):

Karl Stauffer-Bern 1857-1891. Ein Verzeichnis seiner Radierungen und Stiche. Hrsg. v. Max Lehrs. Dresden 1907.

[Meyers Lexikon (1928)]:

Meyers Lexikon, 7. Aufl, 9. Bd. Leipzig 1928.

Möbius, P.J. (1907):

Möbius, Paul Julius: Über Scheffels Krankheit. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen über Pathographie. Halle a. d. S. 1907.

Moses u. Hirschmüller (2002):

Psychiatrie in Binswangers Klinik „Bellevue“. Diagnostik – Therapie – Arzt-Patient-Beziehung. Vorträge einer internationalen Tagung. Hrsg. v. Albrecht Hirschmüller und Annett Moses. Tübingen 2002.

Moses u. Hirschmüller (2004):

Moses, Annett; Hirschmüller, Albrecht: Binswangers psychiatrische Klinik Bellevue in Kreuzlingen: Das „Asyl“ unter Ludwig Binswanger sen., 1857-

1880. Frankfurt [u.a.] 2004 (Marburger Schriften zur Medizingeschichte 44).

Reichs-Medizinal-Kalender (1914):

Reichs-Medizinal-Kalender für Deutschland auf das Jahr 1914.  
Begründet von Dr. Paul Börner. Hrsg. v. Prof. Dr. Julius Schwalbe. Teil II.  
Leipzig 1914.

[Saur. Allg. Künstler-Lexikon (1994)]:

Allgemeines Künstler-Lexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker. Bd. 9. München, Leipzig 1994.

Scheffczyk (1997):

Scheffczyk, Stefan: Die Kokaintherapie der Morpiumsucht am Beispiel des Sanatoriums Bellevue in Kreuzlingen (1884-1887). Diss. med. Tübingen 1997.

Schmitt (1990):

Juden in Karlsruhe. Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung. Hrsg. v. Heinz Schmitt unter Mitwirkung von Ernst Otto Bräunche und Manfred Koch. Karlsruhe 1990.

Schricker (1893):

Schricker, August: Karl Stauffer-Bern. Seine künstlerische Lebensarbeit. In: Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift, Hrsg. v. Paul Lindau, Bd. 67. Straßburg i. E. 1893.

[Schweiz. Künstler-Lexikon (1913)]:

Schweizerisches Künstler-Lexikon. Hrsg. v. Schweizerischen Kunstverein unter Mitwirkung von Carl Brun. Bd. 3. Frauenfeld 1913.

[Schweiz. Rundschau (1891)]:

Schweizerische Rundschau. Revue Helvétique. Rivista Elvetica. Hrsg. v. Prof. Dr. Ferd. Vetter. 1. Jg., 1. Halbband. Zürich, Bern 1891.

[Schweiz. Rundschau (1892)]:

Schweizerische Rundschau. Revue Helvétique. Rivista Elvetica. Hrsg. v. Prof. Dr. Ferd. Vetter. 2. Jg., 2. Band (Juli-Dezember). Zürich, Bern 1892.

Schweizer (2000):

Schweizer, Sandra Josefin: Das Sanatorium Bellevue 1866-1870. Diss. med. Tübingen 2000.

Sprengel (1985):

Otto Brahm – Gerhart Hauptmann. Briefwechsel 1889-1912. Hrsg. v. Peter Sprengel. Tübingen 1985 (Deutsche Text-Bibliothek Bd. 6).

Stäbler (2000):

Stäbler, Claudia: Das Sanatorium Bellevue 1860-1865. Diss. med. Tübingen, 2000.

Stollwerck (2007):

Stollwerck, Ibolya: Das Sanatorium Bellevue 1896-1900. Diss. med. Tübingen, 2007.

[Thieme-Becker (1922)]:

Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Hans Vollmer, Bd. 15. Leipzig 1922.

[Thieme-Becker (1928)]:

Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Hans Vollmer, Bd. 22. Leipzig 1928.

[Thieme-Becker (1937)]:

Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Hans Vollmer, Bd. 31. Leipzig 1937.

[Waldeck-Semadeni (1980), Diss.]:

Waldeck-Semadeni, Elisabeth Katharina: Paul Julius Möbius, 1853-1907. Leben und Werk. Diss. Med. Bern 1980.

Walter (1996):

Walter, Eva: Isolde Kurz und ihre Familie. Biographie. Mühlacker 1996.

Wega Mathieu (1976):

Wega Mathieu, Stella: Max Klinger. Leben und Werk in Daten und Bildern. Frankfurt a. M. 1976.

Werner (1913):

Werner, A. von: Erlebnisse und Eindrücke 1870-1890. Berlin 1913.

Weismann-Günzler (2004):

Weismann-Günzler, Stefanie: Binswangers Asyl Bellevue 1871-1875.  
Diss. med. Tübingen 2004.

Wolf (1909):

Wolf, Georg Jacob: Karl Stauffer-Bern. In: Bildende Künste, Hrsg. v.  
Robert Bischoff, Bd. 1. München 1909, S. 1-64.

Wottreng (2005):

Wottreng, Willi: Die Millionärin und der Maler. Die Tragödie Lydia Welti-  
Escher und Karl Stauffer-Bern. Zürich 2005.

Würthner (2008):

Würthner, Julia Anne: Die Schweizerische Irrengesetzgebung Ende des  
19. Jahrhunderts und der Fall La Roche. Aufgearbeitet anhand der  
Unterlagen des Leiters der Privatirrenanstalt Bellevue in Kreuzlingen  
Robert Binswanger. Bonn 2008 (Forschung für die Praxis.  
Hochschulschriften). [Zugl: Diss. med. Tübingen 2008.]

Züricher (1914):

Züricher, U. W.: Familienbriefe und Gedichte von Karl Stauffer-Bern.  
Leipzig, München 1914.



## 10 Abbildungsverzeichnis

*Folgende Werke aus: Frehner, Vogler-Zimmerli (2007). Mit freundlicher Druckgenehmigung des Kunstmuseums Bern: Abb. 1, Abb. 3, Abb. 4, Abb. 6, Abb. 7, Abb. 8, Abb. 13.*

*Folgende Werke mit freundlicher Druckgenehmigung des Kupferstichkabinetts, Staatliche Museen zu Berlin: Abb. 10, Abb. 11.*

*Folgendes Werk mit freundlicher Druckgenehmigung der Staatlichen Museen zu Berlin, Nationalgalerie: Abb. 5.*

*Folgendes Werk mit freundlicher Druckgenehmigung des Kunstmuseums Basel, Fotonachweis Kunstmuseum Basel, Martin P. Bühler: Abb. 9.*

*Folgende Werke mit freundlicher Druckgenehmigung des Universitätsarchivs Tübingen: Abb. 2, Abb. 14.*

Abb. 1: Karl Stauffer-Bern. Drittes Selbstporträt, o.J. Radierung, 15,7x12 cm. Depositum der Gottfried Keller-Stiftung / Kunstmuseum Bern. Lehrs 5/III.

Abb. 2: Robert Binswanger. Universitätsarchiv Tübingen FAB 321.

Abb. 3: Karl Stauffer-Bern. Die Zwanglosen, 1866. Radierung, 23,7x17,7 cm. Kunstmuseum Bern. Lehrs 21/IV.

Abb. 4: Karl Stauffer-Bern. Porträt des Bildhauers Max Klein, 1881. Öl auf Leinwand, 110x82,7 cm. Depositum der Gottfried Keller-Stiftung / Kunstmuseum Bern.

Abb. 5: Karl Stauffer-Bern. Der Schriftsteller Gustav Freytag, 1886/87. Öl auf Holz, 73,2x56 cm. Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie.

Abb. 6: Karl Stauffer-Bern. Porträt Peter Halm, 1887. Radierung, 21,6x15,5 cm. Depositum der Gottfried Keller-Stiftung / Kunstmuseum Bern.

Abb. 7: Karl Stauffer-Bern. Porträt Adolph Menzel, 1885. Radierung, 30,5x22,3 cm. Kunstmuseum Bern, Staat Bern, Schenkung des Schweiz. Künstlerbundes. Lehrs 12/VI.

Abb. 8: Karl Stauffer-Bern. Lydia Welte-Escher, 1887. Radierung, 23,2x14,2 cm.  
Depositum der Gottfried Keller-Stiftung / Kunstmuseum Bern. Lehrs  
34/III.

Abb. 9: Karl Stauffer-Bern. Adorant, 1888-1891. (Bronzeguss nach dem  
Gipsmodell im Zustand von 1891), H 101,5 cm. Kunstmuseum Basel.  
Fotonachweis: Kunstmuseum Basel, Martin P. Bühler.

Abb. 10: Stauffer-Bern, Karl; Lehrs 13-I, Inv. 725-1906 "Portrait Adolf Menzel",  
Radierung. © Kupferstichkabinett. Staatliche Museen zu Berlin.

Abb. 11: Stauffer-Bern, Karl; Lehrs 13-III, Inv. 479-1906 "Portrait Adolf Menzel",  
Radierung, Bleistift. © Kupferstichkabinett. Staatliche Museen zu Berlin.

Abb. 12: Karl Stauffer-Bern. Adolph Menzel, 1885. Original-Photogravüre in:  
Wolf (1909). Privatbesitz Melanie Neubert.

Abb. 13: Karl Stauffer-Bern. Gottfried Keller sitzend, mit dem Brustbild des  
Dichters oben links, 1887. Radierung, 59,6x45,0 cm. Kunstmuseum  
Bern. Lehrs 31/III.

Abb.14: Visitenkarte Sigmund Freud. Universitätsarchiv Tübingen FAB 402.

## **11 Anhang**

Die in Kapitel 11.1 und 11.2 aufgeführten Dokumente wurden diplomatisch getreu transkribiert; Wörter oder Satzteile, die unleserlich blieben, wurden durch [...] markiert. Auf besondere Schreibungen im Original wird durch [sic] hingewiesen. Unterstreichungen von Textteilen im Originaldokument wurden beibehalten.

Die Briefe wurden in eine einheitliche Briefform gebracht und weichen daher teilweise in der äußeren Form von den Originalen ab. So findet man bei der Darstellung der transkribierten Dokumente im Folgenden die Anrede stets linksbündig, das Datum rechtsbündig und die Unterschrift am Briefende rechtsbündig.

In jedem Kapitel wurden die Dokumente chronologisch angeordnet.

Eigene Anmerkungen und einleitende Erklärungen am Dokumentenanfang sind durch kursive Schrift gekennzeichnet. Gedrucktes, wie z. B. Briefköpfe oder einzelne Wörter, die sich auf den handschriftlichen Dokumenten befanden, sind durch Fettdruck hervorgehoben.

### ***11.1 Kopierbücher***

Im „Binswanger-Archiv“ des Universitätsarchivs Tübingen befindet sich ein Bestand, in dem ausgehende ärztliche und geschäftliche Korrespondenz von Robert Binswanger in Kopierbüchern archiviert wurde. Unter der Signatur UAT Sig. 442/48-51. Band 1-4 fanden sich folgende Kopien ausgehender Briefe, die hier chronologisch geordnet aufgeführt werden.

**K1.** Brief Robert Binswanger an die Redaktion der Deutschen Rundschau in Berlin vom 21.10.1893.<sup>1</sup>

Textverlust am rechten Blattrand.

21. Oct.[1893]

An die verehrliche Redaction der „Deutschen Rundschau“ Berlin.

Im Laufe dieses Jahres habe ich in einem kleineren Kreise von Ärz[ten], Juristen u. Künstlern eine psychia[t]rische Studie vorgelesen über Karl Stauffer-Bern. Einmüthig wurde ich aufgefordert dieselbe dem Drucke zu übergeben.

Ich erlaube mir nun heute an die verehrl. Redaction die ergebene Frage zu richten, ob ich mein Manuskript Ihnen einsenden darf. Es wird einen Druckbogen in Anspruch nehmen. (16 Seiten)

Zur Sache bemerke ich, dass [...] vor einem Jahre Bettelsheim [sic.] in der Münchener Allg. Zeitung („Stauffers Bekenntnisse.“) sich dahin ausgedrückt hat, „dass Stauffer eine Erscheinung sei, über die allerdings das entscheidende Wort dem Psychiater zustehe.“<sup>2</sup>

Dieses „Wort“ ist nun noch von keiner psychiatrischen Seite her erfolgt. Hingegen gehen alle möglichen Laienbetrachtungen über St., hervorgerufen durch das Brahm'sche Buch, weiter u. treffen den Kern der Sache nicht.

Ich habe es versucht auf Grund der Stauffer'schen Briefe ein Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen ab ovo bis zu seinem Tode, habe den ersten Anfängen seiner Krankheit nachgespürt, mich bemüht, St. als „Nervösen“ zu zeichnen u. besonders die Uebergänge zum Geisteskranken klar vor Augen zu führen. Was er als solcher begangen, versuchte ich mit aller Konsequenz deutlich zu machen.

Dass die Arbeit keine fachwissenschaftliche, sondern für das allgemein gebildete Publicum berechnet ist, möge Ihnen der Umstand beweisen, dass ich sie, wie oben erwähnt, einem Kreis von Ärzten u. nicht-Ärzten vorgetragen. –

Was meine Ihnen unbekannte Persönlichkeit betrifft, so bemerke ich, dass ich der Bruder des Professor Binswanger in Jena bin, Mitarbeiter Ihrer geschätzten Zeitschrift.

Ihrer gefälligen Antwort gerne entgegen sehend, zeichnet hochachtungsvoll:

Dr.med. R. Binswanger.

Adresse: Konstanz (privatim)

1 Zehnpfennigmarke.

---

<sup>1</sup> UAT 442/49, Blatt 409-410.

<sup>2</sup> *Binswanger verweist hier auf zwei Sonderbeilagen der Münchner Allg. Ztg., die von ihm auch archiviert wurden. Die Artikel erschienen am 3. und 5. Dezember 1892. Vgl. hierzu die entsprechenden Zeitungsbeilagen unter : FAB 354.*

**K2.** Brief Robert Binswanger an Dr. Fleischer (Herausgeber der Deutschen Revue).

Konstanz, 31.10.1893.<sup>1</sup>

Konstanz, 31.Oct. [18]93

Herrn Dr. Fleischer Wiesbaden.

Sehr geehrter Herr!

Herr Geh. Rath v. Wilke war so freundlich mir mitzutheilen, dass Sie der Einsendung meines Manuscriptes gütigst entgegensehen. Beiliegend erlaube ich mir dasselbe Ihnen zu übermitteln. Unterdessen wird auch mein nach Breslau gerichteter Brief: An die „Redaction der Deutschen Revue“ in Ihre Hände gelangt sein.

Mit ausgezeichnete Hochachtung:

Dr. Binswanger

Adresse: Konstanz. (privatim)

**K3.** Brief Robert Binswanger an Dr. Fleischer vom 06.11.1893.<sup>2</sup>

Konstanz, 6.11.[18]93

Hochgeehrter Herr Doctor!

Die Nachricht, welche ich soeben in Betreff meines Stauffer-Manuskriptes von Ihnen erhalten, freut mich sehr u. ich danke Ihnen sehr, dass Sie die Arbeit in Ihre geschätzte „Revue“ aufnehmen wollen.

Absolut nicht aus Autoreneitelkeit sondern nur der Inhaltsache wegen, dass jetzt die St'sche Affaire durch die Ausstellung seiner Werke in München, durch die Artikel des v. Berlepsch in der Münch. Allg. Zeitung, wieder mehr aktuell geworden, wage ich Sie, falls es Ihnen möglich, zu bitten, mit der Publication der Arbeit nicht zu lange zu warten zu wollen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung ergebenster

Dr. Binswanger.

---

<sup>1</sup> UAT 442/49, Blatt 413.

<sup>2</sup> UAT 442/49, Blatt 413.

**K4. Brief Robert Binswanger an den Buchverlag Eduard Trewendt in Breslau.**

*Kreuzlingen 05.12.1893.<sup>1</sup>*

Kreuzlingen, 05.12.[18]93

Verehrl. Verlagsbuchhandlung von Eduard Trewendt Breslau.

Zugleich mit diesen Zeilen beehre ich mich Ihnen die Correctur mit Manuscript meines Aufsatzes für die „Deutsche Revue“ einzusenden. Im Manuscript habe ich im Titel bemerkt .... von Robert Binswanger in Kreuzlingen.

Letztere zwei Worte sind nun im Drucke weg gelassen worden. Ich bitte nur darum dringend um Wiedereinfügung dieser Worte, weil ich constant mit meinem Bruder Binswanger, Jena verwechselt werde. Das Publicum braucht sich ja unsere verschiedenen Vornamen nicht zu merken. Der verschiedene Wohnort ist ein viel besseres Unterscheidungsmerkmal.

Ich bitte aber ergebenst entweder zu setzen: R.B. in Kreuzlingen oder R.B. – Kreuzlingen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Binswanger

Adresse: Konstanz.

P.S. Ich bitte mir auf meine Kosten fünfzig Separatabdrucke, geheftet, erstellen zu lassen.

**K5. Brief Robert Binswanger an Herrn Dr. Hirth<sup>2</sup>, Verleger der Zeitung „Münchner Neueste Nachrichten“ (siehe hierzu Dokument D 48 im Anhang). Datiert 12.01.1894.<sup>3</sup>**

*Textverlust an einigen Stellen.*

12. Januar 1894

Mein sehr verehrter Herr Doctor!

Tag für Tag warte ich auf die Separatabdrucke meines Aufsatzes über Stauffer u. sie kommen nicht. War es doch meine Absicht Ihnen vor Allem einen zu senden. Als nun in den letzten Tagen in allen Zeitungen die Meute gegen mich los ging u. als ich mit Bedauern sehen musste, dass alles Interesse für meine Ehrenrettung St's an dieser, für das ganze doch unwesentlichen Klinger-Affaire

---

<sup>1</sup> UAT 442/49, Blatt 426.

<sup>2</sup> Hirth Georg (1841-1916), Dr.phil. Verleger und Schriftsteller; Vorsitzender des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins. Gründete 1875 zusammen mit Thomas Knorr eine Buchdruckerei, welche in erster Line für den Druck der „Münchner Neueste Nachrichten“ verantwortlich war. Später übernahm die Firma „Knorr & Hirth“ den Verlag der „Münchner Neueste Nachrichten“. Ehrenmitglied des Vereins Deutscher Zeitungsverleger. Aus: DBA-NF (1989) nach: Geistiges und künstlerisches München in Selbstbiographien. Hrsg. v. W. Zils. (1913).

<sup>3</sup> UAT 442/49, Blatt 433, 434.

verloren ging, ja bis jetzt vermutlich kein einziger Redacteur meinen Aufsatz nur ganz gelesen, sondern nur Zeitungsausschnitte von einer Hand zur anderen gewandert sind, da dachte ich an Sie u. war fest überzeugt, dass Sie auch ohne Begrüßung durch einen Separatabdruck, mir beistehen u. die Angelegenheit ins richtige Geleise bringen würden. Kaum gedacht werden mir die „Neuesten“<sup>1</sup> gebracht, welche nun als die ersten einen Auszug aus meiner Arbeit zu machen, sich die Mühe genommen haben.

Ihnen, lieber Herr Doctor, sei dafür mein innigster Dank gesagt!<sup>2</sup>

Mein Aufsatz, wie er entstand, werde ich Ihnen ein anderes Mal erzählen – war nicht für das große Publicum berechnet. Ich hielt ihn in der „Deutschen Revue“, einer vornehmen Zeitschrift mit nicht großer Abonnentenzahl, die nur der wirklich gebildeten Classe angehören, für wohl geborgen.

Das „Berliner Tageblatt“ hat aus Sensationsbedürfniß die Klinger-Episode herausgerissen u. sämmtliche deutschen und schweizerischen Blätter haben sie nachgedruckt. Aber wenn schon das große Publicum Kenntniß erhalten sollte von meiner Studie, dann wollte ich darauf halten, dass es die Hauptsache davon erfahre, [*den*] Kern derselben. Und dazu [*verhelfen*] nun die M.N.N.<sup>3</sup>! Das macht [...]keitsgefühl alle Ehre!

*Blatt 434*

Auch ist es ganz überflüssig von der „Frankfurter Zeitung“ (10ten Januar) darauf hinzuweisen, dass Kl. niemals einen „zweideutigen“ Antheil an dem St'schen Trauerspiel genommen. Das habe ich nie behauptet. Kl. hat in guten Scenen[?], aber in großer, beinahe unbegreiflicher Unkenntniß des Gemüthszustandes seines langjährigen Freundes St. Herrn Welti, welcher Letzteren „zweifellos“ für geisteskrank hielt, von dieser Ueberzeugung abgebracht. Auf dies hin klagte Herr W[elti] gegen St. u. dieser kam in das Gefängniß. Das war der erste Act des Dramas.

Ich will mich gerne dazu bequemen zu sagen, Kl. habe nur indirect das traurige Schicksal St's verschuldet, geschweige denn, dass er alles Traurige was über St. hereinbrach, voraussehen konnte. Aber wie blind war der Mann, welcher doch kurz vorher den St [...] in Florenz mitgemacht! Nur einen Trost kann ich ihm geben: Viele Andere waren es mit ihm, nur fiel dies nicht so in die Waagschale wie bei seiner Persönlichkeit u. seiner Stellung zu Stauffer. –

So mein lieber Doctor, habe ich Sie genug gelangweilt. Wenn Sie Vorstehendes benützen wollen, um der „Frankfurter Zeitung“, welche mich grob provocirt (10. Jan.) heimzuleuchten, wäre ich Ihnen doppelt dankbar. Aber es sollte nicht von mir ausgehen, da ich mir nicht vorschreiben lassen kann ich sollte [...] u. ausreichend [...] rechtfertigen!!

---

<sup>1</sup> „Neuesten“: Abkürzung für: Münchener Neueste Nachrichten.

<sup>2</sup> Binswanger bezieht sich auf einen Artikel vom 12.01.1894 in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, in dem die Studie aufgrund der „Klinger-Affäre“ detaillierter vorgestellt wird. Siehe hierzu den entsprechenden Artikel unter FAB 365.

<sup>3</sup> M.N.N.: Abkürzung für: Münchener Neuesten Nachrichten.

Ein weiterer Beweis wie leichtfertig die Presse die Sache nimmt resp. wie wenig sie meine Arbeit gelesen liegt darin, dass sie von mir verlangt, ich solle beweisen, daß Kl. durch seinen Unverstand das Unglück St's verschuldet! Fußt doch meine Studie auf dem Brahm'schen Buche über Stauffer, wie ich des öfteren erwähnt. Seite 273 ist der ganze Vorgang authentisch erzählt u. meine Kritiker brauchen da nur nachzulesen. Wenn ihnen dies nicht genügt, so kann ich noch aus sicherer Quelle hinzufügen, dass Kl. Herrn Welti am Bahnhofe in Rom den 14. Nov. 1889 erklärte, er (W.) befinde sich durchaus im Irrthum wenn er St. für geisteskrank halte; Derselbe sei nicht krank, wohl aber ein Schurke. Der Autor einer Studie, in welcher aus thatsächlichen Verhältnissen gefolgert wird, hat nicht nötig, dieselben im Detail wieder anzuführen. Das muß dem Leser vorher bekannt sein.

Wie sehr Klinger selbst wusste, dass ich in erster Linie nach Brahm meine Schlüsse gezogen, hat er ja einem Reporter mitgetheilt, indem er die Schilderung Br's als entstellt bezeichnete. An mich hat sich Klinger absolut nicht gewendet. Die Presse gibt sich also unnütze Mühe uns hinter einander zu hetzen.

Herzlichen Gruß an Ihre Frau Gemahlin, Arthur Herr und Frau Knorr [*Personen unbekannt*] Ihr dankbarer

R. Binswanger.

**K6.** *Brief Robert Binswanger an ungenannten Adressaten (zweifelloos Dr. Georg Hirth). Datiert 17.01.1894.*<sup>1</sup>

Kreuzlingen, 17.01.1894

Sehr geehrter Herr Doctor!

Ich freue mich darüber u. danke Ihnen sehr, dass Sie einen 2ten Auszug aus meiner Arbeit gebracht. Wenn schon, denn schon! – Ich halte es für meine Pflicht Ihnen mitzutheilen, dass ich einen Brief von Klinger nunmehr erhalten habe.

Unter uns gesagt: Der Klinger muß einer von den „Defectmenschen“ sein, die eben unter den Künstlern so gerne vorkommen. Schreibt resp. adreßiert der Mann statt Kreuzl.[ingen] Bad Kreuznach bei Konstanz. Meine Antwort enthält mein credo in der ganzen Angelegenheit.

Zum Brief Kl's muß ich bemerken, dass er m[eines] E[rachtens] noch an der Grenze zur Unhöflichkeit (in der Form) steht.

Haben sie den Excurs von Hofferich in der Frankf. Zeitung gelesen über den Uebergang St's zur Radirkunst u. Bildhauerei? Darin ist mein Aufsatz auch wieder falsch verstanden. Ich wette auch, der H. hat ihn nicht gelesen.

---

<sup>1</sup> UAT 442/49, Blatt 441; unvollständig, da Blatt 442 und Blatt 443 herausgetrennt wurden.



Glücklich werde ich sein, wenn einmal Gras über diese Geschichte gewachsen. Wie viele Stunden hat sie mich schon seit der Klinger'schen Hauerei meinem Berufe entzogen! Was muß ich darüber reden, hören u. Briefe schreiben!

Wenn die Frankf. Z. mich nicht weiter provocirt, stehe ich auch von der „Heimleuchtung“ um welche ich Sie in meinem letzten Briefe gebeten, gerne ab, für meine Person.

Im letzten Jahre gehörte ich einer Vereinigung von neun Konstanzer Herren an, Mediciner, Juristen u. Künstlern, welche sich gegenseitig Vorträge hielten. Ich wählte als Thema: Stauffer. Als ich die Arbeit vorgelesen, wurde ich von Allen animirt, sie drucken zu lassen.

*[Ende des Briefes fehlt.]*

**K7.** *Robert Binswanger an die Redaktion der Thurgauer Zeitung.*

*Kreuzlingen 18.01.1894.<sup>1</sup>*

Kreuzlingen, 18.01.[18]94

An die Redaction der „Thurgauer Zeitung“ Frauenfeld!

Tit.!

Gestatten Sie mir, dass ich den Ausführungen Ihrer gestrigen Nummer über meine Stauffer-Arbeit einige Bemerkungen anreihe, welche wohl die Angelegenheit in ihrem geschätzten Blatte zum Abschluß bringen dürften.

Meine Arbeit betitelt sich ausdrücklich als „Studie“. Es liegt in dem Character einer solchen, dass sie auf Beibringung des thatsächlichen Materials, aus dem sie folgert, verzichten muß. Entweder soll dies dem Leser bekannt sein oder er kann es in den Quellen nachlesen.

**K8.** *Brief Robert Binswanger an ungenannten Adressaten (zweifellos Dr. Georg Hirth).*

*Konstanz 21.01.1894.<sup>2</sup>*

Konstanz, 21.01.[18]94

Sehr verehrter Herr Doctor!

Nun sitze ich aber erst recht in der Patsche! Meines Erachtens mussten wir unbedingt mindestens 8 Tage zuwarten bis wir meinen an Klinger gerichteten Brief veröffentlichten. Dies Recht steht doch in erster Linie Klinger selbst zu. Erst wenn er es nicht benützt, kommen wir. Zudem ist Ihrer Redaction ein böser lapsus passiert. Ich ersuchte[?] Herrn Kl. ausdrücklich im vorletzten Satz, er möge davon, dass mir eine eingehendere private Darstellung vorgelegen, nichts

---

<sup>1</sup> UAT 442/49, Blatt 440.

<sup>2</sup> UAT 442/49, Blatt 445.

erwähnen etc. u. die M.N. [Münchner Nachrichten] drucken den ganzen Satz ab!

Aus meinem Briefe an Sie am 17ten Jan. geht unmöglich hervor, dass Sie meinen Brief an Klinger abdrucken sollen. Ich wollte Sie lediglich au courant halten über das was in der ganzen Affaire weiter vor sich geht.

Sie werden sehen, dass ich es auch mit der „Nationalzeitung“ zu thun bekomme u. werden es mir nicht verübeln, wenn ich eventuell die Sache richtig stelle resp. sage, dass der Brief an Kl. ohne mein Zuthun publicirt worden sei. Ihren Namen werde ich selbstverständlich nicht nennen!

Mit bestem Gruße

Ihr R. Binswanger

*K9. Brief Robert Binswanger an J.V. Widmann.*

*Kreuzlingen 22.01.1894.<sup>1</sup>*

Kreuzlingen, 22.Jan.[18]94

Sehr geehrter Herr Doctor!

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 20ten.<sup>2</sup> Als ich meinen Aufsatz über Stauffer schrieb u. ihn in der „Deutschen Revue“ veröffentlichte, dachte ich nichts anderes, als mich mit wissenschaftlich gebildeten Männern, wie Bettelheim, Berlepsch, Vetter u. den Vielen, welche das gleiche Thema behandelten in ruhiger objectiver Weise auseinanderzusetzen.

Da geht ein angeblicher(?)[sic.] Berner Correspondent des Berliner Tageblattes hin, reißt aus dem Artikel meine Bemerkungen gegen Klinger heraus, dieser macht die Szene im Redactionslocal und um meine Arbeit war es geschehen. Alle deutschen u. schweizerischen Blätter beschäftigen sich nur noch mit Klinger u. meinem Verstoß gegen ihn, der Zeitungsausschnitt aus dem Berl.Tagebl. wandert von Blatt zu Blatt. Kein Redacteur gibt sich mehr die Mühe meinen Aufsatz zu lesen.

Das was ich gewollt: eine Ehrenrettung Stauffers u. einen versöhnenden Abschluß des ganzen Dramas, in dem auch Lydia Escher gereinigt dastehen soll, das ist nun verloren gegangen. Die Hauerei Klingers u. die Frage, ob ich ihm Unrecht gethan ist ja viel interessanter. Wie gesagt, ich wollte überhaupt nicht, dass meine Arbeit in's große Publicum kommt. Wenn dies aber schon geschehen musste, dann hätte ich lediglich gewünscht, dass dies Publicum erfahre, was ich im Ganzen eigentlich wollte. –

Ich danke Ihnen, dass Sie mich über den Ausdruck „cynische Berechnung“ aufgeklärt resp. über die Intention, in der Sie ihn brauchten.

---

<sup>1</sup> UAT 442/49, Blatt 446.

<sup>2</sup> Siehe D 15 im Anhang.

Was die Szene betrifft, in der St. Ihnen von der „Schwangerschaft“ L's sprach, darf ich Sie wohl darauf aufmerksam machen, dass St. kurz vorher in Chiasso mit Dr. Vogt deutlich zeigte, wie krank er noch war. Er ist ja überhaupt m[eines] E[rachtens] nach nie mehr geistig genesen. Die Rohheit, mit der er Ihnen antwortete ist mit dem secundären geistigen Schwächezustand, den ich für ihn nach Ablauf der Tobsucht in Anspruch nehme, wohl vereinbar. Die Schwangerschaft war überhaupt wohl eine Lüge!

Und nun, mein verehrter Herr Doctor, nehmen Sie Brahm zur Hand u. lesen Sie die Vorkommnisse in Florenz und Rom nach, speciell den ganzen Antheil, den Klinger an denselben genommen u. sagen Sie mir, ob nicht der intime langjährige Freund Kl. den Zustand St's in der unbegreiflichsten Weise verkannt hat? Zudem ist die Schilderung Brahms, wie Herr Welti-Escher es Ihnen bezeugen kann, authentisch.

Brahm spricht von Kinger, er sei in „artistischer Weltfremdheit[“] befangen. Ich sage, da liegt schon ein gewisser Defect vor.

Uebrigens habe ich Klinger eine Ehrenerklärung abgegeben, welche bereits in den „Münchener Neuest. Nachrichten“ Samstag den 20ten Jan. Vorabend.Blatt Nr.23 abgedruckt ist u. welche meinen ganzen Standpunkt in der Sache praecisirt.

Nehmen sie, geehrter Herr, diese wenigen „vertraulichen“ Mittheilungen gütig auf u. entschuldigen Sie mich, bitte, bei Herrn Professor Vetter, Ihrem Herrn Schwiegersohne, dass ich ihm keinen Separat-Abdruck gemacht! Habe zur Zeit keinen mehr. –

Ihr Sie hochschätzender

Dr. Binswanger.

## **11.2 Familienarchiv Binswanger**

Die Korrespondenz an Robert Binswanger wurde zunächst katalogisiert, dann transkribiert und chronologisch geordnet. Knappe biographische Angaben zu den Verfassern, soweit bekannt, erscheinen in den Fußnoten. Schriftstücke, die das gleiche Datum tragen, wurden alphabetisch geordnet. Bei Briefen durch ehemalige Patienten des Bellevue wird auf die Krankengeschichte verwiesen. Undatierte Schreiben wurden an den Schluß gestellt.

Zwei Briefe eines Künstlers, Hans Karl Eduard von Berlepsch, beleuchten in besonderer Weise das Leben und den Charakter Stauffers und wurden daher einem eigenen Unterkapitel zugeordnet (Kapitel 11.2.3.).

### **11.2.1 Korrespondenz Januar bis Mai 1894.**

**D1.** *Siegfried Walther, Partenkirchen: Handschriftlicher Brief, 07.01.1894.*<sup>1</sup>

Partenkirchen i / bayr[ischen] Hochland 7. Januar 1894.

Hochgeehrter Herr!

Ich erfahre, daß Sie in einer Zeitschrift eine psychiatrische Studie über Karl Stauffer-Bern veröffentlicht haben, kann aber leider nicht Auskunft bekommen wo. Darf ich Sie daher direkt um gut. [sic.] Angaben der betreffenden wissenschaftl. Zeitung ersuchen? Entschuldigen Sie meine Freiheit gütigst mit meinem warmen Interesse an dem verstorbenen Künstler, den ich in den letzten Jahren vorübergehend in München gesehen habe, sowie an Allem, was dazu beitragen kann, das Verhältnis von eigener Schuld und von Geisteskrankheit in seiner Geschichte richtig zu erkennen. Dann über das Verhalten Max Klinger's und über seine schwere Verdammung des Freundes kann ich zur Stunde noch nicht ins Klare kommen. Ist der große Künstler ein so kleiner Psycholog oder ein so schlechter Freund gewesen, als er sich in der schlimmen Stunde, wo es galt, inmitten des bösesten Scheines Farbe zu bekennen, ostentativ abwandte und dadurch im Augenblick vor Vielen den Anstrich unerbittlicher Lauterkeit bekam? Was nachher mit Stauffer geschah, war dann doch geartet: auf diese helle Reinheit einen tiefen Schatten des Zweifels zu werfen! Zu München bekommt man über dieses Thema die leidenschaftlichsten Widersprüche zu hören. Für den Einen ist Klinger dadurch der feine Kerl in Allem, für die Anderen der Sachse, der sich drückt, wenns schwüle wird.

---

<sup>1</sup> FAB 426; Siegfried Walther (1858-1947). Schweizer Schriftsteller und Dichter. Zunächst nach kaufmännischer Lehre als Kaufmann und Bankbeamter in Paris tätig, danach Kunstgewerbler in St. Gallen. Absolvierte eine Ausbildung zur Schriftstellerei in München (1886-1890); seit 1890 freier Schriftsteller in Partenkirchen. Ehrenbürger der Schweiz („Auslandsschweizer“). Werke: Romane, Novellen, Kurzgeschichten; 1890 Roman „Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers“. Aus: DBA-NF (1989) nach: Wer ist's? Unsere Zeitgenossen. Hrsg. v. Hermann A. L. Degener, 10. Ausg. (1935), sowie Schweiz. Zeitgenossenlexikon. Hrsg. v. Hermann Aellen, 2. Ausg. (1932).

Durch Ihre höchst verdankenswerthe Studie hoffe ich nun einen Schritt weiter zu kommen in der Bildung eines annähernd gerechten persönlichen Urtheils über die dunkle Sache. Zum Voraus für Ihre Gefälligkeit verbindlichsten Dank sagend, versichere ich Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung & bin mit freundlichem Gruß Ihr sehr ergebener

Walther Siegfried.

*D2. J.V. Widmann, Bern: Handschriftlicher Brief mit Briefkopf, 07.01.1894.*<sup>1</sup>

**Bern, den 7. Januar 1893 [richtig:1894]**

### **Literarische Redaktion des "Bund"**<sup>2</sup>

**Erhalten Ihr Schreiben vom 6. Jan.**

Geehrter Herr Doktor!

Leider hatte ich damals das Tagebuch nicht vor mir & zitierte daher ungenau, aus der Erinnerung. Das Zitat bei Brahm ist das wörtlich richtige. An der Hauptsache scheint mir aber doch nicht so viel geändert. Das Wesentliche ist doch wohl, daß Stauffer ungefähr wie ein experimentierender Vivisektor verzeichnet, was er mit der "Geliebten" angefangen habe und wie das Experiment gelungen sei. Wie sehr überhaupt Berechnung bei ihm auch noch früher eine Rolle spielte, mögen Sie folgender Thatsache entnehmen, die ich nicht in die Zeitung setzen mochte. Stauffer erfuhr nach seiner Rückkehr aus dem Irrenhause zu Florenz zuerst durch mich bei einem Besuch, den er mir in meiner Wohnung machte, daß Lydia andern Sinnes geworden sei und von ihm nichts mehr wissen wolle. Da antwortete er, das werde ihr wenig helfen, denn sie sei von ihm im vierten Monat schwanger. - Ich konnte ganz gut bemerken, daß er mit einer gewissen Satisfaktion dabei bedachte, wie geschickt er es angefangen habe, das Weib durch solchen Akt gleichsam für sich festzunageln, so daß sie ihm doch verbleiben müsse. Freilich war seine Voraussetzung eine irrige, Frau Lydia war nicht schwanger. Bemerkenswerth für Stauffers Hang nach Geld, - sei derselbe auch nur durch Einsatz seiner Mannesehre zu befriedigen, - erscheint mir noch besonders, daß nach allem, was geschehen war, Stauffer den so schwergekränkten Ehemann Dr. Welti schließlich in einem Briefe um weitere Unterstützungen bat, worüber Prof. Vetter in der "Schweiz. Rundschau" (Oktoberheft??) Mitteilung gemacht hat.

Achtungsvoll

J.V. Widmann.

---

<sup>1</sup> FAB 430; Widmann, Joseph Viktor (1842-1911). Dichter, Schriftsteller und Publizist. Dr.phil. Redakteur der Berner Zeitung „Der Bund“. Galt als der zuverlässigste Kritiker der Schweiz seiner Zeit. Als Dichter stieg er erst nach seinem Tode in der Wertschätzung. Sowohl seine Tochter Johanna V. Widmann (1871-?) als auch sein Sohn Fritz Widmann (1869-1937) wurden bekannte Kunstmaler. Aus: DBA-NF (1989) nach: Wer ist's? Unsere Zeitgenossen. (1909), sowie: Biogr. Jahrb. u. Deutscher Nekrolog (1911) und (1915), sowie: Geißler, Max: Führer durch die deutsche Literatur d. 20. Jh. (1913), sowie: Schweiz. Künstler-Lexikon (1917).

<sup>2</sup> „Der Bund“ war eine Berner Zeitung. Bei dieser war Widmann als Redakteur tätig.

**D3. Briefentwurf Robert Binswanger an die Thurgauer Zeitung, 12.01.1894.<sup>1</sup>**

Kreuzlingen 12. Jan.[18]93.[richtig: 1894]

An die Redaction der Thurgauer Zeitung!

Tit.!

In der heutigen Nummer Ihres Blattes bemerken Sie unter der Rubrik Deutschland, daß der nur für Leute mit Vorliebe für haut goût interessante Stauffer - Lydia Escher-Handel nicht zur Ruhe kommen könne u. erwähnen im folgenden Satze eine von mir verfaßte Studie über jene Affäre.

Ich möchte Sie freundlichst bitten in dieser Beziehung eine reinlichere Scheidung vornehmen zu wollen u. erlaube mir zu diesem Zwecke Ihnen einen Separatabdruck meiner Arbeit einzusenden. Sie werden daraus ersehen, daß man obigem Handel eine sehr ernste u. wichtige Seite abgewinnen kann u. ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß Sie unter diesem Eindrucke in einer späteren Nummer Ihres geschätzten Blattes die Absicht, in der ich meine Studie verfasst habe, klar legen werden. Hochachtungsvoll zeichnet:

Dr. Binsw.

**D4. Kopie eines Briefes<sup>2</sup> von Robert Binswanger an einen Herrn D.<sup>3</sup>, ehemaliger Patient im Bellevue; Freund Robert Binswangers.**

14. Januar [1894]

Mein lieber Herr D.!

Mir ist es übel ergangen. Ich schreibe in eine Zeitschrift (Deutsche Revue) welche von einem kleinen Leserkreis, aber einem gebildeten, gehalten wird, eine Arbeit, um die Ehre St's zu retten. Ich gebe mir alle Mühe zu beweisen, daß Stauffer u. Lydia geisteskrank waren. Meine Arbeit war in einem kleinen Kreise von Medicinern und Juristen von mir vorgelesen worden u. ich wurde von diesen getrieben sie drucken zu lassen. Für's große Publicum war sie nie bestimmt.

Nun ist das erste Blatt, was von dieser Arbeit in Deutschland u. der Schweiz Notiz nimmt: Das Berliner Tageblatt. Was thut es? Es nimmt aus der Arbeit die Klingeraffaire heraus, welche ihr sensationell erscheint u. geeignet Leute hinter einander zu hetzen. Die Hauptsache, die Ehrenrettung Stauffer's ist ihr gleichgültig.

Von diesem Augenblicke an ist das Schicksal meines Aufsatzes entschieden. Niemand aus der Presse liest ihn, jeder Redacteur begnügt sich das Berl.

---

<sup>1</sup> FAB 379.

<sup>2</sup> FAB 380.

<sup>3</sup> Name des Adressaten wurde anonymisiert; im Alter von 68 Jahren war D. in der Zeit von 1889-1890 als Patient im Bellevue. Siehe auch: UAT 441/KG 880.

Tageblatt auszuschneiden u. dieser Ausschnitt wird in jeder Zeitung nachgedruckt. So leichtfertig u. faul arbeitet die Presse.

Wer meine Arbeit liest, der weiß, daß ich auf Grund des Brahm'schen Buches von Klinger die Behauptung aufgestellt: er habe das Unglück St's verschuldet. In einer Studie, wie mein Aufsatz betitelt ist, kann ich nicht alles Detail wieder bringen. Das muß dem Leser bekannt sein oder er muß es bei Brahm nachlesen.

Wenn nun die Zeitungen alle für Klinger eintreten u. mir zurufen, "Bringen Sie Beweise" so war Klinger selbst viel verständiger als die unwissende Preßmeute. Er selbst hat es für nicht nothwendig gehalten, sich direct an mich zu wenden. Er wußte, daß ich auf Brahm fuße, wie er dem Reporter sagte. (das steht ja auch in allen Zeitungen)

Nun kommt freilich der Hauptpunkt, der besonders Herrn Königs interessieren wird wegen Klinger. Letzterer behauptet: "Brahm hat die Wahrheit entstellt".

Actenmässig kann ich bestätigen, daß Brahm die volle Wahrheit gesagt hat u. zwar in schonender Weise.

Was habe ich nun so schweres behauptet gegen Klinger? Der Vorwurf craßer Unverstand ist nichts Ehrenwidriges. Kl. hat nicht aus übler Absicht gehandelt, sondern nur in grober Unkenntniß. Es ist freilich unbegreiflich wie ein gebildeter Mann die gestörte Gemüthsverfassung seines intimsten Freundes so verkennen kann!

Selbstverständlich ist das "Verschulden" Kl.'s nur ein indirectes u. er konnte noch nicht wissen, was für entsetzliche Folgen es für St. hatte.

Thatsache ist: Herr Welti kam nach Rom in der festen Ueberzeugung, St. sei geisteskrank. Klinger aber erklärte Herrn W., er sei im Irrthum, St. sei nicht verrückt, sondern ein Schurke. Auf dies hin, sagt Herr Welti, entschied ich mich, gerichtlich gegen St. vorzugehen. Letzterer kam nun ins Gefängnis. Das war der erste Act des Dramas. -

Es gehört ferner zu meinem Pech daß ich aus Breslau die Separatabdrücke meiner Arbeit noch nicht erhalten habe. Da die "Deutsche Revue" wenig verbreitet ist, so hätte ich die Separatabdrücke so sehr nothwendig für meine Freunde! Frl. Eline Königs wird sich vor Allem wundern daß ich ihr den "versprochenen" nicht sende. -

Also, mein lieber Herr D., haben Sie Dank, daß ich durch Sie Gelegenheit gefunden, mich bei einem Theil meiner Berliner Freunde zu rechtfertigen. Ob ich es in der "Preße" thun werde, weiß ich noch nicht.

Bitte theilen Sie diesen Brief Herrn u. Frl. Königs vertraulich mit u. Jedermann, der sich dafür interessiert. Sollte Herr Königs nach der Lecture von Brahm u. vor Allem von meiner Studie immer noch den Eindruck haben, daß ich Herrn Kl. Unrecht gethan, so hoffe ich, daß ich mich mit ihm persönlich aussprechen kann. Ich komme nämlich im Juni nach Berlin um die landwirthschaftl. Ausstellung zu besuchen. Da die Menschen in der Preße mich so schlecht behandeln, wende ich mich der Natur zu. Ich habe letzthin schon in einer

Bauernwirtschaft in Emmishofen einen großen Vortrag über Landwirtschaft gehalten.

Die herzlichsten Grüße an Ihre Frau Gemahlin, Frau Mamma, Körte's, v. Frantzius, Herrn u. Frau Landrichter, Familie König.

Ihr ergebenster

R. Binsw.

*D5. Briefentwurf Robert Binswanger an Max Klinger.*

*Kreuzlingen 17.01.1894.<sup>1</sup>*

Entwurf

Kreuzlingen 17. Januar 1894

Geehrter Herr!

Auf Ihre Zuschrift vom 12 ds. Mts beehre ich mich, zu erwidern:

Wie aus meiner in der Deutschen Revue veröffentlichten Studie zu ersehen, ist dieselbe von rein wissenschaftlichem psychiatrischem Standpunkte aus geschrieben, wobei ich nach dem ganzen Charakter der Arbeit und der Zeitschrift, in der sie erschien, weder annahm, noch wünschte, daß einzelne Stellen, aus dem Zusammenhang gerissen, von Tagesblättern veröffentlicht würden. Auch bei der Stelle, an welcher Sie Anstoß nehmen, befinde ich mich rein auf ärztlichem Standpunkte und bedaure von diesem aus, daß speziell Sie, bis dahin ein Freund Stauffer's, die Erscheinungen eines durchaus getrübtten Geistes- und Gemüthszustandes nicht als solche erkannten, für dieselben kein Verständniß hatten. Nur in diesem Sinne sind die Aeüßerungen über Sie in meiner Studie aufzufassen, was sich übrigens aus dem Zusammenhang klar ergibt. Dagegen lag es mir selbstverständlich vollständig ferne, Ihre Parteilichkeit im Allgemeinen zu beurtheilen und in Mitleidenschaft zu ziehen oder Ihre Ehre irgendwie anzutasten; ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie im besten Glauben handelten.

Ich habe mir lediglich bei der Würdigung des Geisteszustands Stauffers und der damit zusammenhängenden und ihn beeinflussenden Umstände die für jede wissenschaftliche Arbeit unbedingt erforderliche und ihr auch zustehende Freiheit der unumwundenen wissenschaftlichen Kritik und Aeusserung genommen.

Meine Untersuchung verzichtet der Art eines derartigen Essays gemäß auf die Beibringung des thatsächlichen Materials, setzt dies vielmehr als dem Leser bekannt voraus.

Sie stützt sich -, um Ihre Anfrage in dieser Richtung zu beantworten, - insbesondere auch bei Konstatierung des Einfusses, den Ihre Erklärung Herrn Welti gegenüber, am 14. November 1889 in Rom, auf die weiteren Schicksale Stauffers hatte, wesentlich auf das Brahm'sche Buch, dessen einschlägige Stellen, namentlich S 273 u. ff., Ihnen zweifellos bekannt sind; ferner auf die für

---

<sup>1</sup> FAB 381.



einen Kreis von Bekannten bestimmte, eingehendere Darstellung eines Nichtbeteiligten, aus dem Jahre 1890, die, wie angenommen werden muß, auch Hn Brahm vorgelegen hat. Bei der immerhin vertraulichen Natur dieser Mittheilung darf ich Sie bitten, hiervon in der Oeffentlichkeit keinen Gebrauch machen zu wollen. Ich benutze schließlich den Anlaß, Sie zu versichern, daß die Gestalt, welche die Angelegenheit nunmehr in der großen Oeffentlichkeit angenommen hat, mir nicht minder unerwünscht und peinlich ist, als Ihnen.

Hochachtungsvoll [R. Binswanger]

**D6.** *Auguste Forel, Burghölzli: Postkarte mit Abgangsstempel Zürich, 17.01.1894 sowie Eingangsstempel Kreuzlingen, 18.01.1894.*<sup>1</sup>

Burghölzli, 17. I. [18]94

Verehrtester Herr College!

Besten Dank für Ihre Vertheidigung Stauffer's. Sie hatten sehr Recht, gegen diese schmierige Ausbeutung sexueller Skanda[l]geschichten u. dazu noch von armen Geisteskranken mit Energie aufzutreten. Nöthig war es.

Mit colleg. Gruß

Ihr ergebenster

Forel

**D7.** *H. Giesker, Zürich: Handschriftlicher Brief mit Briefkopf. Zürich, 17.01.1894.*<sup>2</sup>

**Dr. jur. H. Giesker**

**Zürich, den 17. Jan. [18]94**

Lieber Robert!

Besten Dank für die Zusendung Deiner Studie über Stauffer! Ich habe sie mit Interesse gelesen und es freut mich nicht nur das Resultat, zu dem Du in der Beurtheilung dieses Drama's kommst, - denn es unterstützt u. ergänzt meine bisherige Anschauung von der Sache - sondern es freut mich auch Dein Muth, dieses dein fachmännisches Gutachten rückhaltlos zur Widerlegung so vieler

---

<sup>1</sup> FAB 401; Forel, Auguste (1848-1931). Psychiater. 1877 Habilitation an der Universität in München mit einer Arbeit über die Haubenregion. 1879 wurde er Direktor der Anstalt Burghölzli und Professor der Psychiatrie an der Universität in Zürich. Beschäftigte sich intensiv mit Fragen der Trunksucht, gründete um 1898 eine Trinkerheilstätte in Ellikon und wurde zu einem eifrigen Bekämpfer der Trunksucht. Forel widmete sich auch den Problemen des Hypnotismus und der sexuellen Fragen. 1905 erschien sein Werk „Die sexuelle Frage“, welches in 200.000 Exemplaren abgesetzt und in 11 Sprachen übersetzt wurde. Er gründete 1909 in Salzburg einen Internationalen Verein für medizinische Psychologie und Psychotherapie. Vgl. Kreuter (1996).

<sup>2</sup> FAB 403; Giesker, H., Dr. jur.: Keine weiteren biographischen Angaben vorhanden.

ungünstiger Kritiken über Stauffer zu veröffentlichen u. so zu seiner Ehrenrettung beizutragen.

Trotz Klinger, Vetter, Widmann etc.

Gelegentlich gerne einmal mündlich hierüber Näheres.

Hoffentlich geht es Deiner lieben Frau wieder ganz besser; grüße Sie u. all die [lieben] Deinigen freundlichst von mir!

Dein

H. Giesker

*D8. Ein Brief<sup>1</sup> von einer Frau, unterzeichnet „B.M.“. Es handelt sich um eine einstige Patientin, spätere Freundin Robert Binswangers.<sup>2</sup>*

d. 17. 1.[18]94

Mein lieber guter Freund!

Darf ich mir einen wohlgemeinten Raht erlauben? Der Brief von Herrn D.<sup>3</sup> war gewiß gut, und Ihren Freunden in Berlin gegenüber geboten - aber auch keinen Federstrich möchte ich weiter in der Sache thun, wer da glaubt von Ihnen Rechenschaft fordern zu müssen der mag doch zu Ihnen kommen. Sie wird ihm ja nicht verweigert werden. Doch nur nicht durch die Presse erwidern - ich meine, das ist in ein Wespennest gestochen. Das Ungeziefer ist ja so beutegierig. Sie stürzen sich auf sie los, u. unbeschädigt kommen sie nicht davon. Wissen Sie daß ich mit unbehaglicher Spannung dem nächsten Blatt der "Zukunft" entgegen sehe? Es ist ja ganz schrecklich was diese Sorte für eine Gesellschaft ist. Nichts ist ihnen heilig. -Ich kann gar nicht sagen wie arg mich dieses Nachspiel verletzt, u. wie furchtbar leid es mir ist, daß Ihnen solche Widerwärtigkeit[en] aus dieser Arbeit erwachsen sind die allein Ihrem Edelsinn entsprang. Wenn Sie sich nur wenigstens nicht niederdrücken ließen durch diese ganze leidige Geschichte - das fürchte ich am meisten. - Nächstens mehr[.]Bleiben Sie gesund! - Und sende tausend Grüße!

Ihre B. M.

Mein Mann grüßt herzlich - ist ihm das alles sehr interessant.

---

<sup>1</sup> FAB 414.

<sup>2</sup> UAT 441/KG 772.

<sup>3</sup> Die Briefautorin nimmt Bezug auf denjenigen, der in Dokument D4 von Binswanger angeschrieben wurde. Name wurde anonymisiert, da D. Patient im Bellevue gewesen ist. Siehe hierzu die Erläuterung bei Dokument D4.

**D9.** Ein Brief, bestehend aus mehreren Briefkarten,<sup>1</sup> unterzeichnet mit einem Monogramm „Cl. B.“; es handelt sich um eine Patientin Binswangers.

Wien, 18.01.1894.<sup>2</sup>

**I. Reichsrathstrasse 19.**  
[1894]

Wien 18/1

Cher ami! Trotz verschiedenartigster Abhaltungen in diesen Tagen, respect. Anforderungen an meinen armen Kopf, konnte ich es nicht unterlassen, die Tage, welche ich jetzt [!] eben (pour cause) im Bett zubringen mußte, dazu zu benützen um eine Sache die sie so sehr beschäftigt hat, gründlich zu studieren, darüber zu denken, u. mein[e]r unmaßgebenden Ansichten darüber, für Sie niederzuschreiben. - Ob Sie die Geduld aufbringen dieselben zu lesen, weiß ich nicht; jedenfalls [!] sehen Sie, daß Alles was in irgend einem Bezug zu Ihnen steht, mich mehr als was immer sonst, interessiert: Ihrer gestrigen Karte entnehme ich, daß die Affaire Klinger, Sie viel mehr affizirt als sie werth ist. Sie haben von Ihrem wissenschaftlichen Standpunkt, den Mann etwas zu scharf verurtheilt, aber dennoch in der Sache gerecht; darum hätte er es ruhig einstecken müssen; daß er das nicht thut- ist sein eigener Schaden. Sie wird deshalb Niemand verurtheilen also nehmen Sie die Sache kühl. Schreiben Sie mir recht bald, bitte! Meinen ausführlichen Brief aus Abbazia haben Sie doch seinerzeit bekommen? Mein Befinden ist immer schlecht; ich war seit meiner Rückkehr 8!d[es] M[onats] noch nicht über der Schwelle des Hauses. Meine Wohnung ist sehr schön. Wie gern möchte ich Sie Ihnen zeigen - und - nein kein und - ich bin so die Vernunft selbst, lebe nur der Pflicht, u. opfere mich factisch auf; denn was bei Andern ganz selbstverständlich, nämlich das Stadtleben mit seinen mannigfachen Anforderungen - wird bei meinem Gesundheitszustand, Alles zu schweren Lasten.

1000 Grüße von Ihrer

Cl. B.

**D10.** Briefentwurf Robert Binswanger an die Redaktion der Thurgauer Zeitung.  
Kreuzlingen, 18.01.1894.<sup>3</sup>

Kreuzlingen, den 18. Januar 1894.

An die Redaktion der "Thurgauer Zeitung" Frauenfeld!

Tit.!

Gestatten Sie mir, daß ich den Ausführungen Ihrer gestrigen Nummer über meine Stauffer-Arbeit einige Bemerkungen anreihe, welche wohl die Angelegenheit in Ihrem geschätzten Blatte zum Abschluß bringen dürften.

---

<sup>1</sup> FAB 375.

<sup>2</sup> Siehe auch: UAT 441/574; UAT 441/1407. Mehrere Aufenthalte als Patientin im Bellevue.

<sup>3</sup> FAB 382.

Meine Arbeit betitelt sich ausdrücklich "Studie". Es liegt in dem Character einer solchen, daß sie auf Beibringung des thatsächlichen Materials, aus dem sie folgert, verzichten muß. Entweder soll dies dem Leser bekannt sein oder er kann es in den Quellen nachlesen. Als diese habe ich in meiner Studie nachdrücklich auf Otto Brahms Buch: "Karl Stauffer-Bern, sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte" aufmerksam gemacht. Der ganze Antheil, den Klinger nach der durchaus authentischen Schilderung Brahms, in Florenz u. Rom an den Geschicken Stauffers genommen, mußte mich dazu führen die Verkennung des getrübbten Geistes- u. Gemüthszustandes seines intimen Freundes an ihm als unbegreiflich hinzustellen.

Diese Freiheit der wissenschaftlichen Kritik habe ich mir genommen, war aber und bin weit davon entfernt die Persönlichkeit Herrn Klingers im Allgemeinen zu beurtheilen geschweige denn, wie dies schon zu anderenorts [zu] lesen war, seine Ehre anzutasten. Meine Studie habe ich der "Deutschen Revue" (nicht „Deutsche Rundschau“) über das gesamte nationale Leben der Gegenwart, anvertraut, in der Hoffnung, daß deren Kenntniß auf wissenschaftliche Kreise beschränkt bleibe. Diesem Traum hat das "Berliner Tageblatt" durch die Zerstückelung meiner Arbeit u. speziell durch das Herausgreifen der Klingerschen Episode ein jähes Ende bereitet u. die Gestalt, welche die Angelegenheit nunmehr in der großen Öffentlichkeit angenommen, ist mir ebenso unerwünscht wie Herrn Klinger. -

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Dr. Binswanger.

**D11.** *Ed[uard] Leibel, Konstanz: Handschriftlicher Brief.*

*Konstanz, 18.01.1894.<sup>1</sup>*

Konst[an]z, 18/1 [18]94

Verehrter Herr Doktor!

Empfangen Sie meinen besten Dank für die sehr interessante Arbeit, die Sie die Güte hatten, mir mitzuteilen.

Da mich die Brahm'sche Schrift sehr erregt, ja - ich möchte auch fast sagen - "seekrank" gemacht hat, war mir eine sachverständige Würdigung sehr lieb zu lesen.

Weniger beanstandet habe ich jetzt die Thätigkeit Klinger's, als die Dienerei des Bundesrats gg das Haus Welti-Escher u. das Verhalten der italien. Gerichte, das allen modernen Kulturbegriffen direkt ins Gesicht schlägt.

Im " Corriere della Sera", der Sie, nebenbei gesagt, als "celebre medico" bezeichnet, finde ich heute eine Erklärung für jene Haft in einem allgem. gehaltenen Artikel eines angesehenen Deputierten, welcher den ital. Richtern politische Beeinflußbarkeit ganz direkt vorwirft.

---

<sup>1</sup> FAB 412; Eduard Leibel. Keine biographischen Angaben vorhanden.

(NB. Der Art[i]kel] denkt nicht an Stauffer).

Mit der Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung und nochmaligem Dank

Ergebenster

Ed. Leibel

**D12.** *Roller, Konstanz: Brief.*

*Konstanz, 18.01.1894.*<sup>1</sup>

Konstanz Villa Rheineck, 18. Januar 1894.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Für die gütige Uebersendung Ihrer psychiatrischen Studie über Karl Stauffer-Bern, an deren mündlichen Vortrag ich mich noch mit Vergnügen erinnere, sage ich Ihnen meinen verbindlichen Dank. Es wird Ihnen gewiß zur lebhaften Genugthuung gereichen im Dienste Ihrer Wissenschaft thätig zugleich der gerechten Beurtheilung des beklagenswerthen geistvollen Mannes die Wege gewiesen zu haben.

In ausgezeichnetener Hochachtung

Ihr ergebener

Roller.

**D13.** *Adolf Deucher, Kreuzlingen: Visitenkarte.*

*Kreuzlingen, 20.01.1894.*<sup>2</sup>

**Dr. jur. Adolf Deucher.**

Kreuzlingen, 20. I. [18]94

mit bestem Dank für Ihre übersandte Brochüre;

hochachtungsvoll u. ergeben.

---

<sup>1</sup> FAB 422; Roller. Keine biographischen Angaben vorhanden.

<sup>2</sup> FAB 396; Deucher, Adolf (Karl Wilhelm) (1831-1912). Schweizer Politiker und Mediziner. Dr. med., Dr. jur., Ehrenbürger von Frauenfeld und Genf. Ließ sich nach seinem Medizinstudium als Arzt in Steckborn sowie in Frauenfeld nieder. Wurde 1855 Mitglied der thurgauischen Kantonsregierung und beteiligte sich als Abgeordneter der Freisinnspartei an der Verfassungsrevision von 1869. 1869-72 und 1879-83 Nationalrat. Setzte sich für Revision der Bundesverfassung ein. 1883 Nationalpräsident und Mitglied des Bundesrats. 1886, 1897, 1903 sowie 1909 Präsident des Bundesrats. Aus: Biogr. Encyklopädie (2002), sowie: DBA-NF (1989) nach: Historisches biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 2 (1924).

**D14. Fritz Voellmer, Basel: Briefkarte.**

Basel, 20.01.1894.<sup>1</sup>

Basel 20. Jan. [18]94

Geehrter Herr! Für die freundliche Uebersendung Ihrer interessanten Schrift über Stauffer sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank.

Mit freundl. Gruß

Fritz Voellmer

**D15. Joseph Viktor Widmann, Bern: Handschriftlicher Brief.**

Bern, 20.01.1894.<sup>2</sup>

Bern, d. 20. Jan. 1894.

Geehrter Herr!

Die Zusendung Ihrer Schrift über Stauffer verdanke ich Ihnen bestens. Sie erwähnen in derselben auf S. 14 auch der zynischen Auslegung, die ich jener Notiz Stauffers: "ich habe sie mit Eindrücken besoffen gemacht..." gegeben. Ich kann mich geirrt haben; das Wörtchen "instinktiv", dessen Stauffer sich dort bedient, hat mich vielleicht auf falsche Fährte geführt. Übrigens dachte ich mir nichts anders darüber, als daß er ihr eine große Szene vorgespielt habe, in der er ihr seine ungeheuerlichen Zukunftspläne entwickelte bis sie davon ganz berauscht war. Mir mißfiel nur, daß er sich das hintennach so notierte. Das eben schien mir cynische Berechnung, mochte nun in jener Szene mehr oder weniger Erotik mitspielen. Ich erlebte mit Stauffer noch ein anderes Stückchen, das in dieses Capitel gehört. Als ihn Herr Dr. Vogt aus Florenz nach Bern gebracht hatte, besuchte mich Stauffer und erfuhr aus meinem Munde zuerst, daß Lydia nichts mehr von ihm wissen wolle. Darauf antwortete er mit brutalen Ausfluchen: "Kann sie gar nicht! Ist ja im dritten Monat von mir schwanger." Ein Mann, der sich an diese Hoffnung klammert, um sich der Geliebten sicher zu fühlen und der, um nur momentan diese Hoffnung aussprechen zu können, die geliebte Frau so mit Worten Preis gibt, scheint allerdings jeder cynischen Berechnung fähig. Nun sagen Sie freilich- und haben es in Ihrer Schrift bewiesen: St. war geisteskrank u. also für seine Thaten u. Worte nicht mehr verantwortlich. Nur scheint es Ihrerseits ein Irrthum d.h. eine Überspitzung dessen, was man Laien hinsichtlich Unterscheidung von extravaganten Künstlerliederlichkeiten und Irrsinn zutrauen kann, wenn Sie verlangen, daß damals schon alle Leute hätten einsehen sollen, ein Irrsinniger stehe vor ihnen. In dieser Beziehung, fürchte ich, haben Sie auch Klinger Unrecht gethan. Was Ihre Berufspflicht ist, braucht nicht in der Urteilsfähigkeit jedes Künstlers oder Litteraten vorhanden zu sein: die Diagnose auf Irrsinn.

---

<sup>1</sup> FAB 428; Voellmer Fritz. Keine biographischen Angaben vorhanden.

<sup>2</sup> FAB 431; Angaben zur Person siehe D 2.

Sehr gefallen aber hat mir in Ihrer Schrift die Darstellung der induzierten Psychose Lydias u. Stauffers, ferner die feste entschiedene Abweisung des von Brahm supponierten Liebesromans.

Hochachtungsvoll

J. V. Widmann

**D16.** *Christian Baeumler, Freiburg: Postkarte mit Abgangsstempel Freiburg, 21.1.1894 und Eingangsstempel Kreuzlingen, 22.01.1894*<sup>1</sup>

### Drucksache

**Freiburg i. B., Datum des Poststempels 21. I. [18]94**

**An** Herrn Dr. Robert Binswanger **in** Kreuzlingen am Bodensee Schweiz

**Mit dem verbindlichsten Dank bescheinige ich den Empfang Ihrer freundlichen Zusendung.**

**Prof. Dr. Bäumler.**

**D17.** *Franz Fischer, Pforzheim: Postkarte mit; Abgangsstempel Karlsruhe, 22.01.1894, Eingangsstempel Konstanz, 22.01.1894.*<sup>2</sup>

**An** Herrn Dr. R. Binswanger Direktor des Asyls "Bellevue" Konstanz am Bodensee.

Pforzheim, 22. Januar 1894

Verehrtester Herr College!

Ich bin Ihnen sehr dankbar für die liebenswürdige Zusendung Ihrer psychiatr. Studie über Karl Stauffer-Bern, auf die mich schon die Frkft. Ztg. sehr begierig gemacht hatte. Nun hoffe ich aber auch, daß Sie dieses Jahr zu uns nach Baden kommen und uns einen Vortrag zusagen, da der mediz. Congreß in München ausfällt. Sobald ein Termin bestimmt ist, werde ich Ihnen noch darüber schreiben.

Einstweilen bin ich mit frdl. Grüßen Ihr dankbarer

Fischer

---

<sup>1</sup> FAB 371; Baeumler, Christian F.H.B (1836-?). Arzt. Wirkte seit Herbst 1876 als Professor und Direktor der medizinischen Klinik zu Freiburg i. B. Aus: BLÄ (1929), S. 286.

<sup>2</sup> FAB 399; Fischer, Franz (1851-1914). Arzt. Widmete sich schon früh der Psychiatrie. Ab 1875 als Hilfsarzt in der vom Vater Franz Fischer d. Ä. geleiteten Anstalt in Pforzheim. 1889 Ernennung zum Direktor der Anstalt Pforzheim. 1902 Geheimer Medizinalrat. Aus: Kreuter (1996).

**D18.** August Mercklin, Lauenburg i. Pommern: Postkarte, 22.01.1894.<sup>1</sup>

An Herrn Director Dr. Binswanger in Konstanz a / Bodensee, Curhaus Bellevue  
Lauenburg i. Pomm[ern], 22. I. [18]94

Verehrter Herr College!

Besten Dank für Ihren Stauffer-B. den ich gestern mit großem Interesse gelesen habe. Ein wie großer Fortschritt durch das feine Studium der "Entartung" errungen ist, davon giebt Ihre Arbeit in Ihrer praktischen Nutzenanwendung zur Ehrenrettung eines unschuldig Verurteilten beredtes Zeugniß. Uns geht es hier gut - ich hoffe Sie befinden sich mit den Ihrigen ebenfalls wohl. Herzliche Grüße! Ihr ergebener

Mercklin

**D19.** Eine Postkarte.; Abgangsstempel Frauenfeld, 23.01.1894 sowie Eingangsstempel Kreuzlingen, 24.01.1894; unterzeichnet mit dem Monogramm „E. H.“<sup>2</sup>

**Redaction des Correspondenzblattes Schweizer Aerzte**

23/1. [18]94

M[ein] I[ieber] Fr[eun]d.

Ich habe Deine Studie mit größtem Interesse gelesen; sie imponiert mir nicht nur, ihres bedeutungsvollen, klaren & überzeugenden Inhaltes wegen sondern auch durch glänzende Sprache, welche Du darin führst. - Es war mir ein rechter Genuß, dein Geistesproduct zu genießen & zudem belehrte es mich nachhaltig darüber, daß die Anschauung, die ich bei "nur oberflächlichem Verkehr" mit Stauffer (während meines Berliner Aufenthaltes) über seine CharakterEigenschaften[sic] mir aneignete, wohl ganz & gar unrichtig war & sich bei gründlicherer Kenntniß des Mannes gewiß modifiziert, ja gänzl[ich] geändert hätte. Herzl. Dank, Gruß & Glückwunsch zum berechtigten Erfolge

Dein E. H.

---

<sup>1</sup> FAB 415; Mercklin, August (1856-1928). Arzt. Nach seinem Medizinstudium zur weiteren Ausbildung bei Carl Westphal an der Berliner Charité sowie bei Binswanger in Kreuzlingen. Wurde 1881 zweiter Arzt an der Irrenanstalt Rothenberg bei Riga. 1893 trat er als zweiter Arzt in die Pommersche Prov. Irrenanstalt Lauenburg ein. 1898 Ernennung zum Direktor der nach seinem Programm neubauten Prov. Heil- und Pflegeanstalt Treptow/Rega. 1915 geheimer Sanitätsrat. Aus: Kreuter (1996).

<sup>2</sup> FAB 427; Es handelt sich um Dr.med. Elias Haffter, Frauenfeld. Mitherausgeber der Zeitschrift „Correspondenz-Blatt für Schweizer Aerzte. 2. Herausgeber war Dr. A. Jaquet, Basel.



**D20.** Theodor Ettliger, Karlsruhe: Brief.

Karlsruhe, 23.01.1894.<sup>1</sup>

**Theodor Ettliger Fichtestrasse 3**

**Karlsruhe, den 23. Jan.[18]94**

Lieber Robert!

Besten Dank für die Broschüre! Dieselbe hat mich sehr interessiert. Es ist ja häufig sehr schwierig, die psychischen und allenfallsige pathologische Momente richtig zu erkennen und zu schützen, und die Klatschsucht ist immer bereit, dieselben vollständig zu ignorieren. Es ist deshalb gewiß gut, wenn ein so viel besprochener Fall von berufener Seite auch dieser Richtung unterzogen wird. Wenn die Menschen in dieser Beziehung weniger beschränkte Ansichten hätten, wäre gewiß vieles besser. Auch für die Bilder danke ich Dir sehr. Deine zuletzt gesandte Photographie ist mir viel lieber, als die erste, in der ich einen strengen Zug finde, der mir in deinem Gesicht fremd ist. - Ich hoffe, daß der Winter bei Euch gut verlaufen ist. In Karlsruhe war sehr viel Influenza; glücklicherweise sind wir verschont geblieben. Herzliche Grüße an Deine liebe Frau, die Kinder, Louise & Dich selbst von

Deinem Theodor.

**D21.** Georg Fischer, Konstanz: Brief.

Konstanz, 16. und 24.01.1894.<sup>2</sup>

**Heilanstalt Konstanzer Hof**

**Dr. Gg. Fischer. – Dr. F. Mülberger.**

**Konstanz, den 16. I. 1894**

Verehrter Herr College!

Es hat mich sehr gefreut, daß Sie sich entschlossen haben Ihre Epikrise des Falles Stauffers dem Druck zu übergeben und danke Ihnen bestens für Uebersendung des Separat-Abdrucks. Hoffentlich macht Ihnen Herr Max Klinger keinen Besuch. Die Bekanntschaft des berühmten Künstlers war unter

---

<sup>1</sup> FAB 398; Ettliger, Theodor (? – 1904). Jüdischer Fabrikant in Karlsruhe-Durlach. Gründete im Jahr 1882 gemeinsam mit Heinrich Herrmann die Glacélederfabrik Hermann & Ettliger in Durlach, welche später zu einer der grössten Durlacher Industrieunternehmen gehörte. Quelle: Stadt Karlsruhe, Kulturamt, Stadtarchiv & Historische Museen, sowie: Schmitt (1990), S. 204-207.

<sup>2</sup> FAB 400; Fischer, Georg (1836-1921). Arzt. Etwa seit 1878 ärztlicher Direktor der Privatheilanstalt Maxbrunn in München-Haidhausen. Übernahm nach einigen Jahren die ärztliche Direktion der Heilanstalt Wihelmsbad bei Stuttgart-Cannstatt. Im Winter 1889/90 wurde nach seinen Plänen das Hotel „Constanzer Hof“ in Konstanz zu einer Heilanstalt um- und ausgebaut. Fischer übernahm dort die ärztliche Leitung. Aus: Kreuter (1996), sowie: Faulstich (2007), sowie: DBA-NF (1989).

solchen Umständen nicht sehr angenehm. Uebrigens ist der auch halb verrückt. Kennen Sie die "Geschichte eines Handschuhs"<sup>1</sup> von ihm?

Ich lebe in unfreiwilliger Weltentsagung. Seit 5 Wochen bin ich krank, hatte eine recht kräftige Influenza und erhol mich so langsam, daß ich nur wenige Stunden am Tage arbeiten kann. Mülberger war noch schlimmer dran als ich. Nach hochfieberhaftem Einsatz der Krankheit drohte bei ihm gleich in den nächsten Tagen ein akutes Lungen-Ödem. Er hat sich aber relativ rascher erholt und ist seit vorgestern auf Erholungsreise.

Mit bester Empfehlung an Sie, Ihre verehrte Frau Gemahlin und Herrn Coll. Smidt

Ihr ergebenster

GG Fischer

24. Jan. [1894]

Der Brief blieb für heute liegen, da Emilie auch schreiben wollte. Sie wurde ja doch gestört und beauftragt mich, Dir auch in ihrem Namen zu danken. Sie wird nächstens selbst schreiben.

**D22.** *Jacob Christinger, Hüttlingen: Postkarte. Abgangsstempel Wellhausen, 26.01.1894 sowie Eingangsstempel Kreuzlingen, 26.01.1894.*<sup>2</sup>

Hüttlingen 25. Jan. [18]94 b. Frfld.

Hochgeehrter Herr!

Ihre wertvolle Monographie über C. Stauffer habe ich erhalten, mit grossem Interesse gelesen u. spreche Ihnen dafür meinen besten Dank aus. Sie war mir um so willkommener, als ich gerade durch einen Artikel in d. Basl. Nachr. auf den neu erwachten Streit aufmerksam geworden war. Ich glaube, dass Sie in Ihren Ausführungen Recht haben, obgleich es immer schwer sein wird, die Grenze zwischen moralischer Entartung u. Psychose festzustellen. Hochachtungsvoll gr. Ihr ergb.

Jac. Christinger.

---

<sup>1</sup> Klinger, Max: „Paraphrase über den Fund eines Handschuhs“, Radierung, 10 Blätter, Rad. Op. VI, II. Ausgabe. München 1882. Die erste Ausgabe erschien 1881 unter dem Titel „Ein Handschuh. Zyklus von zehn Kompositionen radiert von Max Klinger.“ Rad. Opus VI, 25 Exemplare. München 1881. Aus: Klinger Ausstellungskatalog (1992).

<sup>2</sup> FAB 394; Christinger, Johann Jacob (1836-1910). Pfarrer, Dekan, Kirchenrat. Rektor der Thurgauischen Kantonsschule 1868-1870, Pfarrer in Arbon 1870, Pfarrer in Hüttlingen 1875, Dekan des Kapitels Frauenfeld 1898, Primar- und Sekundarschulinspektor. Verfasste einige Biographien sowie zahlreiche Schriften pädagogischen und hygienischen Inhalts. Aus: DBA-NF (1989) nach: Historisch-biogr. Lexikon d. Schweiz (1924), sowie: Kürschners Dt. Literaturkalender (1936).

**D23. F. Ziegler-Brunner, Berg: Brief.**

*Berg, 25.01.1894.<sup>1</sup>*

Berg [,] d 25.I.[18]94

Mein lieber Freund!

Die Zusendung Deiner Brochure, wofür ich bestens danke, habe ich erwartet u. war umsomehr gespannter darauf, als Du im Herbst davon sprachest. Damals hast Du kaum vorausgesetzt, daß die Geschichte in dem fernen Berlin einem Redactor Prügel u. Dir Unannehmlichkeiten eintragen würde, die hoffentlich nicht zuweit gehen. Die Thurg. Ztg. kam mir wirklich komisch vor, daß sie die Sache am Kopfe ihres "Weltblattes", im polit. Theil zerzauste - was verstehen diese Thurgauer Bauern von solchen subtilen Definitionen! Diese Dame Th. Ztg. wird zu "gebildet" u. weicht darum geringer werthigen aber verständlicheren Volksblättern. Was nun die Sache selbst betrifft, so hast du Dir viele u. meiner Ansicht nach durchaus erfolgreiche Mühe gegeben, den Entwicklungsgang der Krankheit in helles Licht zu setzen u. den ohnehin tief zu bedauernden Mann als Mensch u. Künstler zu rehabilitieren, was ich umso mehr verstand, als ich gerade vorher durch die Rundschau-Briefe u. die Biographie - so weit mir Zeit zum lesen sich bot - eine mir selbst ganz unerwartete sehr achtungswerthe Meinung von des Künstlers Fleiß u. Lebenshaltung in seinen guten Tagen mir bilden mußte. Speziell nun, wer aus eigener Erfahrung weiß, was Geisteskrankheit ist, fühlt sich doppelt zu Dank verpflichtet, Leute zu finden, die die pathologischen Erscheinungen verstehen u. auch das Schlimmste, was da begegnen mag, von dem eigentlichen Menschen zu trennen wissen. - Andererseits nun, abgesehen von der Brochure, boten die Purzelbäume der Leiden, einmal in der unverhülltesten Weise dem Publicum bekannt gemacht, diesem etwas starken Tabak zum Verstehen, u. ferner hätte ein jahrelanges, gar so intimes Verständniß (wenn auch anfangs noch so respectabel) von zwei Unverheiratheten wohl auch normalen Menschen Gefahr zu Zweideutigkeiten geboten u. ist vielleicht deshalb der Instinkt des Laien doch nicht so ganz fehl gegangen. Unter allen Umständen aber ist doch Krankheit als des Räthsels Lösung weit vorzuziehen vor der Ausflucht mit der doppelten Moral von "Künstler u. Mensch". Verzeih mir meine Eile; ich mußte das Schreiben förmlich herausstehlen, um dir zu danken, denn ganz von Influenza mit den schlimmsten Complicationen umgeben habe ich neben allem Andern nur mit Kranken u. Leichenpredigten zu thun; Gott sei dank selber ganz gesund läßt sich aber alles bewältigen. - Auch meine Familie ist gut dran, wir hoffen dasselbe von Euch insbesondere von Deiner Frau Gemahlin. Nach Mitte Februar, wenn das Gestürm vorüber, hoffen wir, auch wegen Geschäften in Cstz.[Konstanz], einmal zu Euch zu gelangen. Inzwischen herzliche Grüße von Haus zu Haus, besdr[sic.] von

Deinem F. Ziegler- Brunner.

---

<sup>1</sup> FAB 434; F. Ziegler-Brunner. Wahrscheinlich ein Pfarrer. Keine weiteren biographischen Angaben vorhanden.

[*Nachtrag am Rand von S.4: Unsre Aerzte werden buchstäblich zu Tode gesagt. ]*

[*Zweiter Nachtrag am Rand von Seite 3: Hensser [?] hat [...] auf Neujahr einen großen Brief an mich geleistet, was man für etwas halten muß; leider ist er wieder weniger sachl. ]*

**D24.** *Stoß, Bern: Brief, 27.01.1894.*<sup>1</sup>

Bern, den 27 Januar 1894

Hoch geehrter Herr,

für Ihre psychiatrische Studie danke ich Ihnen verbindlichst. Ihre Darstellung hat mir den Fall vollkommen aufgeklärt. Auch ich war bisher an dem merkwürdigen Testament hängen geblieben, aber gewiß haben Sie Recht, wenn Sie überall den pathologischen Charakter der Handlung beachtet wissen wollen. Dem Laien wird es eben schwer begreiflich, daß eine vornehm veranlagte Natur selbst in geisteskrankem Zustande Gemeinheiten begehen könne. Vielleicht läßt sich das so vereinigen, daß der Geisteskranke das Gemeine nicht mehr empfindet, er handelt also im Grunde nicht aus gemeinem Motiv, während wir diese von der äußerlich gemeinen Handlung nicht zu trennen vermögen.

Verwundert hat es mich, daß Sie Stauffer Mangel an Selbstbeherrschung in dem Sinne vorwerfen, als ob er sich diese hätte erwerben können. Ist dieser Mangel nicht gerade die unverbittliche Folge seiner psychischen Veranlagung, die allerdings durch Erziehung und fremde Einwirkung hätte vermindert werden können?

Ganz stimme ich dem bei, was Sie über die Beurtheilung geisteskranker Verbrecher bemerken. Es sollte aber dafür gesorgt werden, daß jeder gefährliche Geisteskranke rechtzeitig verwahrt wird wegen seines Zustands.

Dem Fürsprech Stauffer thun Sie insofern Unrecht als er selbst Psychopath ist. Er hat den letzten Truppenzusammenzug als Major mitgemacht und sich dabei ganz toll geberdet. Er ließ wiederholt Generalmarsch schlagen ohne Veranlassung und fingirte eine Feuersbrunst um zu prüfen, ob Militär und Bürger ihre Pflicht thun. Dr. Emil Lanz<sup>2</sup> in Biel, der ihn behandelte, betrachtete den Fall soviel ich weiß übrigens als eine durch Diensteyer veranlasste Ueberreizung, während von anderer Seite eine weniger günstige Diagnose gestellt worden sein soll. Ich selbst habe beobachtet, daß Stauffer einmal die Thränen in die Augen traten, als ich sein Verhalten als Anwalt in richterlicher Stellung bemängelte.

---

<sup>1</sup> FAB 418; Die Unterschrift lautet Stoß. Es handelt sich offenbar um einen Juristen, vielleicht einen Rechtsanwalt („Fürsprech“). Nach den Adressbüchern der Stadt Bern von 1893/94, S. 66, kommen in Frage: Alfred Stooss, Marktgasse 59; Dr. Karl Stoss, Professor; Sam. Stooss, Oberrichter. Dank an Frau Margit Zwicky, Stadtarchiv Bern.

<sup>2</sup> Lanz, Emil (1851-1926), Dr.med., Spitalarzt, Chefarzt für innere Medizin. Ließ sich 1878 in Biel im Heilmannschen Hause an der Schmiedengasse als praktischer Arzt (Geburtshelfer) nieder. Aus: Bourquin u. Bourquin (1999).

Noch möchte ich Ihnen meine Freude darüber aussprechen, daß Sie die kritische Stelle in dem Tagebuch nicht erotisch aufgefaßt wissen wollen. Stauffer hätte das übrigens anders ausgedrückt.

Hochachtungsvoll

Stoß

*D25. Rudolf Ulrich Krönlein, Fluntern-Zürich: Visitenkarte, 28.01.1894.<sup>1</sup>*

**Prof. Dr. R. U. Krönlein**

**Fluntern-Zürich.**

28/1.[18]94

Meinen besten Dank für die freundl. Zusendung! Der Aufsatz hat mich, als ich ihn zuerst in der Deutschen Revue las, sehr interessiert. Besonders freute mich darin v[or] A[llem] Ihr Urtheil über Brahm's Buch; es stimmt mit dem eigenen völlig überein.

Besten Gruß

Ihr R[.] U[.] Krönlein

*D26. Gottlieb Burckhardt, Neuchâtel: Visitenkarte 29.01.1894.<sup>2</sup>*

**Le Directeur Dr. G. Burckhardt, Médecin en Chef de la maison de Santé de Préfargier Neuchâtel.**

*Auf der Rückseite handschriftlich:*

1894. I. 29.

remercie M. le Dr. Binswanger de l'aimable envoi de sa brochure "Karl Stauffer-Bern".<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> FAB 411; Krönlein, Rudolf Ulrich (1847-1910). Chirurg. Um 1880/81 Ernennung zum Extraordinarius. 1881 Berufung als Ordinarius nach Zürich als Nachfolger von Prof. Rose, der nach Berlin ging. 1886 bis 1888 Rektor der Universität Zürich. Aus: Kreuter (1996).

<sup>2</sup> FAB 392; Burckhardt, Gottlieb B. (1836-1907). Irrenarzt. Wirkte seit 1882 als Direktor der Irrenanstalt in Préfargier (Kanton Neuenburg, Schweiz). Aus: BLÄ (1929), sowie: DBA-NF (1989).

<sup>3</sup> *Übersetzung:* Der Direktor Dr. G. Burckhardt, Chefarzt der Nervenklinik Préfargier Neuchâtel. dankt Herrn Dr. Binswanger für die freundliche Übersendung seiner Broschüre „Karl Stauffer-Bern“.

**D27.** Postkarte mit Abgangsstempel Basel, 29.01.1894 und Eingangsstempel Kreuzlingen, 30.01.1894; unterzeichnet: Z.<sup>1</sup>

Basel 29.1.[18]94.

L[ieber] Fr[eund].

Besten Dank für die frdl. Zusendung, die mich sehr interessiert und in erwünschter Weise über Verschiedenes aufgeklärt hat. Grüsse an Dich und Joy[?]

Dein Z.

**D28.** Heinrich Obersteiner, Döbling: Postkarte mit Abgangsstempel Wien, 31.01.1894 und Eingangsstempel Konstanz, 01.02.1894.<sup>2</sup>

Döbling, 30.01.1894.

An Herrn Dr. Rob. Binswanger in Konstanz.

Döbling, 30.1.[18]94

Besten Dank für die interessante Studie und herzlichen Gruß.

Ergebenest

Obersteiner

**D29.** Bernhard Oebeke, Bonn: Postkarte mit Abgangsstempel Bonn, 31.01.1894 und Eingangsstempel Kreuzlingen, 01.02.1894.<sup>3</sup>

Herrn Dr. Robert Binswanger Kreuzlingen bei Konstanz Schweiz.

Bonn 31.1.[18]94

Geehrter Herr College!

Für die freundliche Uebersendung Ihrer Abhandlung aus der deutschen Revue besten Dank. Ich habe sie mit lebhaftem Interesse gelesen. Der "Freund" K.[linger] scheint, nach den Folgen Ihres Aufsatzes zu urtheilen, ein jähzorniger, wenig überlegamer Mann zu sein. Freundlichen Gruß Ihr ergebener

Dr. Oebeke.

---

<sup>1</sup> FAB 432; Z. Keine biographischen Angaben vorhanden.

<sup>2</sup> FAB 416; Obersteiner, Heinrich (1847-1922). Österreichischer Neurologe, Psychiater. Leitete seit 1872 gemeinsam mit seinem Schwiegervater Maximilian Leidesdorf die Privat-Heilanstalt in Oberdöbling bei Wien. 1880 Ernennung zum a.o. Professor. 1898 zum o. Professor. Aus: Biogr. Encyklopädie (2002).

<sup>3</sup> FAB 417; Oebeke, Bernhard (1837-1913). Psychiater. Arbeitete bereits seit Ende seines Medizinstudiums in der von seinem Onkel Franz Richarz gegründeten privaten Heil- und Pflegeanstalt in Eendenich bei Bonn. 1872 übergab Richarz ihm die alleinige Leitung der Anstalt, welche Oebeke 1889 an seinen langjährigen Mitarbeiter F. Heyden abgab. Er selbst blieb consultierender Arzt in Eendenich. 1896 Geheimer Sanitätsrat und im gleichen Jahr Ernennung zum Landes-Psychiater bei der Provinzialverwaltung der Rheinprovinz. 1912 Ernennung zum Ehrenmitglied des Psychiatrischen Vereins der Rheinprovinz. Aus: Kreuter (1996).

**D30.** Fedor Schuchardt, Sachsenberg: Postkarte mit Abgangsstempel 01.02.1894 in Mecklenburg (Ortsname unleserlich: Sch[...]) und Eingangsstempel Konstanz, 02.02.1894.<sup>1</sup>

Sachsenberg, 31.01.1894.

An Herrn Director Dr. Robert Binswanger in Konstanz. (Baden.) Asyl Bellevue.

Sachsenberg, 31 Januar 1894.

Besten Dank für Uebersendung der interessanten Arbeit.

Dr. Schuchard.

**D31.** Franz Ast, München: Brief, 02.02.1894.<sup>2</sup>

München, 02.02.1894.

München 2[.] Febr. 1894

Hochverehrter Herr!

Für die liebenswürdige Zusendung Ihrer so überaus interessanten Studie "Karl Stauffer-Bern" sage ich Ihnen herzlichen Dank. Es war mir ein wahrer Genuß und eine Quelle sehr schätzbaren Belehrung - und zwar nach mehrfacher Richtung hin - sie zu lesen. Sehr bedauere ich es, daß ich vergangenen Herbst nicht hier war, als Sie mir die Ehre Ihres Besuchs zu schenken die Güte hatten. Haben Sie auch hi[e]rfür wärmsten Dank.

Indem ich Sie und Ihre sehr geehrten Herren Schwäger freundschaftlichst grüße und Ihren hochverehrten Damen mich höflichst empfehle, zeichne ich mit dem Ausdruck aufrichtiger höflicher Verehrung und vollster Hochachtung als Ihr ergebenster

Dr[.] Ast

---

<sup>1</sup> FAB 425; Schuchardt, Fedor (1848-1913). Arzt. Geheimer Medizinalrat. 1886 folgte er einem Rufe als Direktor der Großherzoglichen Irrenanstalt Sachsenberg bei Schwerin i. Mecklenburg und wurde 1895 o. Professor der Psychiatrie und Neurologie in Rostock, zugleich Direktor der nach seinen Plänen erbauten Anstalt Gehlsheim. Aus: DBA-NF (1989) nach: Deutsches Zeitgenossen-Lexikon (1905), sowie: BLÄ (1933).

<sup>2</sup> FAB 370; Ast, Franz (1837-1907). Arzt. Titel: Medizinalrat. 1868 wurde er zum Direktor der neuen Kreis-Irrenanstalt für Niederbayern Deggendorf ernannt. 1873 Ernennung zum Direktor der im Bau befindlichen Staats-Irrenanstalt Schussenried. 1891 trat er auf eigenen Wunsch wegen seiner angegriffenen Gesundheit in den Ruhestand. Er siedelte daraufhin nach München um. Vgl. Kreuter (1996), Bd. 1.

**D32.** Hans Heubach, Wiesbaden: Postkarte mit Abgangsstempel Wiesbaden, 03.02.1894 und Eingangsstempel Konstanz 04.02.1894.<sup>1</sup>

**Dr. med. H. Heubach, Wiesbaden, Rheinstrasse 87**

An Herrn Dr. med. Robert Binswanger in Konstanz Belle-Vue

Wiesbaden, 3.2.[18]94

Vielen Dank für die Karte. Die wenig erfreulichen Nachrichten berühren uns sehr schmerzlich. Hoffentlich kommen noch bessere Tage. Viele herzliche Grüsse von Haus zu Haus Ihr

H. H.

**D33.** Dr. Schliep, Baden-Baden: Postkarte mit Abgangsstempel Baden-Baden 03.02.1894.<sup>2</sup>

An Herrn Dr. Robert Binswanger in Konstanz.

Baden-Baden, den 3.2.[18]94.

S. T.

Für den mir gütigst zugesandten Separatabdruck danke ich ganz ergebenst.

Dr. Schliep.

**D34.** Chatelain, Neuchatel: Postkarte mit Abgangsstempel Neuchatel, 05.02.1894 und Eingangsstempel Kreuzlingen 06.02.1894.<sup>3</sup>

Neuchatel, 05.02.1894.

Monsieu le Dr. R. Binswanger Bellevue Kreuzlingen Thurgovie

Neuchâtel, 5 II. 94

---

<sup>1</sup> FAB 406; Heubach, Hans (1843-?). Geboren in Kapkeim, Kreis Wehlan, Regierungsbezirk Königsberg (i.Pr.). Vater Rittergutsbesitzer. (Aus: Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde, Hans Heubach, 1875; „Über Ausscheidung des Weingeistes durch den Harn bei Fiebernden“) Praktizierender Arzt. Dr. med. Im Gästebuch des Hauses „Brunegg“, welches ein Teil des Gebäudekomplexes von Robert Binswangers Heilanstalt „Bellevue“ darstellte, findet sich ein Besuchereintrag vom 26. Januar 1894. Heubach stattete dem „Bellevue“ einen Besuch ab, da Jemand aus seiner Familie sich dort vom Herbst 1893 bis zum Frühjahr 1894 als Patient aufhielt. Siehe dazu: UAT 441. Vgl. auch: Reich-Medizinal-Kalender (1914).

<sup>2</sup> FAB 423; Schliep, Dr.; am ehesten handelt es sich um Paul Fr. Th. Schliep, Geheim. San.-Rat aus Baden-Baden, promoviert 1869 (Aus: Reichs-Medizinal-Kalender 1914).

<sup>3</sup> FAB 393; Châtelain, Auguste (1838-1923). Irrenarzt. Von 1872-1882 Direktor der Irrenanstalt Préfargier, dann Arzt in St. Blaise. 1889-1893 Professor an der Akademie und Universität Neuenburg. 1911-1913 Rektor. Aus: DBA-NF (1989) nach: Historisch-biogr. Lexikon d. Schweiz (1924).



Merci grandement, mon cher confrère, de votre intéressante brochure sur K. Stauffer. Je l'ai lue avec un très vif plaisir et, ne connaissant du cas que ce qu'en avaient dit les journaux politiques, j'ai été[!] heureux d'y voir une fois clair. Tout aliéniste doit souscrire des deux mains à votre lumineux exposé. Ah! L'hérédité quelle horrible chose!

Bien à vous

Dr. Châtelain<sup>1</sup>

**D35.** Peter Dettweiler, *Falkenstein: Postkarte mit Abgangsstempel Falkenstein, 10.01.1894 und Eingangsstempel Kreuzlingen, 11.02.1894.*<sup>2</sup>

*Falkenstein i.T. 10.02.1894.*

Falkenstein i/T, 10/2 [18]94

Allerbesten Dank u. Gruß! Sie müssen nach allen psychologischen u. psychiatr. Gesetzen Recht haben! Ihr ergebenster

Dettweiler

**D36.** Eduard Gustav Eberty, *Berlin: Briefkarten, 13.02.1894.*<sup>3</sup>

Berlin, 13. Februar 1894.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Halten Sie, bitte, mich nicht für undankbar, daß ich Ihnen erst heute für die so gütige Zusendung des Sonder Abdrucks Ihres so überaus interessanten, so fein analysi[e]renden 'Stauer' Essays recht herzlich danke. Schon ehe Ihr so lebenswürdiges Lebenszeichen mich erreichte, hatte ich übrigens den Aufsatz in der im Lesezimmer des Reichstages ausliegenden Fleischer'schen Revue gefunden und natürlich sofort mit größter Spannung gelesen. Meine

---

<sup>1</sup> *Übersetzung:* Neuchâtel, 5. II. 94.

Herrn Dr. R. Binswanger Bellevue Kreuzlingen Thurgau  
Herzlichen Dank, mein lieber Kollege, für Ihre interessante Broschüre über K. Stauffer.  
Ich habe sie mit sehr lebhaftem Vergnügen gelesen und da ich von dem Fall nur das wusste, was in den politischen Zeitungen zu lesen war, war ich glücklich, darüber einmal klar zu sehen. Jeder Irrenarzt wird unter ihre erhellende Darstellung mit beiden Händen seine Unterschrift setzen. Ah! Die Heredität, was für eine schreckliche Sache!  
Beste Grüße Dr. Châtelain

<sup>2</sup> FAB 395; Dettweiler, Peter (1837-1904). Arzt. Wirkte seit 1876 als Dirigent und Spezialarzt für Lungenkranke an der Heilanstalt zu Falkenstein i.T. 1892 verfasste er Mitteilungen über die erste deutsche Volkshelstätte für unbemittelte Lungenkranke in Falkenstein i.T. Setzt sich sehr für die Lehre von der Heilbarkeit der Lungentuberkulose ein. Aus: BLÄ (1930), S. 249; sowie DBA nach: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Bd. 9 (1906); sowie Biographisches Handbuch für das preußische Abgeordnetenhaus 1867-1918 (1988).

<sup>3</sup> FAB 397; Eberty, Eduard Gustav (1840-24.Juli 1894). Syndikus und Stadtrat, Kreisrichter a. D. zu Berlin. 1881-84 Mitglied des Reichstages und einer der Schriftführer seiner damaligen sozialpolitischen Kommission. Publiizierte Abhandlungen kommunalen und volkswirtschaftlichen Inhalts. Aus: DBA-NF (1989) nach: Reichstagshandbuch 1890-1912 Legislaturperioden 8. 1890/95.

Entschuldigung - sie reicht leider immerhin nicht aus; ergänze mir das Fehlende Ihre gütige Nachsicht! - sei der Umstand, daß ich mich Monate lang auf einen über "Weltstädtisches Armenwesen" am 3. d[es] M[onats] vor zahlreichen Zuhörern mit gutem Erfolge gehaltenen Vortrag vorbereitet habe, welcher auf allseitiges Verlangen weiter ausgeführt um Ostern herum publicirt werden wird.

Vielleicht darf ich Ihnen, sehr verehrter Herr, ein Exemplar der Abhandlung daraus unterbreiten. Auch sonst bin ich literarisch ausreichend beschäftigt; was mir etwa noch fehlt, wird mir die Zeit bringen. Meinen einzigen Sohn täglich zu unterweisen, ist meine größte Freude. Er schreitet gut fort. Ich bitte also, meinen verspäteten Dank in gewohnter Nachsicht anzunehmen; Ingleichen meine herzlichste Erkenntlichkeit für Ihren so überaus gütigen Neujahrsgegengruß!

Ihrer verehrten Frau Gemahlin, den Ihrigen, Ihnen meine besten Wünsche für Ihr Wohlergehen sendend, bin ich, mit besten Grüßen an die Herren Dr. Dr. Smidt u. v. Holst u. deren verehrte Damen

Ihr stets dankbar ergebener Sie verehrender

E. Eberty.

**D37.** *Georg Glaser, Münchenbuchsee: Brief, 14.02.1894.*<sup>1</sup>

Münchenbuchsee, den 14ten Febr. 1894.

Hochgeehrter Herr College!

Herr Karl Stauffer sel., über den Sie mich befragen, stellte sich mir auf seiner Rückreise von Florenz am 13ten April 1890 vor und brachte die folgenden 2 Tage in einem hiesigen Gasthause zu, von wo er am 16ten früh plötzlich verschwand, um nach Biel zu seinen Angehörigen zu gehen.

Ich sah ihn während dieser Tage 3 Mal und stellte mir den Entwicklungsgang seiner Krankheit, seinen Erzählungen und meinen Beobachtungen gemäß, in ähnlicher Weise vor, wie Sie. Seinen Zustand in Florenz beurtheilte ich als stark aufgeregte Verwirrtheit mit zahlreichen Gesichts u. vielleicht auch Gehörshalluzinationen; ihr folgte eine Beruhigung mit Hinterlassung eines secundären Schwäch[e]zustandes, mit sehr wechselnder Stimmung und Anklängen an Verfolgungs- u. Größenwahn.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß St. an Paralyse gelitten habe; eine sichere diesbezügliche Diagnose hätte ich damals aus meinen Beobachtungen nicht stellen können; charakteristische Symptome, die diese Diagnose gerechtfertigt hätten, folgten damals.

---

<sup>1</sup> FAB 404; Glaser, Georg (1854-1933). Arzt. Von 1878-1892 Anstaltsarzt der Privat-Irrenanstalt des verstorbenen Dr. Straub in Münchenbuchsee, Kanton Bern. Studienreisen nach Leipzig und Wien. 1892 wurde Glaser zum Direktor der im Bau befindlichen Irren-Heil- und Pflegeanstalt Münsingen (Kanton Bern) ernannt. Er leitete diese Anstalt bis 1912. Von 1912 bis 1920 wieder als Arzt in Münchenbuchsee. Vgl. Kreuter (1996), Bd. 1.

Für die Zustellung Ihrer Broschüre danke ich bestens; ich habe dieselbe soeben mit Interesse gelesen und freue mich, daß dem unglücklichen Manne eine so fachkundige Rechtfertigung zu Theil wurde. Mit Hochachtung,

Dr. G. Glaser.

**D38.** *Conrad Ziegler, Davos: Brief, 24.02.1894.*<sup>1</sup>

Davos, 24. Feb. [18]94

Grüß Gott Binswanger!

Bist ja ein reizender Schriftsteller! Deine Studie über Stauffer hat mich sehr erfreut u. befriedigt. Kannte ihn gut u. weiß daß er der reinste Mensch gewesen in sittlichen Dingen. Deine Darstellung ist gründlich, fein u. überzeugend.

Mit freundlichem Gruß

Dein bald grauha[a]riger, aber noch ungealterter

Conrad Ziegler

bis Juni noch Pf[arre]r i. Davos.

**D39.** *Ludwig Kirn, Freiburg i.B.: Postkarte mit Abgangsstempel Freiburg im Breisgau, 14.03.1894 und Eingangsstempel 14.03.1894.*<sup>2</sup>

Freiburg i.B., 14 März 1894.

Sehr verehrter Herr College!

Leider komme ich erst heute dazu, Ihnen meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die liebenswürdige Übersendung Ihrer psychiatrischen Studie "Karl Stauffer-Bern". Ich habe diesselbe mit großem Interesse gelesen. Sie ist ebenso sachlich, als formell ansprechend geschrieben, daß Ihre Lektüre einen Genuß bereitet. Dabei haben Sie sich des großen Verdienst erworben, einen armen Unglücklichen zu rehabilitieren.

Freundlichst grüßt Ihr ergebener

Prof. Kirn

---

<sup>1</sup> FAB 433; Ziegler, Conrad. Keine biographischen Angaben vorhanden.

<sup>2</sup> FAB 408; Kirn, Ludwig (1839-1899). Arzt. Seit 1864 als Arzt an der Irrenheilanstalt Illenau. Mitassistenten von Kirn waren Krafft-Ebing und Schüle. 1879 Bezirksarzt und Arzt des neuen Zentrallandesgefängnisses. Habilitierte sich 1879 an der Universität Freiburg i.Br. 1883 Ernennung zum a.o. Professor für Psychiatrie in Freiburg i.Br. Dieses Amt übte er bis zum Jahre 1886 aus. Danach beschäftigte er sich vor allem mit dem Gebiet der gerichtlichen Medizin und übte nebenbei eine nicht unbedeutende Privatpraxis aus. Aus: BLÄ (1931); sowie BLÄ (1901); sowie: Kreuter (1996), Bd. 2.

**D40.** Emil Brunnenmeister, Wien: Brief, 27.05.1894.<sup>1</sup>

Wien, 27ten Mai 1894

Lieber Robert!

Du hast die Güte gehabt, mir im vorigen Semester deine psychiatrische Studie über den Maler Karl Stauffer zu senden. Als dieselbe eintraf, hatte ich deine Arbeit bereits gelesen. Klingers Gebaren in Berlin, das die heutigen Journale besprachen, hatte meine Aufmerksamkeit auf deine Schrift gelenkt u. so ging ich dann sofort auf das Lesezimmer der Universität, um mir Fleischers Revüe geben zu lassen. Die Studie hat mich nicht bloß interessiert, sondern auch überzeugt. Daß Stauffers Vater zwei Mal im Irrenhause gewesen, wußte ich schon früher u. der Gedanke, es könnte bei dem Sohne eine Geisteskrankheit im Spiele sein, ist mir mehrfach aufgestiegen. Aber nun hat mir deine Arbeit die Psychose mit wissenschaftlicher Exactheit unwiderleglich aufgezeigt, so daß ich Stauffers, den ich [in] Berlin kennengelernt, mit dem Mitleid und der Nachsicht gedenken kann, die ein Kranker unter allen Umständen verdient. Ich habe Deine Arbeit hier an verschiedene Bekannte, die sich für Stauffer interessieren, verliehen; alle haben sich anerkennend über diesselbe ausgesprochen.

Aus dem, was mir meine Schwester schrieb, habe ich mit Vergnügen ersehen, daß du dich Kreuzlingens durch Gründung eines Verschönerungsvereins angenommen hast. Der Gedanke ist trefflich. Die Umgebung Kreuzlingens ist reich an schönen Punkten verschiedenen Charakters, die ich in den Herbstferien immer wieder u. mit neuem Genuß aufsuche. Mein Lieblingsspaziergang sind die Wälder über dem Gaisberg, die freilich in den unteren Partien durch die Trockenlegung mehrere [sic.] Teiche u. sonstige Verschimpfung viel verloren haben.

Daß deinen Bestrebungen für die Verschönerung Kreuzlingens statt einmütiger Anerkennung brutale Anfeindung zutheil geworden ist, hat mich zwar geschmerzt, aber nicht überrascht. Das muß sich der, der bei uns gemeinnützig wirken will, eben gefallen lassen. Laß dich nicht irre machen u. schüttele diese unangenehmen Dinge mit dem selben Gleichmuth von dir ab wie dein seliger Vater. Mit herzlichen Grüßen an dich u. alle deine Angehörigen

Dein ergebener

Brunnenmeister

---

<sup>1</sup> FAB 391; Brunnenmeister, Emil (1854-1896). Rechtshistoriker. Dr. jur. 1879 wurde er zum Professor für Strafrecht an der Universität Zürich ernannt, 1882 in Halle, 1889 an der Universität in Wien. Aus: DBA-NF (1989) nach: Historisch-biogr. Lexikon d. Schweiz (1924), sowie: Österr. Biogr. Lexikon (1957).

### **11.2.2 Undatierte Schreiben**

#### **D41. Briefentwurf Robert Binswanger an die Redaktion einer Zeitung.<sup>1</sup>**

Entwurf.

Die Entgegnung des Herrn Klinger in Ihrem geschätzten Blatte vom 29. Jan. , Nr. 47, veranlasst mich noch zu folgender kurzer Erwiderung:

Mein Schreiben vom 17. Jan. an genannten Herrn ist, wie mir die Redaktion bestätigen wird, durch ein Missverständnis veröffentlicht worden, indem eine private Mitteilung zu einem mir befreundeten Herrn ohne mein Zuthun und gegen meine Absicht abgedruckt wurde. Ich muss mich dagegen verwehren, dass auf Stauffers Wechsel zw Malerei - Radierung - Plastik allein in meiner Arbeit eine Irrsinnskonstruktion aufgebaut sei. Eine derartige Schlußfolgerung wäre bei dem so häufigen Vorkommen der Ausübung verschiedener Kunstgattungen gerade durch die bedeutendsten Künstler in alter und neuer Zeit eine wahre Absurdität. Jene Uebergänge Stauffers sind, wie sich aus einer noch so flüchtigen Lektüre meiner Studie ergibt, nur darum weil sie unvermittelt von nervöser Unstärke, sowie intercurrierenden körperlichen Erschöpfungszuständen und gemüthlichen Depressionen begleitet sind, zunächst als einzelne von mehrfachen Symptomen der Geistesbeschaffenheit behandelt, aus welchen sich die später ausgebrochene Psychose entwickelte.

Für die sich vorbereitende und sodann für die ausgebildete Krankheit selbst sind daneben noch hereditäre Behaftung, Mangel an geistiger Führung, zügelloses Leben später Induktion von Frau L. auf Stauer u. umgekehrt. Größenwahn- und Verfolgungswahnideen maniakalische Ausbrüche u. A. m. ausdrücklich beigezogen. Auf Weiteres, insbesondere darauf, daß ich durch Angabe der Quellen in meinem Briefe an Herrn Klinger den Beweis für den Antheil, den er an der Gestaltung des Geschicks Stauffers gehabt, zweifellos erbracht habe, gehe ich nicht mehr ein.

#### **D42. Eugen Bleuler, Rheinau: Visitenkarte, ohne Datum.<sup>2</sup>**

**Dr. E. Bleuler Direktor Rheinau.**

*Auf der Rückseite:*

Besten Dank! Es war wirklich an der Zeit, dem Machwerk von Brahms einmal entgegenzutreten. Mit collegialen Grüßen

---

<sup>1</sup> FAB 385.

<sup>2</sup> FAB 389; Bleuler, Eugen (1857-1939). Psychiater. Zunächst Assistent von August Forel im Burghölzli in Zürich. 1886 dann Ernennung zum Direktor der Kantonalen Irren-Pflegeanstalt Rheinau. 1898 Berufung als ordentlicher Professor der Psychiatrie an die Universität Zürich. Wurde später zum Nachfolger von August Forel an die Psychiatrische Universitätsklinik in der Heilanstalt Burghölzli ernannt und wirkte dort als Direktor. Vgl. Kreuter (1996), Bd. 1, S. 147-152.

**D43.** *Sigmund Freud, keine Ortsangabe: Visitenkarte, ohne Datum.*<sup>1</sup>

**Docent Dr. Sigm. Freud**

Ergebensten Dank.

(Siehe Abb. 14, S. 116.)

**D44.** *Simon Kirchheim, keine Ortsangabe: Visitenkarte, ohne Datum.*<sup>2</sup>

**Dr. med. S. Kirchheim.**

mit dem herzlichsten Dank für Ihren äußerst interessanten Aufsatz, dem ich schon mit Erwartung entgegensah.

**D45.** *Freiherr von Schrenck-Notzing, München: Visitenkarte, ohne Datum.*<sup>3</sup>

**Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing**

**München**

spricht seinen verbindlichsten Dank aus für die frdl. Zusendung des interessanten Werkes. Mit den besten Grüßen

ergebenst

**D46.** *Brühlmann, München: Brief, undatiert.*<sup>4</sup>

Mein lieber Freund!

Deine Studie habe ich mit großem Interesse gelesen. Natürlich war die Neugierde schon geweckt durch die öffentlichen Verhandlungen in den Tagesblättern. Darum bin ich dir für freundliche Zusendung doppelt dankbar. Ich habe mich außerordentlich gefreut nicht bloß am schönen Stil sondern ganz besonders auch an den feinen psychologischen Auseinandersetzungen des Psychopaters [sic]. Die Arbeit macht Dir alle Ehre. Du brauchst dich des Lärmes, den sie verursacht, nicht zu schämen.

Sei mit den werten Deinen bestens begrüßt auch im Namen m[einer] l[ieben] Frau, von  
Deinem Brühlmann

---

<sup>1</sup> FAB 402; Freud, Sigmund (1856-1939), Begründer der Psychoanalyse. 1885 Dozent für Neuropathologie, 1886 als Nervenarzt in Wien niedergelassen. Arbeitete zusammen mit Josef Breuer an der Hysterie-Forschung („Studien über Hysterie“, 1895)..1902 ao. Prof., 1920 Titel ord. Professor für Neuropathologie. Vgl. Kreuter (1996), Bd. 1.

<sup>2</sup> FAB 407; Kirchheim, Simon. Praktizierender Arzt in Frankfurt a.M. Er überwies ab dem Jahre 1890 regelmäßig Patienten an die von R. Binswanger geleitete Heilanstalt „Bellevue“ in Kreuzlingen. Siehe dazu: UAT 441, sowie: Reichs-Medizinal-Kalender (1914).

<sup>3</sup> FAB 424; Schrenck-Notzing von, Albert (1862-1929). Nervenarzt. 1889 Niederlassung als Arzt in München. Er betätigte sich vor allem auf den Gebieten der Psychotherapie, des Hypnotismus und der Parapsychologie. Vgl. Kreuter (1996), Bd. 3.

<sup>4</sup> FAB 390; möglicherweise handelt es sich um: Brühlmann, Johannes (1845-1911), schweiz. Pfarrer in Rheinegg, Ebnat und Wil; Erziehungsrat des Kantons St. Gallen. Sohn, Hans Brühlmann (1878-1911) war Maler. Aus: DBA-NF (1989).

*D47. Ein undatiertes, nicht gezeichnetes Brief einer Frau. Der vertraute Briefstil lässt vermuten, dass diese Frau in einem sehr persönlichen, engen Verhältnis zu Robert Binswanger stand.<sup>1</sup>*

ohne Datum

Lieber Freund!

Sie muthen mir zu ein Essay über Ihre psychiatrische Studie: Stauffer-Bern zu schreiben! So schmeichelhaft dieses für mich ist - Sie muthen mir zu viel zu! Wie kann ich, selbst mit Ihrer Autorisation, mein unmaßgebendes Laienurtheil, Ihrem wissenschaftlichen Studium der Sache gegenüberstellen? Zudem ist Laienurtheil hier nicht einmal der zutreffende Ausdruck! Ich müßte sagen: mein frauenhaftes, durch die Persönlichkeit Stauffers, beeinflusstes, Urtheil; denn bei der Lecture seiner Briefe trat mir seine Persönlichkeit klarer vor Augen, und ich habe mich in den unglücklichen Autor völlig verliebt!! Welch kunstvolle Ursprünglichkeit! Wie empfand dieser Mensch Natureindrücke, sowie nur ein echtes, fein besaitetes Gemüth dies vermag, wie treffend, gescheit und wahr empfunden ist sein Urtheil (selbstverständlich vor Rom) über Kunst, Menschen, Zustände! Wie ist sein Urtheil über Berlin, u. über 1000 andere Dinge, mir aus der Seele gesprochen!

Was Ihre Studie betrifft, so ist sie überzeugend geschrieben, u. trifft in der Hauptsache den Nagel auf den Kopf. Einige kleine Punkte, will ich dennoch, da Sie mich dazu auffordern, nach persönlichen Eindrücken beleuchten. Erstens will es mir, in meinem beeinflussten Urtheil, so scheinen, als ob Sie Stauffers Erkrankung zu früh zurück datieren. Ein außergewöhnlich genialer Mensch war er unbedingt, und sein Übergehen von einer Kunst zur Anderen halte ich nicht für krankhaft. Er hätte wenn lebend und gesund später sicher wieder mit der Malerei alternirt; und wodurch ist es bewiesen daß er zur Bildhauerkunst nur mässiges Talent hatte? Ihm fehlte vorerst nur die manuelle Übung, das Technische, durch das sich bei Jedweder Kunst, der genialste Künstler vorerst durcharbeiten muss. Warum sollte er dann nicht alle 3 Künste gleich souverain beherrschen? Wie zwei derselben vor ihm mancher Andere, z. B. Michel Angelo?

Der zweite Punkt betrifft Brahm. -

Verurtheilen Sie diesen nicht zu scharf? Er hat ja doch durch sein Buch den ersten Anlaß dazu gegeben, Stauffer gerechter zu beurtheilen, so Sie selbst eben zu Ihrer Studie mittelbar gebracht. Die Publication der Briefe allein hätte zur Beurtheilung späterer Vorgänge nicht genügt. Er hatte in erster Linie vollkommen recht, das kriecherisch[e], partiische Vorgehen der Schweizer Gesandtschaft, gehörig zu beleuchten. Frau Lydia beurtheilt er ebenfalls richtig, wie mich dünkt! sie, die überfeinerte, gekünstelte Natur, zog der geniale, kraftstrotzende, so ursprünglich empfindende Mensch eben deshalb an; nicht nur der Künstler, und noch ganz anders, als in reiner Freundschaft! - Hingegen ist er, und darum das ganze Verhältniß, unrichtig von Brahm - ob wirklich so beurtheilt, oder wie Sie es aussprechen, um dem Sensations Bedürfnis des

---

<sup>1</sup> FAB 353.

großen Publikums zu entsprechen, scheinbar so beurtheilt! - darüber ließe sich streiten - ich kenne den Charakter des Mannes nicht. - Wie treffend in diesem Punkte Ihr Urtheil ist, beweisen unter Anderem auch die im Kerker entstandenen Gedichte, in denen ich kaum ein Liebeswort für Frau L. entdecken kann, obwohl sie unmittelbar nach der Erfüllung seiner scheinbaren Wünsche, entstanden sind. -

Ein dritter Punkt: ist eben Ihre Verurtheilung Klingers! In der Sache selbst haben Sie so vollkommen recht. Er ist unbedingt schuld an dem so elenden Zugrundegehen Stauffers; jedoch Sie sagen später selbst daß für den Laien meist erst der Tobende - geisteskrank erscheint! Es hätte darum vielleicht jeder Andere, der von ähnlichen Zuständen keine Ahnung hat, ebenso geurtheilt wie er. Trotzdem ist es eine Dummheit sonder Gleichen von einem Menschen der, wenn auch nur durch Fahrlässigkeit, meinetwegen aus Unwissenheit, aber immerhin doch, solche moralische Schuld, auf sich geladen, he[t]zt selbst durch sein Gehaben alle Welt auf sich u. seine "schöne That" aufmerksam zu machen! - Wem so etwas passiert ist, der hat allen Grund sich hübsch still zu verhalten - daß Welti anfangs Stauffers Zustand richtiger beurtheilen konnte, lag vielleicht darin, daß er durch seine schwer nervöse Frau, und vielleicht in Bezug auf sie, häufigeren Verkehr mit Ärzten, schon eher einen Einblick in psychiatrisches Gebiet, hatte.

Glauben Sie daß St., wenn seinerzeit, vor den entsetzlichen Martern der römischen Gefangenschaft, in ärztliche Hände gebracht, zu retten gewesen wäre?? War er Paralytiker? Wenn nicht, hätte er vielleicht dem Leben u. der Kunst für lange Jahre wiedergegeben werden können, denn was seine künstlerische und moralische Kraft total gebrochen, war sicher nicht die Krankheit allein, sondern in viel höherem Maße, die infamirenden Anschuldigungen, und all' die Qualen und Martern die daraus folgten. - Aus dem Irrenhause von Bonifazio entlassen, war er sicher keinen Moment seines Lebens mehr gesund, und darum Ihre Schlußbemerkung, bez. seines, von der Welt so scharf verurtheilten Ansinnens an Welti, bez. einer materiellen Unterstützung, so sehr treffend u. den Unglücklichen reinigend. -

*Nicht gezeichnet*



**D48. Telegramm Robert Binswanger an Dr.Hirth, München.<sup>1</sup>**

Dr. Hirth Luisenstraße München

Bitte freundlich dringend, daß Ihre Redaktion in gesammter Klinger-Stauffer Angelegenheit von mir ausgehende Erklärungen, Briefe dgl. nicht veröffentlicht oder bespricht ehe mit mir sich verständigt.

**11.2.3 Von Berlepsch**

**D49. Hans Eduard von Berlepsch, München: Brief, 23.01.1894.<sup>2</sup>**

München, 23. I. 93 [*richtig: 1894*]

Sehr geehrter Herr!

Sie waren so liebenswürdig, mir die Brochure über Stauffer zu senden. Ich danke Ihnen dafür. Zum Studium derselben komme ich im Moment nicht, da ich mit den Vorarbeiten zu der am 27' d. M. eröffnenden Schwarz-Weiß-Ausstellung stark beschäftigt bin. Auszüge las ich in den Neuesten Nachrichten. Ich werde mich freuen, an der Hand des authentischen Textes mich davon zu überzeugen, daß derselbe manches nicht enthält was mich und eine große Anzahl von Collegen beim Lesen der Auszüge etwas frappierte. Da stand z. B. zu lesen, Stauffer sei fahnenflüchtig geworden, weil er, kaum als Maler zu einem Resultate gekommen, Pinsel und Palette bei Seite gelegt und dieselben mit der Kupferstecherei vertauscht habe. Stauffer - ein Kupferstecher? Das war er nie in seinem Leben, vielmehr ist er Radierer gewesen. Er hat nie reproductiv in einer durch den Stechel vorgeschriebenen Manier gearbeitet, vielmehr sind alle die Blätter, die er schuf' und die eine ganz neue Phasis dieser Künstlerischen Ausdrucksgattung mit sich brachten, freie Studien nach der Natur. Es sind Portraits. Ob diese mit Oelfarbe und dem Pinsel oder durch Aetzung und Schnitt in die Kupferplatte hervorgebracht sind, ist absolut gleichgültig. Es handelt sich nur um die Frage: "Sind sie künstlerisch

---

<sup>1</sup> FAB 378. Hirth Georg (1841-1916), Dr.phil. Verleger und Schriftsteller; Vorsitzender des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins. Gründete 1875 zusammen mit Thomas Knorr eine Buchdruckerei, welche in erster Line für den Druck der „Münchner Neueste Nachrichten“ verantwortlich war. Später übernahm die Firma „Knorr & Hirth“ den Verlag der „Münchner Neueste Nachrichten“. Ehrenmitglied des Vereins Deutscher Zeitungsverleger. Aus: DBA-NF (1989) nach: Geistiges und künstlerisches München in Selbstbiographien. Hrsg. v. W. Zils. (1913).

<sup>2</sup> FAB 372; Berlepsch, Hans Karl Eduard (1849 (bzw. 1852)-1921). (Pseudonyme: B. von Valendas; B.-Valendas, Hans Eduard von B.) Schweizer Architekt, Maler, Radierer, Kunsthandwerker, Designer, Illustrator und Schriftsteller. 1875-79 als Schüler von Löffitz, Wilhelm Lindenschmit und Wilhelm Dietz an der Akademie der Bildenden Künste in München, wo auch Karl Stauffer-Bern von 1876-1880 unterrichtet wurde. Etwa um 1890 unterhielt Berlepsch eine Schule für Architektur und angewandte Kunst in seinem Haus in Planegg bei München. Aus: DBA-NF (1989) nach: Das geistige Deutschland am Ende d. 19.Jh. (1898); Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. Hrsg. v. Franz Neubert. (1905); Literarische Silhouetten. Hrsg. v. Heinz Voss u. Bruno Volger. (1908); Schweizerisches Künstler-Lexikon. Hrsg. v. Carl Brun, Bd.1, (1905); Kürschners Deutscher Literaturkalender. Nekrolog 1901-1935. (1936). Saur. Allg. Künstler-Lexikon (1994), S. 461.

vollwertig"? Und das muß unter allen Umständen bejaht werden. - Stauffer hat hier an der Akademie seine ersten und vielleicht gründlichsten Studien bei Prof. Raab gemacht. Raab ist Vorstand der Kupferstecherschule. Stauffer war dort von Freunden umgeben, die mit der Radirnadel und mit Aetzwasser arbeiteten. Sein Intimus, Peter Halm, der ihm auch später bei Aetzung der ersten Platten beistand, schloß sich in der Raab-Schule an Stauffer an. Ich kannte selbst den ganzen Cirkel sehr gut, denn wir waren zu ein und derselben Zeit in den Räumen des alten Jesuiten-Stifts als Schüler der Akademie untergebracht. Stauffer hat schon hier, als er nach mehr-semesterigem Studium die Naturklasse vom Raab verließ und in die Malschule von Diez übertrat, immer Schwierigkeiten in Bezug auf die Behandlung der Farbe gehabt, während ihm die Modellierung, d. h. die malerische Darstellung der Form stets ein Leichtes gewesen ist. Kein Wunder also, daß er mit der Erkenntnis im Herzen: "Besseres als das Klein-Portrait werde ich nie mehr machen" sich ganz und gar dem Radiren hingab. Er ist nicht der Einzige, der es gethan, ja man müßte gerade heute Dutzende von Malern als fahnenflüchtig bezeichnen, weil sie sich mehr der Schwarz-Kunst als dem Staffelei-Bilde zuwenden. Und was sagen Sie nun gar zu dem § 1 der Statuten des Münchner Radir-Vereins, der notatam die tüchtigsten hiesigen Kräfte zu seinen Mitgliedern zählt. Er lautet:

Der erste Vorstand des Radir-Vereins muß ein Maler und kann kein Kupferstecher sein.

Dieser Paragraph wurde von einer Anzahl von Männern gutgeheißen, die man geistig ganz gewiß als relativ-normal (was ist überhaupt ganz normal?) bezeichnen kann. Wie stellt sich dazu der Begriff "Fahnenflucht", wenn der Radirer den Maler ersetzt? Nein, nein, von Fahnenflucht kann da nie und nimmer die Rede sein und man war hier geneigt anzunehmen, der Verfasser jener in den Neuesten Nachrichten erschienenen Auszüge aus Ihrer Arbeit sei mit den Begriffen über künstlerische Thätigkeit offenbar nicht ganz im Klaren.

Ebenso verhält es sich mit dem Bildhauer Stauffer, dem zu jenen Auszügen die eigentliche Beanlagung zur Plastik abgesprochen wurde. Da kommt es nun ganz gewiß immer ein wenig drauf an, wer solch ein absprechendes Urtheil fälle. Wenn ein Mann wie Hildebrand aus eigenen Mitteln die nachgelassenen Staufferschen Entwürfe gelten ließ, so kann man ja annehmen, er habe das aus Liebhaberei gethan. Wenn aber viele, viele Männer, Laien wie Künstler vor diesen Arbeiten Halt machen, weil sie dem gebildeten Auge einfach ein "Halt" gebieten, so muß es denn doch mit der Talentlosigkeit Stauffers nicht so arg gewesen sein. Was man in der Schweiz darüber sagt, ach Du lieber Gott, das fällt für die Welt nicht ins Gewicht, mir selbst ist die Ehre widerfahren, daß ein Bild, was hier und in Berlin, beide male gelegentlich einer internationalen Ausstellung, auf der Rampe hieng, in Bern refusirt wurde. Hat doch erst kürzlich ein in Zürich ansässiger Gelehrter die nach Zeichnungen von Gottfr. Keller hergestellten Reproduktionen als ganz nette Beigaben zur Biographie des Autors vom grünen Heinrich bezeichnet, während anderswo diese Sachen als die Aeusserungen eines ganz eminent beanlagten Menschen angeschaut werden. - Schauen Sie doch einmal eine Sammlung wie das Künstler-Gütli zu Zürich an - das ist ja was himmeltrauriges, beinah so himmeltraurig wie die Zürcher Künstlergesellschaft selbst. Glauben Sie nicht etwa, daß ich da vom

Hörensagen aus urtheile. Ich bin geborener Schweizer und kenne meine Landsleute nach dieser Seite hin so genau wie man überhaupt nur etwas kennen kann.

Dass man also Stauffer in der Schweiz nicht so schätzte, wie er es verdiente, ist noch lange kein Beweis für dessen Minderwertigkeit. In Sachen der Kunst sind unsere guten Schweizer bis auf wenige Ausnahmen wahrhaftige Kaffern und Urmexikaner, denn was ansprechen soll, muß "artig" sein, beileibe aber darf es keine starke Individualität verrathen. Wissen Sie, seit wann Böcklin in der Schweiz geschätzt wird? Ungefähr seit jener Zeit, wo man vom Auslande her hörte, was das für ein gewaltiger Kerl sei. Ist's mit Gottfr. Keller nicht ebenso gegangen? Und mit manchem Andern!

Also, lassen wir dem Todten was er wirklich an Größe besaß. Diese lag in seinem Künstlerischen Vermögen. Wie er als Mensch gewesen, das weiß nicht bloß Klinger, es wissen auch Dutzende von anderen. Wissen Sie - nota bene ganz unter uns gesagt - daß Stauffer hier in München den "Louis" gemacht hat, daß er eines Tages von seinem weiblichen Schutzbefohlenen vor dem Bahnhof am helllichten Mittage durchgeprügelt wurde, weil er für seine Ritterdienste zuviel klingenden Lohn verlangte. Wissen Sie auch, daß zum guten Theil das der Grund war, weshalb St. von hier fort musste, wollte er nicht in ganz mangelnde Conflicte kommen. Seine Uebersiedlung nach Berlin ist nicht so freiwillig geschehen, als man durchschnittlich annimmt. Wunderbar ist nur, wie er sich dort mit eiserner Energie eine Zeit lang jedes Excesses in Baccho sowohl als in Venere enthielt. Später freilich wars anders und St. in Berlin geradezu bekannt als Hengst. Ich möchte diesen Excessen mindestens ebenso sehr Gewicht beilegen, wie seiner erblichen Belastung, denn immer war er der nicht rothbacie Carl, oft sogar recht mausegrau, ohne Ausdruck in den Augen, schlapp in der Haltung, blöd von Gedanken. Es waren nicht immer die geistig durchwachten Nächte, die ihn so mitnahmen, sondern das fidele Leben mit einem wahren Harem von Weibern, unter denen die Töchter Israels eine große Rolle spielten.

Doch - wozu das alles sagen, vor ich Ihre Studie gelesen, die mich hoffentlich von der fälschlichen Ausdrucksweise jener Auszüge in den Neuesten Nachrichten überzeugt. Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundliche Sendung und auch dafür, daß Sie Herrn Brahm die Wahrheit gesagt haben. Natürlich hat der Kerl das Buch herausgegeben, um für sich Reclame zu machen - mein Gott, einer von den Windhunden, wie sie in der Reichshauptstadt zu Dutzenden herumlaufen, vorgebend, sie seien das geistige Deutschland.

Draußen geht die Sonne auf ich muß bald ins Geschirr. Entschuldigen Sie das lange Geschreibsel - ich kam unvermerkt hinein.

Hochachtungsvoll

O. Berlepsch.

**D50.** Hans Eduard von Berlepsch, München: Brief, 04.02.1894.<sup>1</sup>

München 04.II.94.

Sehr geehrter Herr!

Dieser Tage kam ich dazu, die mir freundlichst übersandte Brochure über Stauffer-Bern zu durchgehen. Wenn ich mit meinem Urtheil nicht zurückhalten soll, so muss ich offen gestehen, dass, soweit der Künstler Stauffer in Betracht kommt, Ihre Dicta durchaus auf falschen Voraussetzungen beruhen und Sie für diesen Theil der Arbeit offenbar nicht in dem Maasse [sic] Herr des Stoffes sind, wie es nötig erscheint, wenn man über künstlerische Dinge urtheilen will. Dazu bedarf es eben eines fortwährenden Contactes mit der Kunst, genau so wie der Arzt die Verbindung mit der Welt seiner Thätigkeit nicht ausser Acht lassen darf. Der Vorwurf, nicht fachlich zu sein, wird jeden treffen, der, ohne mit einem speziellen Gebiete betraut zu sein, sich über dasselbe autorätativ auslässt und wenn Klinger hierin das Motif [sic.] zu einem schwer wiegenden Vorwurf Ihnen gegenüber erblickte, so ist er nicht im Unrechte.

Besser wäre es wohl, die Sache endlich ruhen zu lassen. Stauffers betagte Mutter lebt noch und ich dächte, es wäre, selbst wenn man die Frau nicht kennt, eine Art von ritterlicher Pflicht, die Todten endlich ruhen zu lassen, um so mehr als das Thema in der Art seiner neuesten Inscenirung eigentlich recht abstossende Dinge zu Tage gefördert hat.

Von einem Arzte setze ich immer voraus, daß er ein feinfühligter Mensch sei und ich glaubte von Anfang an nicht, daß Ihnen um die Provokation eines Streites zu thun war. Jetzt ist er da - Setzen Sie ein Punctum drunter, es ist ganz gewiß besser für Alle.

Verzeihen Sie mein offenes Aussprechen. Ich hielt es für meine Pflicht. Hochachtungsvollst + ergebenst

O. Berlepsch.

---

<sup>1</sup> FAB 374; Autor: siehe D 49.

#### **11.2.4 Friedrich Emil Welti über Karl Stauffer-Bern und sein Verhältnis zu Lydia Welti; mit Auszügen aus einem Tagebuch von Karl Stauffer-Bern**

*7 Doppelbogen und 1 Blatt, 26,8x 21,5 cm, 30 Seiten, davon 28 beschriftete, mit einem Kopierverfahren in blauer Tintenschrift hergestellte, eigenhändig mit Unterschrift von Emil Welti versehene Abschrift, datiert 14. Februar 1890; einzelne, beim Kopieren nicht deutlich reproduzierte Passagen sind auf der Kopie von Welti mit Bleistift oder schwarzer Tinte verdeutlicht worden.*

*Die ersten 14 Seiten des Dokuments bestehend aus Tagebüchern und Briefen, sind bei Jung (2009)<sup>1</sup> abgedruckt und werden daher hier nicht reproduziert.*

*Es folgen jedoch die bisher unveröffentlichten Passagen, in denen Friedrich Emil Welti über seine eigenen Erfahrungen mit Karl Stauffer-Bern berichtet.<sup>2</sup>*

[S. 15] Ich lernte Karl Stauffer im Jahr 1866 kennen, als er mit mir in die unterste Classe der bernischen Kantonsschule eintrat. Wir blieben Classengenossen bis zum Jahr 1872 in welchem er die Schule verliess, um sich dem Studium der Malerei zu widmen[!]. Bis zum Jahr 1885 habe ich ihn nur zweimal kurz wiedergesehen. Im Sommer 1885 besuchte mich Stauffer, der unterdessen als Portraitmaler in Berlin sich einen Namen gemacht hatte, in Zürich. Er machte dort Studien zu einem Bildnis des Dichters C.F. Meyer u. war so lange diese Arbeit dauerte, täglich unser Gast. Unsere alten kameradschaftlichen Beziehungen lebten wieder auf und Stauffer schien sich in unserem Hause heimisch zu fühlen. Es wurde vereinbart, dass er im nächsten Sommer bei uns wohnen und das Bild meiner Frau malen sollte. Meine Frau mochte meinen Freund ebenfalls wol leiden u. auch sie setzte den Verkehr mit ihm brieflich fort. Im folgenden Jahr 1886 malte Stauffer das Bild meiner Frau, sein Aufenthalt bei uns erstreckte sich damals auf mehrere Wochen. Auch im Sommer 1887 wiederholte sich sein Besuch in unserem Haus. Als Stauffer im September (1887) nach einem Aufenthalt in Bern, wo er auf meinen Wunsch die Bilder meiner Eltern gemalt hatte zu uns zurückgekehrt war, eröffnete er mir eines Tages, dass er Berlin verlassen und in Italien leben möchte, um dort neben der Malerei auch der Bildhauerei sich zu widmen, zu welcher er sich besonders hingezogen fühlte. Es fehle ihm leider zur Verwirklichung dieses Planes an den nötigen Mitteln und deshalb werde er wol fortfahren müssen in Berlin Portraits zu malen. Ich anerbote mich die Mittel [S. 16] zu verschaffen und Stauffer nahm mein Anerbieten mit der grössten Freude an. Drei Monate später hatte Stauffer in Rom sein Atelier aufgeschlagen u. seine Briefe geben Zeugnis von der Begeisterung, mit der ihn Italiens Natur und Kunst erfüllte und von dem Eifer, der ihn beim Studieren der Bildhauerei beseelte. Für die Hülfe, welche ich ihm leistete erwies er sich fortwährend dankbar, er benutzte jeden, auch den geringsten Anlass, um sich mir erkenntlich zu zeigen.

---

<sup>1</sup> Jung (2009), S. 499-505.

<sup>2</sup> Das Folgende siehe FAB 429, S. 14-30.

Im September 1889 kam St. wieder zu uns auf Besuch. Er war uns für die Einladung ganz besonders dankbar, denn die angestrengte Thätigkeit seit Januar 1887 habe ihn sehr ermüdet und ein paar Wochen Ruhe werde in erster Linie seiner Arbeit selbst zu gut kommen. In der ersten Stunde nach seiner Ankunft machte mich Stauffer auf das krankhafte Aussehen meiner Frau aufmerksam und in der Folge aeusserte er mehr als einmal ernstliche Befürchtungen wegen ihres nervösen Zustandes. Die Nervosität habe ein ganz bedenkliches Mass erreicht, so müsse durchaus Etwas dagegen geschehen, das ganze Wesen der armen Frau sei nicht mehr normal. In genau demselben Sinne aeusserte sich St. gegenüber einem uns befreundeten Arzt. Die Beobachtungen Stauffers enthielten für mich nichts Neues. Trotz aller möglichen Kuren hatte die Nervosität meiner Frau seit zwei Jahren dermassen überhand genommen, dass sich die Patientin nur noch mit Hülfe ihrer ganz ausserordentlichen Willenskraft aufrecht zu halten vermochte. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher meine Frau ihre Pflicht als Leiterin eines grossen Haushalts, entgegen allen Mahnungen und Bitten sich zu schonen, zu erfüllen bestrebt war, verschlimmerte die Krankheit zusehends und um die ärztlicherseits [S. 17] geforderte Ruhe meiner Frau zu verschaffen, blieb mir schliesslich nichts übrig als die grosse Haushaltung aufzuheben und anderwärts eine kleinere zu gründen. Wir entschlossen uns also in Florenz unseren Wohnsitz zu nehmen und uns dort möglichst einfach einzurichten. Es schien mir dieser Ort in klimatischer u. anderen Beziehungen für die Gesundheit meiner Frau zuträglicher als Paris, wohin meine Frau überzusiedeln vorgezogen hätte.

Stauffer bestärkte uns in diesem Entschluss und bot seine Dienste bei der Umzugsarbeit, mit der sofort begonnen wurde, in bereitwilligster Weise an. Mitte October reiste St. auf mein Ersuchen nach Florenz voraus, um sich dort nach einer für uns passenden Wohnung umzusehen und acht Tage später folgten wir dorthin, nachdem uns St. gemeldet hatte, er habe eine Wohnung gefunden. Weil die Unterhandlungen mit dem Hauseigenthümer noch nicht abgeschlossen waren, da ich mir selbst den Abschluss eines Mieth-ev.Kaufvertrages vorbehalten hatte, nahmen wir dh. meine Frau, ich und zwei Dienerinnen in der Pension Bonciani viale dei colli provisorisch Quartier. St. selbst logierte in einem Hôtel in der Stadt. Vierzehn Tage später war ich wegen Privatgeschäften genöthigt für die Dauer von 8-10 Tagen nach der Schweiz zurückzukehren. Ich bat St. sich unterdessen meiner Frau anzunehmen u. darauf zu achten, dass es ihr an Nichts fehle. Die Unterhandlungen wegen unserer Wohnung waren immer noch nicht abgeschlossen und ich liess darum St. mit Bezug hiermit ganz genaue Instructionen zurück. Ich übergab ihm gleichzeitig eine Bankanweisung von Fr.10.000- , damit er auf das Haus [S.18] eine Anzahlung leisten oder, wenn ein Kauf nicht zu Stande komme einen ersten Mietzins entrichten könne. Da weder die Anzahlung noch der Miethzins die Summe von Fr.10.000- erreichen konnten, sollte St. den Rest zur Zalung unserer Auslagen in der Pension verwenden. Ausser diesen Fr.10.000- gab ich St. Fr.1.000- zu seinen Privatzwecken, da er selbst kein Geld mehr besass. St. hat den Empfang dieser Fr.1.000- in einem Notizbuch, von welchem später noch die Rede sein wird notirt, die Notiz aber wieder ausgestrichen.

In Bern, wohin ich mich zunächst begab, fand ich einen Brief meiner Frau vor, mit welchem sie mir über ihre Gesundheit beruhigenden Bericht gab u. mir mittheilte, dass sie den Besuch einer Künstlerin aus Rom ( einer Bekannten Stauffers, der ihr Talent ausserordentlich hoch hielt) erwarte u. beabsichtige derselben in unser[er] Pension ein Zimmer zu miethen. Stauffer telegraphirte mir fast täglich. Der stellenweise ganz confuse Inhalt seiner Telegramme, welche namentlich auch die Wohnungsfrage betrafen, fieng[!] mich an stutzig zu machen, namentlich als Stauffer mir zumuthete, ich solle das ursprüngliche Project aufgeben und die als Privathaus ganz ungeeignete Pension Bonciani kaufen. Ich fand mich deshalb veranlasst St. zu telegraphiren, er solle weder die Pension noch sonst ein Haus für mich kaufen, sondern sich darauf beschränken das Haus zu miethen, welches wir in Aussicht genommen hätten. Aus der Antwort durfte ich schliessen, dass er meinem Auftrage nachkommen werde. Zur selben Zeit empfieng ich die von meiner Frau unterzeichnete telegraph. Nachricht, dass St. sich mit der obengenannten Künstlerin verlobt habe. Dieses Telegramm hat aber [S. 19] wie sich gestern herausstellte nicht meine Frau abgefasst, sondern Stauffer, wahrscheinlich um mir auch jeden Schatten eines Verdachtes zu nehmen, dass er das in ihn gesetzte Vertrauen irgendwie zu missbrauchen im Stande wäre.

Am 11. November begab ich mich von Bern nach Zürich u. wurde kaum dort eingetroffen von meinem Vater telephonisch ersucht, nach Bern zurückzukehren, es sei von Bonciani (dem Besitzer unserer Pension in Florenz) eine Depesche an meine Adresse in Bern eingegangen, deren Inhalt eine Besprechung nötig mache. Dieses Telegramm lautet in Übersetzung:

„Ihre Frau ist heute Nachmittag nach Rom gereist. Die beiden Mägde sind hier. Ich erwarte Instructionen. Bonciani“.

Ich reiste sogleich von Bern mit dem nächsten Zug nach Florenz, um mir über den ganz unerklärlichen Vorfall Aufschluss zu verschaffen. Denselben empfieng ich teilweise bereits in Luzern telegraphisch von meinem Vater, zu dem inzwischen Stauffers Bruder, Herr Fürsprech Stauffer in Biel mit folgender Depesche von Carl Stauffer gekommen war:

Stauffer & Ryff Biel

„Mit Lydia durchgebrannt. Scheidung. Heirath. Rechtsbeistand. Brief abwarten. Carlo Lydia.“

In Florenz erzählte mir Bonciani, Stauffer habe die Pension von ihm um den Preis von Fr.90.000 gekauft und eine Anzahlung von Fr. 9.000- geleistet. Am 11. November sei St. zu ihm gekommen und habe erklärt, er wolle von Florenz nichts mehr wissen u. reise [S.20] mit seiner Frau (colla sua signora) nach Rom. Schon am Tage vorher habe ihn Stauffer schriftlich ersucht – der Brief liegt bei den gerichtlichen Acten – einen Theil der Anzahlung auf die Pension zurückzuzahlen und am 12. Nov. habe er von Rom aus der [das] nämliche Ansinnen an Bonciani gerichtet mit Brief und Telegramm. Stauffer habe ihn ferner aufgefordert, unser Gepäck nach Rom nachzusenden u. unsere beiden Mägde jede mit Fr.500- nach Hause zu schicken. Auf alle diese Begehren sei er (Bonciani) aber nicht eingetreten. Die Mittheilungen der beiden Dienerinnen über den Zustand, in welchem sich meine Frau seit meiner Abwesenheit

befunden, lautete trostlos. Was ich schon in Bern nach Empfang der Depesche Boncianis geahnt hatte, wurde mir hier zur Gewissheit: die arme Frau war geisteskrank geworden. Sie sei, so erzählten die Mädchen am 11. Nov. Nachmittags mit Stauffer ausgegangen u. habe das Nachtessen auf 7 Uhr, wie gewöhnlich, bestellt, gegen Abend hätten sie meine Frau wie sonst erwartet u. erst später von der Abreise nach Rom durch Herrn Bonciani Kenntnis erhalten. Stauffers Benehmen sei ebenfalls sehr eigenthümlich gewesen, er sei oft halbe Stunden lang im Garten der Pension hin und her gerannt und einmal mit den Worten ins Zimmer getreten: Bin ich wirklich verrückt oder halten mich die Leute bloss dafür? Auf meine Frage, ob sie Etwas von einer Verlobung Stauffers mit Frä. X. (der Künstlerin) wüssten, antworteten sie, ja, meine Frau selbst habe [S. 21] ihnen diese Verlobung mit dem Bemerkten mitgetheilt, sie sollten Stauffer nicht gratuliren, er werde sonst „wütend“. St. habe sich um seine Brauth nicht viel bekümmert u. sie hätten deshalb grosses Mitleid mit der Dame empfunden. Bonciani bestätigte nach seinen eigenen Bemerkungen die Aussagen der Mädchen, namentlich mit Bezug auf St. Dieser sei die ganze Zeit über sehr exaltirt gewesen und einmal schon Morgens 5 Uhr (im November) zu ihm gekommen, um wegen des Pensionskaufes zu unterhandeln. Ich telegraphirte sofort Herrn Fürsprech Stauffer in Biel, dass sein Bruder zweifellos geisteskrank sei und dass ich mich in Rom auch Seiner annehmen werde u. bat Herrn Minister Bavier vorläufig, bis zum Eintreffen in Rom meine Frau sowie als St überwachen und ihre allfällige Abreise von Rom verhindern zu lassen. Die Adresse meiner Frau war mir aus einem von Stauffer an Bonciani gerichteten Telegramm bekannt geworden.

Am 14 November reiste ich nach Rom. Dort versicherte mir Herr Maler Max Klinger, Stauffers bester Freund; welcher mich auf mein telegr. Ersuchen am Bahnhof (am Bahnhof) erwartete, ich befände mich durchaus im Irrthum, wenn ich St. für geisteskrank halte, er sei nicht krank wol aber ein Schurke. St. sei vor zwei Tagen bei ihm gewesen, und habe frohlockend erzählt, dass er meine Frau entführt hätte. Diese Mittheilung hatte ihn so empört, dass er St. vor die Thüre gestellt habe und mit ihm nicht mehr verkehren wolle.

[S.22] Auch auf andere Freunde in Rom, mit denen Stauffer die zwei letzten Tage über verkehrt habe, mache dieser nicht den Eindruck eines Irrsinnigen sondern eines Menschen, der mit grosser Schlaueit und Ueberlegung zu Werk gegangen sei. Bei der Schweiz. Gesandtschaft in Rom fand ich nachstehendes Telegramm an meine Adresse:

„Karl nicht geisteskrank. Brief von ihm und ihr erhalten. Sinnesrausch. Vorsichtig. Die Beiden zu Allem im Stande. Handle nach Gutfinden. Wenn absolut noethig komme ich selbst.

Stauffer advocat.“

Einige Stunden, nachdem ich dieses Telegramm erhalten, traf folgende weitere Depesche für mich ein:

Biel.

Soeben erhaltener Brief zeigt Groessenwahn

(Frau) Stauffer



u. kurz danach die weitere:

Biel

Theile Nachmittags von Mamma geausserte Ansicht nicht

Stauffer Fürsprech.

Mit Rücksicht auf die Aussagen des Herrn Klinger und den Inhalt des ersten dieser drei Telegramme entschied ich mich sogleich gerichtlich gegen C. St. vorzugehen. Meine telegraphische Bitte sogleich selbst [S.23] nach Rom zu kommen, beantwortete Herr Fürspr. St. ablehnend mit folgender Depesche:

„Warum? Karl offenbar geistesgestört. Sie (dh. meine Frau) auch. Stauffer Fürsprech.“

Ich reichte also gegen C. St. Klage ein wegen appropriazione indebita von Fr.1000- und tartata truffa von 4000 Fr.u. hierauf verfügte der Staatsanwalt seine Verhaftung, welche am Abend des 15. November statthabte. Mit Bezug auf die Veranlassung dieser Klage wiederhole ich hier 1., dass St. gegen meinen bestimmten Auftrag von den ihm anvertrauten Fr.10,000- die Summe von 9000 Fr. als Anzahlung (caparra) auf die Pension Bonciani verwendete. [*Zusatz am Seitenende:*] Den Kauf und die Anzahlung machte St. für seine Person ohne meinen Namen nur zu erwähnen. 2., dass er auch den Rest von Fr. 1000 nicht wie mein Auftrag lautete zur Bezahlung unserer Auslagen für Pension etc., sondern zu Privatzwecken benützte. (Ich selbst bezahlte die Rechnung der Pension vor meiner Abreise nach Rom und überdies auch Stauffers Hotelrechnung) 3., dass St. versucht hat von "seinem Dépôt" bei Bonciani, den Fr.9000, Fr.4000 sich zuzuwenden.

Während ich mit der Abfassung der Klage beschäftigt war, begab sich auf mein Verlangen ein Arzt zu meiner Frau; dort traf er auch den St. Nach längerer Unterhaltung mit Beiden, brachte mir der Arzt den Bericht zurück, meine Frau sei ohne jeden Zweifel irrsinnig, Stauffer dagegen schein ihm bloss exaltirt zu sein. Ein paar Stunden früher hatte Herr Minister Bavier von St. einen Brief [S.24] worin er drohte Jeden niederzuschliessen, der sich ihm näherte.

Meine arme Frau wurde, gleich nach St's Verhaftung, welche ohne ihr Wissen stattfand, vom Arzt zunächst in ein Privatspital gebracht. Am folgenden Morgen wurde ihre Geisteskrankheit auch durch den Director des roem. Irrenhauses constatirt und darauf hin die Unterbringung der Kranken in einer Pflegeanstalt angeordnet. Ich selbst habe meine Frau dort erst vier Wochen später besuchen dürfen. [*Zusatz am Seitenende:* Das über die Untersuchung ausgestellte Attest lautet dahin, dass die Kranke an folia sistemattizzata leide.]

Der Wirth des Hotels, in welches meine Frau von St. geführt worden war, berichtete mir, dieselbe sei am 11. Nov. spät abends ohne alles Gepäck, ja sogar ohne Mantel eingetroffen. St. habe sich die nötigsten Toilettengegenstände für meine Frau von der Hotelkammerjungfer leihen lassen. Später erfuhr ich, dass St. um sich Geld zu verschaffen meiner armen Frau sogar die Ringe vom Finger genommen hatte und dass er den kostbarsten darunter verpfänden lies. Das so erhaltene Darlehen benützte jedoch St. nicht etwa dazu, um der von Allem entblösten Frau das Nötigste anzuschaffen,

sondern um sich selbst elegantere Kleider zu kaufen. Wo dieser Ring verpfändet war, habe ich zufällig von Frl. X. erfahren, welche das Verpfänden besorgen musste. Frl. X. bestätigte, dass sie sich mit St. in Florenz verlobt habe, die Verlobung sei aber schon nach einem halben Tag wieder aufgehoben worden, weil der Braeutigam gefunden, die Verlobung sei eigentlich ein Unsinn. Auch Frl. X. gegenüber hatte St. erklärt, er werde mich umbringen lassen.

Unter den Papieren, die ich in dem von meiner Frau bewohnten Zimmer vorfand, war folgender von Stauffers Hand geschriebener Testamentsentwurf, den ich hier in wörtlicher Uebersetzung anführe:

[S. 25]

„Rom 13 November 1889.

Ich Lydia Welti geb. Escher Tochter des verstorbenen Alfred Escher von Zürich gebe hiermit bei gesundem Verstand und in Gegenwart von zwei durch das Gesetz vorgeschriebenen Zeugen meinen letzten Willen kund:

Bei meinem Tode vermache ich mein ganzes Vermögen dem Herrn Carl Stauffer, Maler und Bildhauer, Sohn des Eduard sel. Pfarrer, von Bern.

Zwei Tage nach seines Bruders Festnahme kam endlich Herr Adv. Stauffer auf meine wiederholte Aufforderung nach Rom. Ich theilte ihm gleich bei seiner Ankunft mit, dass ich C.St. hätte verhaften lassen, worauf er mir erwiderte: „ich habe mir dies gedacht, was hättest Du sonst thun können.“ Im Arbeitszimmer des Herrn Minister Bavier, welchen wir sofort aufsuchten, wiederholte Herr Adv. St. diese Worte und beklagte sich überdies bitter über die Schlechtigkeit, die sich sein Bruder habe zu Schulden kommen lassen. Herr Minister Bavier verschaffte Herrn Adv. St. die Erlaubnis seinen Bruder im Gefängnis zu sprechen. Die Unterredung dort mit C. St. machte auch auf Herrn Adv. St. den Eindruck, dass der Verhaftete nicht geisteskrank sei.

Herr Adv. Stauffer theilte mir den Inhalt verschiedener von C. St. an ihn u. seine Mutter gerichteten Briefe mit. In einem derselben schreibt C. St., er werde schon dafür sorgen, dass ich unschädlich gemacht werde in Italien sei es keine Kunst einen unbequemen Menschen auf die Seite zu schaffen. In einem anderen verfügt er bereits in der unverfrorensten Weise über meiner Frau Vermögen. Seinem Bruder verspricht er eine hohe Provision, wenn er die Scheidung zwischen mir und meiner Frau rasch bewerkstelligen könne. Die Drohungen gegen mich wiederholte C.St. seinem Bruder gegenüber mündlich [S.26] Welche Rolle das Vermögen meiner Frau bei den Plänen des C.St. spielte beweist auch das folgende Billet

Florenz Casa Nardini Borgo S. Apostoli 17.

Herrn Schreiner V. in Enge - Zürich.

Nach 7wochentlicher Haft gestern befreit, zeige ich Ihnen hiermit an, dass vom 15 Januar 1890 an, die Verwaltung des Escherschen Vermögens mir dem Unterzeichneten obliegt, respective dem Bureau Stauffer und Ryff Biel. (Advocatur, Notariat und Incasso) dass Sie also eventuelle Rechnungen mit Herrn Notar Ryff in Biel zu begleichen haben.

Achtungsvoll

Karl Stauffer  
Maler Bildhauer Kupferstecher

den 7ten Januar 1890.

Einige Tage nach der Ankunft des Herrn Adv. Stauffer, erfuhr ich, dass St. aus der Haft entlassen werden solle (um Entlassung aus der Haft hat es sich jedoch, wie ich nachher vernahm, nie gehandelt, sondern lediglich um Ueberführung des Verhafteten vom Gefängnis in Rom nach Florenz, dem forum delicti committi) u. diese Nachricht veranlasste mich eine neue Klage wegen Entführung einer Geisteskranken gegen C. St. einzureichen.

Mitte Dezember brachte mir ein Zufall Stauffers Notizbuch in die Hand. Dasselbe enthält Aufzeichnungen vom 4 November – dem Tag meiner Abreise von Florenz nach Bern – bis zum Tage seiner Verhaftung. Ihr Inhalt liess gar keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, dass meine ursprüngliche Annahme [S.27] St. sei ebenfalls irrsinnig, vollkommen richtig war. Der Director der römischen Irrenanstalt und ein gerade in Rom anwesender hervorragender Schweizerischer Alienist, denen ich das Notizbuch vorwies, erklärten übereinstimmend, St. sei jedenfalls schwer geisteskrank und werde über kurz oder lang in einer Anstalt versorgt werden müssen. Ich beeilte mich das Notizbuch und einige andere die Geisteskrankheit wie mir schien ebenfalls nachweisende Briefe des C. St. dem Untersuchungsrichter in Rom zu übergeben mit dem Gesuch, es möchte eine ärztliche Untersuchung des C. St. stattfinden. Der Untersuchungsrichter sagte mir, es sei eine ärztl. Untersuchung seitens der Familie St's bereits begehrt worden und diesem Begehren werde auch entsprochen werden, er werde übrigens sofort die Papiere nach Florenz schicken. Die ärztl. Untersuchung hat trotzdem nicht stattgefunden. Am 3 Januar 1890 ist St. gegen Caution provisorisch auf freien Fuss gesetzt worden. Nach seiner Freilassung miethete St. sich in Florenz casa Nardini ein Zimmer u. dort äusserte sich seine Krankheit in Form von Tobsucht, so dass für schleunige Unterbringung in einer Irrenanstalt Vorkehr getroffen werden musste, wo sich St. zur Zeit noch befindet.

Herr Adv. Stauffer theilte mir persönlich mit, was sich seit seines Bruders Freilassung ereignet hatte und erbat sich von mir eine schriftliche Erklärung zu Händen des Gerichtes in Florenz, dass ich meine Klagen gegen C. St. zurückziehe. Ich habe diese Erklärung Herrn Adv. St. zugestellt, sie geht dahin, dass ich meine Klagen zurücknehme, wenn bei C. St. Geisteskrankheit constatirt sei. Von Florenz berichtete mir hierauf Herr [S. 28] Adv. St., meine Erklärung sei nach italienischem Gesetz formell unrichtig. Ich beauftrage darum sofort meinen Advocaten in Rom eine solche auf Grund der ihm von mir zurückgelassenen Vollmacht aufzustellen. Derselbe antwortete die ihm ertheilte Vollmacht ermächtige ihn nicht zum Rückzug der Klage. Er halte den Rückzug überhaupt für unnötig, da das Gericht von sich aus den Process niederschlagen werde, sobald der Nachweis, dass St. im Zustande von Geisteskrankheit gehandelt habe, erbracht sei. Ich habe von seiner Antwort Herrn Adv. St. mit dem Bemerkens Kennntnis gegeben, dass ich dessen ungeachtet für eine gültige Rückzugserklärung sorgen wolle, wenn er darauf bestehe, allein keine Antwort

mehr von ihm erhalten. – Hierüber mache ich deshalb nähere Mittheilung, weil diese Sache von anderer Seite ganz unrichtig dargestellt worden ist.

Mit Bezug auf das Verhalten des Herrn Minister Bavier, welcher der unrechtmässigen Einmischung in die traurige Angelegenheit öffentlich beschuldigt wurde, habe ich schliesslich noch folgendes zu sagen:

In der Annahme meine Frau und St. seien geistesgestört bat ich Herrn Bavier von Florenz aus Beide überwachen und ihre Abreise von Rom verhindern zu lassen: Herr Bavier hat diesem Gesuche auch entsprochen. Im Uebrigen erklärte er mir gleich bei meinem ersten Besuche, dass die Gesandtschaft sich in meinen Prozess mit St. nicht mischen könne, er werde aber gerne sonst für mich dasjenige thun, was er in demselben Falle für jeden anderen Schweizer auch thun würde. Sich jeder Einwirkung zu enthalten gebiete ihm nicht bloss die Amtspflicht, sondern auch die Stellung meines Vaters. Ich selbst habe [S. 29] eine Intervention der Gesandtschaft nie verlangt, sie hat auch nie stattgefunden u. Herr Minister Bavier hat sich lediglich darauf beschränkt mich beim Quaestor von Rom einzuführen, als ich dort meine Klage gegen St. vorbringen wollte u. nachher auf meine Bitte einen Arzt und den Director der Irrenanstalt zur Untersuchung meiner Frau schriftlich eingeladen.

Sonst allerdings hat Herr Bavier und seine Familie Alles versucht mir mein schweres Loos zu erleichtern u. ich werde mich stets mit dem Gefühle grösster Dankbarkeit der Beweise seiner liebevollen Theilnahme erinnern.

Bern 14 Februar 1890

Dr. Emil Welti

## **12 Danksagung**

Mein besonderer Dank geht an Herrn Prof. Dr. Albrecht Hirschmüller für die intensive und umfassende Betreuung während der Entstehung dieser Arbeit.

Der gesamten Belegschaft des Instituts für Geschichte der Medizin sei an dieser Stelle ebenfalls herzlich gedankt, hier im Besonderen Herrn Prof. Fichtner, der mir neben Herrn Prof. Hirschmüller bei der Transkription der Handschriften wertvolle Unterstützung leistete. Ebenso danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Universitätsarchivs Tübingen, des Zentralarchivs der Nationalgalerie und des Kupferstichkabinetts in Berlin für die fachkompetente Unterstützung und reibungslose Bereitstellung der Materialien. Für die Bewältigung von Fragen zur Formatierung und sämtlichen EDV-Herausforderungen sei Kay Hammer und André Stöcklein hiermit herzlich gedankt.

Des Weiteren möchte ich an dieser Stelle dem Chefarzt meiner Abteilung, Herrn Dr. Frank-Peter Schmidt, und meinen Kollegen der Inneren Medizin der Ilm-Kreis-Kliniken in Arnstadt danken, die mir die nötige Zeit gaben, um auch den Endspurt für die Arbeit zu bewerkstelligen.

Ein spezielles Dankeschön geht an Antje Koch, die meine Pferde in dieser Zeit so liebevoll in Schuß gehalten hat. Frau Elfriede Hermann und Herr Horst Müller, die mir jederzeit Unterschlupf und moralische Unterstützung gaben.

Insbesondere möchte ich mich ganz herzlich bei meiner Familie bedanken, bei meinen Eltern, die keine Zeit und Kosten scheuten, um mir die Möglichkeit zur Durchführung der Promotion zu geben und die stets an mich glaubten. Bei Frau Eva Demmer, meiner Oma, die jede Seite meiner Arbeit akribisch durchlas und korrigierte. Bei meiner Schwiegermutter Gudrun Neubert, die die Besuche in den Archiven von Berlin perfekt koordinierte und ebenfalls als Lektorin fungierte.

Zu allerletzt danke ich meinem lieben Schatz Dirk für seinen beflügelnden Optimismus und sein stetiges, konstruktives Beitragen zum Gelingen der Arbeit.

## 13 Lebenslauf

Melanie Neubert, geb. Quarz, geboren am 22.01.1979 in Waldbröl.

1985–1989	Besuch der Grundschule in Hamm / Sieg
1989-1991	Besuch der Orientierungsstufe in Friesoythe
1991-1998	Besuch des Albertus-Magnus-Gymnasiums in Friesoythe
1998	Abitur
1998-2000	Reiterliche Ausbildung und Tätigkeit in Dressur-Reitstätten in Deutschland und der Schweiz; Teilnahme an den Deutschen Meisterschaften der Junioren im Dressurreiten.
04-08/2000	Studium der Mineralogie an der Universität zu Köln
ab 09/2000	Studium der Humanmedizin an der Eberhard-Karls Universität zu Tübingen
09/2002	Physikum in Tübingen
	<u>Famulaturen:</u>
	Innere Medizin (Diakonissenkrankenhaus Stuttgart)
	Anästhesie (Sykehus i Vestfold, Tønsberg, Norwegen)
	Neuroophthalmologie (Augenklinik Universität Tübingen)
	Praxis für Allgemeinmedizin (Friesoythe - Markhausen)
09/2003	Erstes Staatsexamen in Tübingen
09/2005	Zweites Staatsexamen in Tübingen
23.10.2006	<u>Praktisches Jahr:</u>
	Innere Medizin sowie Chirurgie (Klinikum Am Steinenberg, Reutlingen; Lehrkrankenhaus der Universität Tübingen)
	Ophthalmologie (Augenklinik Universität Tübingen)
06.11.2007	Drittes Staatsexamen in Tübingen
12.11.2007	Approbation als Ärztin
seit 02/2008	Ärztin in Weiterbildung, Klinik für Innere Medizin II, IIm-Kreis-Kliniken Arnstadt-Ilmenau gGmbH
06.07.2008	Hochzeit
26.10.2011	Geburt unserer Tochter Linda Charlotte